

TOM CLANCY und STEVE PIECZENIK

TOM CLANCY'S
OP-CENTER 7
FEINDBILDER

Aus dem Amerikanischen
von Bea Reiter

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Prolog

Washington, D.C. - Sonntag, 13 Uhr 55

Die beiden Männer mittleren Alters saßen in Ledersesseln, die in der Ecke der holzgetäfelten Bibliothek standen. Der Raum lag in einem ruhigen Teil des großen Hauses in der Massachusetts Avenue. Um die jahrhundertealten Kunstwerke vor den grellen Strahlen der Nachmittagssonne zu schützen, hatte man die Jalousien heruntergelassen. Der einzige Lichtschein kam von einem fast schon heruntergebrannten Feuer, das im Kamin schwelte. Das Feuer ließ den holzgetäfelten Raum leicht nach Rauch riechen.

Der eine der beiden Männer trug Freizeitkleidung und war groß und kräftig, mit schütter werdendem grauem Haar und einem hageren Gesicht. Er trank Kaffee aus einer blauen Camp-David-Tasse, während er ein Blatt Papier las. Der andere, der ihm mit dem Rücken zu den Bücherregalen gegenüber saß, war kleiner und dicker. Er hatte raspelkurz geschnittene rote Haare und trug einen grauen Anzug mit Weste. In der Hand hielt er ein leeres Glas, das vor wenigen Augenblicken noch randvoll mit Scotch gewesen war. Er saß mit übergeschlagenen Beinen da und wippte nervös mit dem Fuß. Wangen und Kinn waren mit kleinen Schnitten übersät, die von einer hastigen, unzulänglichen Rasur stammten.

Der größere Mann schlug die Akte zu und lächelte. »Das hört sich alles ganz wunderbar an. Einfach perfekt.«

»Danke«, sagte der Rothaarige. »Jen schreibt sehr gut.« Er rutschte unruhig auf seinem Sessel herum und nahm das Bein von seinem Knie. Dann beugte er sich nach vorn, so dass das Lederpolster unter ihm ächzte. »Zusammen mit der Besprechung heute Nachmittag dürfte dies das Ganze erheblich beschleunigen. Das ist dir doch bewusst, oder?«

»Aber natürlich«, entgegnete der Größere. Er stellte seine Tasse auf einen kleinen Tisch, stand auf und ging zum Kamin hinüber, wo er nach einem Schürhaken griff. »Macht dir das etwa Angst?«

»Ein bisschen schon«, gab der Rothaarige zu.

»Warum?«, fragte der größere Mann, während er die Akte in die Flammen warf. Sie fing sofort Feuer. »Es führt keine Spur zu uns.«

»Um uns mache ich mir keine Sorgen. Aber irgendjemand wird den Preis dafür bezahlen«, antwortete der Rothaarige traurig.

»Darüber haben wir doch schon gesprochen. Die Wall Street wird begeistert sein. Wir beseitigen das, worunter sie leidet. Die Leute werden sich schon wieder erholen. Und jede ausländische Macht, die von der Situation profitieren will, wird sich wünschen, sie hätte es gar nicht erst versucht.« Er stieß den Schürhaken in die brennende Akte. »Jack hat sämtliche psychologischen Profile untersucht. Wir wissen, wo die potenziellen Unruheherde liegen. Der Einzige, der dabei zu Schaden kommen wird, ist der Mann, der dieses Problem geschaffen hat. Aber er wird schon wieder auf die Beine kommen. Es wird ihm sogar besser gehen als vorher. Er wird Bücher schreiben, Reden halten und Millionen verdienen.«

Die Worte des größeren Mannes klangen gleichgültig, obwohl der Rothaarige wusste, das dem nicht so war. Er kannte den anderen seit fast 35 Jahren, seit der Zeit, als sie zusammen in Vietnam gedient hatten. Während der Tet-Offensive hatten sie Seite an Seite in Hue gekämpft und ein Munitionsdepot gehalten, nachdem der Rest ihres Zuges getötet worden war. Beide liebten ihr Land aus ganzem Herzen, und das, was sie vorhatten, war Ausdruck dieser tiefen Vaterlandsliebe.

»Gibt es etwas Neues aus Aserbaidshan?«, wollte der größere Mann wissen.

»Jeder ist an seinem Platz.« Der Rothaarige sah auf seine Uhr. »Sie werden sich wohl gerade das Ziel aus der Nähe ansehen und dem Mann zeigen, was er zu tun hat.

Der nächste Bericht dürfte erst in etwa sieben Stunden kommen.«

Der Größere nickte. Einen Augenblick lang herrschte Stille, die nur vom Knistern der brennenden Akte unterbrochen wurde.

Der Rothaarige seufzte, stellte sein Glas auf den Tisch und erhob sich. »Du musst gleich zur Besprechung. Kann ich sonst noch etwas für dich tun?«

Der größere Mann stieß den Schürhaken in die Asche und zerstreute sie. Dann legte er den Schürhaken weg und drehte sich zu dem Rothaarigen um. »Ja«, sagte er. »Es wäre gut, wenn du nicht so nervös wärst. Wir brauchen nur vor einem Angst zu haben.«

Der Rothaarige lächelte. »Vor der Angst selbst.«

»Nein«, erwiderte der andere. »Panik und Zweifel. Wir wissen, was wir wollen, und wir wissen, wie wir unser Ziel erreichen. Wenn wir ruhig und zuversichtlich bleiben, kann gar nichts schief gehen.«

Der Rothaarige nickte und griff nach dem Aktenkoffer aus Leder, der neben dem Sessel stand. »Benjamin Franklin hat einmal gesagt, dass eine Revolution immer dann rechtmäßig sei, wenn es dabei um die erste Person gehe, wie in >unsere< Revolution. Rechtwidrig sei sie nur in der dritten Person, wie in >ihre< Revolution.«

»Den Spruch kenne ich noch gar nicht«, sagte der andere. »Er ist gut.«

Der Rothaarige lächelte. »Ich sage mir immer wieder, dass wir das Gleiche tun wie die Gründerväter. Wir tauschen eine schlechte Regierungsform gegen eine bessere ein.«

»Du hast Recht«, erwiderte der andere. »Und jetzt solltest du nach Hause gehen, dich entspannen und dir im Fernsehen ein Footballspiel ansehen. Hör auf, dir Sorgen zu machen. Es wird alles gut gehen.«

»Ich wünschte, ich könnte so zuversichtlich sein wie du.«

»Hat Franklin nicht auch gesagt: >Nur zwei Dinge auf dieser Welt sind uns sicher: der Tod und die Steuer<? Wir

haben getan, was wir tun konnten - und so gut wir es konnten. Darauf müssen wir uns verlassen.«

Der Rothaarige nickte.

Die beiden Männer gaben sich die Hand, dann verließ der Rothaarige den Raum.

Hinter dem großen Mahagonischreibtisch vor der Bibliothek saß eine junge Assistentin. Sie hob den Blick und lächelte, als der Mann mit den roten Haaren über den breiten, mit Teppich ausgelegten Korridor auf die Tür nach draußen zuging.

Er glaubte, dass es funktionieren würde. Er glaubte fest daran. Aber er glaubte nicht, dass sich die Nachwirkungen so einfach kontrollieren ließen.

Aber das spielt sowieso keine Rolle, dachte er, als ihm ein Sicherheitsbeamter die Tür öffnete und er ins Sonnenlicht trat. Er zog eine Sonnenbrille aus der Hemdentasche und setzte sie auf. Es muss einfach sein. Und zwar jetzt. Sofort.

Während er den gepflasterten Weg zu seinem Wagen hinunterging, klammerte er sich an die Vorstellung, dass das Vorgehen der Gründerväter bei der Geburt der Vereinigten Staaten von vielen als Verrat angesehen worden war. Er dachte auch an Jefferson Davis und die Anführer der Südstaaten, die eine Konföderation gebildet hatten, um gegen das zu protestieren, was sie für Unterdrückung hielten. Was er und seine Leute jetzt vorhatten, war weder neu noch unmoralisch.

Aber es war gefährlich, nicht nur für sie selbst, sondern auch für das Land. Und dieser Gedanke würde ihm mehr als alles andere eine Heidenangst einjagen, bis sie das Land endlich unter ihrer Kontrolle hatten.

1

Baku/Aserbaidshon - Sonntag, 23 Uhr 33

David Battat sah ungeduldig auf die Uhr. Sie hatten schon mehr als drei Minuten Verspätung. Was kein Grund zur Sorge ist, sagte sich der kleine, agile Amerikaner. Es gab tausend Gründe, weshalb sie aufgehalten worden sein konnten. Sie würden schon noch auftauchen. Gleich kamen sie mit einer Barkasse oder dem Beiboot eines größeren Schiffs, vermutlich von dem Kai, der etwa vierhundert Meter rechts von ihm lag. Sie kamen bestimmt.

Er konnte es sich nicht leisten, zweimal hintereinander einen Auftrag zu vermasseln - auch wenn es beim ersten Mal nicht seine Schuld gewesen war.

Der 43-jährige Battat war Leiter der kleinen CIA-Außenstelle in New York, die dem Gebäude der Vereinten Nationen gegenüberlag. Battat und sein Team waren für elektronische SOS-Aktivitäten zuständig - SOS stand hier allerdings für >Spying on Spies<. Sie behielten ausländische >Diplomaten< im Auge, die ihre Konsulate als Stützpunkt für Überwachungsaktionen und nachrichtendienstliche Operationen benutzten. Außerdem war Battat der direkte Vorgesetzte der jungen Agentin Annabelle Hampton gewesen.

Vor zehn Tagen war Battat in der amerikanischen Botschaft von Moskau eingetroffen. Die CIA führte gerade umfangreiche Tests im Kommunikationszentrum der Botschaft durch, das mit einem neuen, hoch empfindlichen Abhörsatelliten verbunden war. Wenn der Satellit im Kreml funktionierte, wollte die CIA ihn auch in New York einsetzen, um ausländische Konsulate besser abhören zu können. Während Battat in Moskau war, hatte Annabelle einer Gruppe von Terroristen dabei geholfen, in das Gebäude der Vereinten Nationen einzudringen und dort Gei-

seln zu nehmen. Was Annabelles Verhalten besonders verwerflich machte, war die Tatsache, dass die junge Frau nicht aus Überzeugung, sondern aus Geldgier gehandelt hatte. Eine fehlgeleitete Idealistin hätte Battat noch verstehen können. Aber für eine gewöhnliche Kriminelle hatte er kein Verständnis.

Battat wurde zwar nicht für Annabeiles Tat verantwortlich gemacht, aber schließlich war er derjenige gewesen, der ihre Sicherheitsüberprüfung durchgeführt hatte. Er hatte sie eingestellt. Und ihre Indirekte Beteiligung an der Tat, wie es offiziell genannt wurde, war in seinem Zuständigkeitsbereich geschehen. Psychologisch und auch personalpolitisch war es für Battat wichtig, diesen Fehler wiedergutzumachen. Ansonsten würde er bei seiner Rückkehr nach New York vermutlich feststellen müssen, dass der CIA-Agent aus Washington, der Battat während seiner Abwesenheit vertrat, zum neuen Leiter der Außenstelle ernannt worden war. Battat würde vielleicht wieder nach Moskau geschickt werden, und das wollte er auf keinen Fall. Die Schwarzmarkthändler, von denen Russland regiert wurde, redeten nur mit dem FBI, und dieses war nicht geneigt, Informationen oder Kontakte mit der CIA zu teilen. Für Battat würde es in Moskau nichts zu tun geben, höchstens ein paar Befragungen gelangweilter Apparatschiks, die nichts zu sagen hatten und ständig jammerten, dass früher alles besser gewesen sei, und fragten, ob sie bitte ein Visum für irgendein Land westlich der Donau bekommen könnten.

Battat sah über das hohe Gras auf die dunkle Wasserfläche der Bucht von Baku hinaus, die in das Kaspische Meer überging. Er hob seine Digitalkamera und warf durch das Teleobjektiv einen Blick auf die *Rachel*. An Deck der 18-Meter-Jacht war niemand zu sehen. In einigen Kabinen brannte Licht. Wahrscheinlich warteten sie auf etwas. Battat ließ die Kamera sinken. Er fragte sich, ob die Passagiere genauso ungeduldig waren wie er.

Vermutlich schon, dachte er. Terroristen waren nervös, gleichzeitig aber auch ungeheuer konzentriert. Eine unge-

wohnliche Kombination, an der Sicherheitskräfte potenzielle Unruhestifter in einer Menge erkennen konnten.

Battat sah wieder auf die Uhr. Jetzt waren sie schon fünf Minuten überfällig. Aber vielleicht hatte das auch sein Gutes. So blieb ihm wenigstens Zeit, seinen Adrenalinspiegel unter Kontrolle zu bringen, um sich auf seine Aufgabe konzentrieren zu können. Es fiel ihm nicht gerade leicht.

Battat war seit mehr als 15 Jahren nicht mehr im Außeneinsatz gewesen. In der Endphase des Afghanistankriegs war er Verbindungsmann der CIA bei den Guerillakämpfern der Mudschaheddin gewesen. Er hatte direkt von der Front berichtet und Informationen über Truppenstärke, Bewaffnung, Stationierung und Taktik der Sowjets sowie Einzelheiten über die Kämpfe weitergeleitet. Alles, was das amerikanische Militär wissen musste, falls die Vereinigten Staaten jemals gegen die Sowjetunion oder von ihr ausgebildete Soldaten kämpfen würden.

Damals arbeiteten die Vereinigten Staaten noch mit Agenten vor Ort, die handfeste Informationen aus erster Hand sammelten, und nicht mit Satelliten, die Aufnahmen aus dem Weltall machten und akustische Signale abhörten, für deren Interpretation man ganze Heerscharen von Experten benötigte. Agenten, die wie Battat in HUMINT - Human Intelligence, also dem Sammeln von nachrichtendienstlichen Informationen durch Menschen - ausgebildet waren, nannten solche Fachleute professionelle Rätselratter, da sie lediglich in fünfzig Prozent aller Fälle richtig lagen.

Jetzt wartete Battat, der schwarze Stiefel, Jeans, Lederhandschuhe, einen schwarzen Rollkragenpullover und eine schwarze Baseballmütze trug, auf einen potenziellen neuen Feind. Einer der Satelliten, die er aus tiefstem Herzen verabscheute, hatte während eines Testlaufs in Moskau ein Gespräch abgehört. Aus bis jetzt noch unbekannten Gründen wollte sich eine Gruppe namens >Dover Street< auf der *Rachel* - vermutlich der Name eines Boots - treffen, um den >Harpooner< an Bord zu nehmen. Wenn es derselbe Harpooner war, dessen Festnahme der CIA in Beirut und

Saudi-Arabien misslungen war, wollten sie ihn auf jeden Fall haben. In den letzten 25 Jahren waren bei Bombenanschlägen, die auf das Konto des Harpooners gingen, Hunderte von Amerikanern ums Leben gekommen.

Nachdem man den Inhalt des abgehörten Gesprächs mit Washington diskutiert hatte, war entschieden worden, dass Battat die verdächtigen Personen fotografieren und mit den Aufnahmen in die amerikanische Botschaft von Baku kommen sollte, wo man ihre Identität feststellen würde. Danach wollte man das Boot über einen Satelliten verfolgen und eine Sondereinsatzgruppe in die Türkei schicken, die Battat in die Staaten zurückbrachte. Keine Diskussion wegen eines Auslieferungsantrags, keine >heiße Kartoffel<, die möglicherweise politischer Sprengstoff war. Nur ein perfekt ausgeführter Einsatz der alten Schule. Eine jener verdeckten Operationen, die eine Spezialität der CIA gewesen waren, bevor sie durch die Iran-Contra-Affäre in Verruf gebracht wurde. Bevor >etwas unternehmen< durch vorschriftsmäßiges Verfahren ersetzt wurde. Bevor eine gute Regierung durch gute Manieren ersetzt wurde.

Battat war nach Baku geflogen. Vom Flughafen aus war er mit der überfüllten, aber sauberen U-Bahn bis zur Haltestelle Khataji am Meer gefahren. Die Fahrt hatte umgerechnet drei Cents gekostet, und alle waren außerordentlich höflich gewesen, hatten sich gegenseitig geholfen und die Türen aufgehalten, wenn jemand zu spät dran war. Vor seiner Abreise aus Moskau hatte Battat die amerikanische Botschaft in Baku über seinen Einsatz informiert, für den Fall, dass etwas schief ging. In der Botschaft befand sich eine kleine Außenstelle der CIA, die mit zwei Agenten besetzt war. Sie waren der Polizei von Aserbaidschan vermutlich bekannt und führten Einsätze daher nur selten persönlich aus.

Dazu wurde, wann es immer es notwendig war, Personal aus anderen Ländern angefordert. Die Botschaft war ganz und gar nicht glücklich darüber, dass sie vor vollendete Tatsachen gestellt wurde, da es zwischen den Verei-

nigten Staaten und Aserbaidschan zunehmend Spannungen wegen des Öls im Kaspischen Meer gab. Die Republik versuchte, den Markt mit billigem Öl zu überfluten, um die kränkelnde Wirtschaft des Landes anzukurbeln. Für die amerikanischen Ölfirmen, die in dieser Region nur schwach vertreten waren - ein Überbleibsel aus der Zeit der Sowjetunion -, stellte das eine enorme Gefährdung dar. Die CIA in Moskau wollte diese Spannungen nicht noch weiter verstärken.

Battat verbrachte den Nachmittag damit, am Strand entlangzulaufen und nach einem Boot zu suchen. Als er es gefunden hatte - es lag etwa dreihundert Meter vor der Küste vor Anker -, machte er es sich auf einem niedrigen, flachen Felsen zwischen hohem Schilfgras gemütlich. Er legte den Rucksack neben sich, packte die Wasserflasche und den Proviant aus, hängte sich die Kamera um den Hals und wartete.

In der Luft lag ein durchdringender Geruch nach Salz und Öl von den Bohrinseln vor der Küste, der so stark war wie an keinem anderen Ort der Welt. Battat hatte fast den Eindruck, als würden seine Nasenschleimhäute brennen. Aber er mochte den Geruch. Er mochte den Sand unter seinen Gummisohlen, die kühle Brise in seinem Gesicht, den Schweiß auf seinen Handflächen und seinen beschleunigten Herzschlag.

Er fragte sich, wie viele fremde Eroberer wohl schon an diesem Strand gewesen waren, vielleicht genau an der Stelle, an der er jetzt saß. Die Perser im 11. Jahrhundert. Die Mongolen im 13. und 14. Jahrhundert. Die Russen im 18. Jahrhundert, dann wieder die Perser und schließlich die Sowjets. Er wusste nicht recht, ob er gerade Teil einer dramatischen, historischen Entwicklung war oder bei einer brutalen, nie endenden Vergewaltigung mitmachte.

Aber es spielt sowieso keine Rolle, dachte er. Er war nicht hier, um Aserbaidschan zu beschützen. Er war hier, um seinen Fehler wieder gutzumachen und die Interessen der Vereinigten Staaten zu wahren.

Battat, der zwischen dem hohen Schilfgras am Strand

kauerte, kam es vor, als hätte er nie etwas anderes getan. Daran war die Gefahr schuld. Sie war wie ein bekanntes Lied oder ein vertrauter Essensgeruch, eine Art Lesezeichen in der Seele. Auch die Gefahr mochte er. Und das, was er gerade tat. Nicht nur, weil er den Fehler mit Annabelle ausmerzen wollte, sondern weil es richtig und gut war.

Er saß jetzt schon seit fast drei Stunden da. In dem von der CIA abgehörten Gespräch über Mobiltelefon hatte man vereinbart, sich um 23 Uhr 30 zu treffen. Der Harpoo-ner sollte an Bord kommen, das Päckchen prüfen - was immer es auch war -, dafür bezahlen und dann wieder gehen.

Genau in diesem Augenblick rührte sich etwas auf dem Boot. Jemand öffnete eine Luke, und gleich darauf kam ein Mann an Deck. Battat sah auf das Meer hinaus. Der Mann schaltete ein Radio ein, das eine Art Volkslied spielte. Vielleicht war das ja das Signal. Der Blick des Agenten wanderte suchend über das Wasser.

Plötzlich wurde Battat von hinten an der Kehle gepackt und hochgerissen. Er rang nach Luft und versuchte, das Kinn nach unten gegen den Arm um seinen Hals zu drücken, um wieder atmen zu können, aber sein Angreifer war hervorragend ausgebildet. Er hatte den rechten Arm um Battats Kehle gelegt und drückte mit der linken Hand gegen dessen Kopf, sodass er ihn nicht drehen konnte. Battat versuchte, dem Angreifer seinen Ellbogen in den Magen zu rammen, was ihm aber nicht gelang, da der Mann seitlich von ihm stand. Schließlich versuchte er, nach hinten zu greifen und den anderen an der Schulter zu packen und ihn über seinen Kopf nach vorn zu schleudern.

Der Angreifer reagierte, indem er sich nach hinten beugte und Battat hochhob, sodass dieser den Boden unter den Füßen verlor. Battat schaffte es zwar, den anderen an der Schulter zu packen, aber der Wurf gelang ihm nicht, da seine Füße in der Luft hingen und er keinen Hebel hatte.

Der Kampf dauerte etwa fünf Sekunden. Der Arm des Angreifers drückte dem Amerikaner die Halsschlagader von der Seite her ab und unterbrach die Blutzufuhr des Gehirns, sodass Battat ohnmächtig wurde. Aber der Angreifer ging kein Risiko ein und hielt den Druck auf die Schlagader noch eine halbe Minute lang aufrecht. Dann ließ er den Bewusstlosen in den Sand fallen.

Der Harpooner griff in die Tasche seiner Windjacke. Er zog eine Spritze heraus, entfernte die Plastikkappe auf der Nadel und stieß sie Battat in den Nacken. Nachdem er einen kleinen Blutstropfen weggewischt hatte, holte er eine Taschenlampe heraus, schaltete sie ein und schwenkte sie mehrere Male hin und her. Auf der *Rachel* antwortete ihm jemand mit einer zweiten Taschenlampe.

Dann schalteten beide Männer ihre Taschenlampen aus. Kurze Zeit später wurde auf der *Rachel* ein Schlauchboot zu Wasser gelassen, das direkt auf den Strand zu fuhr.

2

Camp Springs/Maryland - Sonntag, 16 Uhr 12

Paul Hood saß in einem Sessel, der in einer Ecke des kleinen, nur vom Licht des Fernsehgeräts erleuchteten Hotelzimmers stand. Die schweren Vorhänge waren zugezogen, und über den Bildschirm flackerten die Bilder eines Footballspiels, aber Hood sah sie nicht. Er hatte andere Bilder vor Augen. Bilder aus den mehr als 16 Jahren seiner Ehe.

Alte Bilder in meinem neuen Zuhause, dachte er.

Dieses >Zuhause< war eine anonyme Suite im vierten Stock des Days Inn am Mercedes Boulevard, nicht weit von der Andrews Air Force Base entfernt. Hood war am späten Freitagabend in das Hotel gezogen. Er hätte zwar auch in dem Motel bleiben können, das neben dem Stütz-

punkt lag, auf dem sich das Op-Center befand, aber er wollte die Möglichkeit haben, Abstand von der Arbeit zu gewinnen. Was einer gewissen Ironie nicht entbehrte — schließlich war es Hoods Tätigkeit im Op-Center gewesen, die seine Ehe zerstört hatte.

Behauptete zumindest seine Frau.

Im Laufe der letzten Jahre hatte sich Sharon Hood immer mehr darüber aufgeregt, dass ihr Mann so viel arbeitete. Sie war wütend und verärgert, wenn er wieder einmal wegen einer internationalen Krise ein Violinkonzert ihrer Tochter Harleigh oder ein Footballspiel ihres Sohnes Alexander versäumte. Sie war enttäuscht, dass so gut wie jeder geplante Urlaub abgesagt werden musste, weil Hood wegen eines Putschversuchs oder eines Mordes im Op-Center gebraucht wurde. Sie hatte auch etwas dagegen, dass er selbst dann noch arbeitete, wenn er bei seiner Familie war - und beispielsweise beim stellvertretenden Direktor Mike Rodgers nachfragte, wie das mobile Op-Center bei den Einsatztests abgeschnitten hatte, oder mit Bob Herbert, dem Leiter der Aufklärungsabteilung, darüber diskutierte, was getan werden konnte, um die neue Zusammenarbeit mit dem russischen Pendant des Op-Centers in St. Petersburg weiter zu intensivieren.

Hood dagegen hatte nie geglaubt, dass seine Arbeit ein Problem war. Es lag an etwas, das noch länger zurückreichte und tiefer ging.

Denn Sharon war auch dann nicht glücklich gewesen, als er als Direktor des Op-Centers zurückgetreten und mit nach New York gefahren war, um Harleighs Konzert auf einem Empfang der Vereinten Nationen mitzuerleben. Sie war eifersüchtig wegen der Aufmerksamkeit, die ihm die anderen Mütter auf dem Empfang widmeten. Sharon begriff, dass sich die Frauen zu Hood hingezogen fühlten, weil er einmal Bürgermeister von Los Angeles gewesen und dementsprechend bekannt war. Danach hatte er einen hochrangigen Posten in Washington bekleidet, bei dem Macht praktisch dazugehörte. Für Sharon spielte es keine Rolle, dass es Hood gar nicht auf Ruhm und Macht ankam.

Es spielte keine Rolle, dass er sich zwar höflich, aber nur kurz mit den anderen Frauen unterhielt. Sharon sah nur, dass sie ihren Mann schon wieder mit anderen Menschen teilen musste.

Und dann begann der Alptraum. Harleigh und die anderen jungen Musiker wurden im Sitzungssaal des Sicherheitsrats von ehemaligen Angehörigen der UNO-Friedenstruppen als Geiseln genommen. Hood ließ Sharon im unterbesetzten Krisenzentrum des Außenministeriums zurück, um die verdeckte Operation des Op-Centers zu überwachen, mit der die Teenager und die ausländischen Delegierten schließlich gerettet werden konnten. Als sie wieder in Washington waren, brachte Sharon die Kinder sofort zu ihren Eltern nach Old Saybrook in Connecticut. Sie erklärte, dass sie Harleigh vor dem Medienrummel schützen wolle, der den Kindern von New York gefolgt war.

Dagegen konnte Hood schlecht etwas einwenden. Harleigh hatte mitansehen müssen, wie die Geiselnnehmer eine ihrer Freundinnen schwer verletzt und mehrere Menschen hingerichtet hatten. Beinahe wäre sie selbst getötet worden. Sie war den klassischen Stressfaktoren für post-traumatische Störungen ausgesetzt gewesen: Bedrohung von Leib und Leben, Angst, Hilflosigkeit und ein Schuldkomplex, weil sie überlebt hatte, andere dagegen nicht. Deshalb wäre es für Harleigh das Schlimmste gewesen, ständig von Fernsehkameras und aufdringlichen Pressevertretern verfolgt zu werden.

Aber Hood wusste, dass seine Frau nicht nur deshalb nach Old Saybrook geflogen war. Sharon selbst wollte weg. Sie brauchte den Trost und die Sicherheit ihres Elternhauses, um in Ruhe über ihre Zukunft nachdenken zu können.

Über ihre und seine Zukunft.

Hood schaltete den Fernseher aus. Er legte die Fernbedienung auf das Nachttischchen, ließ sich in die Kissen sinken und starrte an die weiß gestrichene Zimmerdecke. Aber er sah die Decke nicht. Er sah nur Sharons blasses

Gesicht und ihre dunklen Augen. Er sah, wie Sharon ihn am Freitag angeschaut hatte, als sie nach Hause kam und sagte, dass sie die Scheidung wolle.

Es war keine Überraschung gewesen, sondern in gewisser Hinsicht sogar eine Erleichterung. Nachdem Hood aus New York zurückgekehrt war, hatte er sich kurz mit dem Präsidenten getroffen und mit ihm darüber gesprochen, wie man das gestörte Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und der UNO wieder in Ordnung bringen konnte. Wieder im Weißen Haus zu sein und den Pulsschlag der Welt zu spüren hatte in ihm den Wunsch geweckt, seine Demission als Direktor des Op-Centers zurückzuziehen. Er *mochte* seine Arbeit - die Herausforderung, die Konsequenzen, das Risiko. Nachdem Sharon ihm am Freitagabend ihre Entscheidung mitgeteilt hatte, konnte er seinen Rücktritt guten Gewissens annullieren.

Als Hood und Sharon am Samstag wieder miteinander sprachen, hatte die emotionale Distanzierung bereits begonnen. Sie kamen überein, dass Sharon den Anwalt der Familie für die Scheidung nahm. Paul würde sich von Lowell Coffey III., dem Anwalt des Op-Centers, jemanden empfehlen lassen. Ihr Gespräch war sehr höflich, sachlich und steif gewesen.

Sie mussten nur noch entscheiden, ob sie es den Kindern sagten und ob Hood sofort auszog. Er hatte Liz Gordon angerufen, die Psychologin des Op-Centers, die sich um Harleigh gekümmert hatte, bevor ein auf posttraumatische Störungen spezialisierter Psychiater ihre Behandlung übernahm. Liz riet Hood, sehr vorsichtig zu sein, wenn er mit Harleigh zusammen war. Er war das einzige Familienmitglied, mit dem seine Tochter während der Geiselnahme Kontakt gehabt hatte. Harleigh würde seine Stärke und Ruhe mit Sicherheit assoziieren, was den Heilungsprozess beschleunigen dürfte. Außerdem sagte Liz, dass die Unsicherheit, die durch seinen Auszug eventuell entstehe, weitaus weniger gefährlich sei als die ständigen Auseinandersetzungen zwischen ihm und seiner Frau.

Derartige Spannungen ließen Hood nicht in dem Licht erscheinen, in dem Harleigh ihn jetzt sehen müsse. Sie fügte hinzu, dass Harleigh so schnell wie möglich mit einer intensiven Therapie beginnen solle. Sie mussten sich mit dem Problem auseinander setzen, sonst werde Harleigh vielleicht nur den Rest ihres Lebens psychische Probleme haben.

Nach dem Gespräch mit Liz Gordon beschlossen Hood und Sharon, den Kindern ganz ruhig und offen zu sagen, dass sie sich scheiden lassen wollten. Sie setzten sich zum letzten Mal als intakte Familie ins Wohnzimmer, jenen Raum, wo sie die Weihnachtsbäume aufgestellt, den Kindern Monopoly und Schach beigebracht und Geburtstagspartys veranstaltet hatten. Alexander schien ganz gut damit zurechtzukommen, nachdem sie ihm versichert hatten, dass sich sein Leben nicht weiter ändern werde. Harleigh geriet anfangs in Aufregung, weil sie dachte, das, was ihr passiert war, wäre der Grund für die Scheidung. Hood und seine Frau beteuerten, dass es nicht so sei und beide immer für sie da sein würden.

Danach blieb Sharon mit Harleigh zu Hause, während Hood mit Alexander einen Hamburger in ihrem Lieblingsrestaurant aß, was die auf gesunde Ernährung bedachte Sharon strikt ablehnte. Hood gab sich viel Mühe, und Vater und Sohn amüsierten sich großartig. Als sie wieder zurück waren, packte Hood schnell ein paar Sachen und zog ins Hotel.

Er sah sich in dem Hotelzimmer um. Ein Schreibtisch mit Glasplatte, auf dem eine Lampe stand. Daneben lagen ein Schreibblock und eine Mappe mit Postkarten. Ein Doppelbett. Ein flauschiger Teppich, dessen Farbe zu den halb lichtdurchlässigen Vorhängen passte. Der gerahmte Druck eines Gemäldes mit einem Harlekin, dessen Kostüm zum Teppich passte. Eine Kommode mit einem Fach für einen Minikühlschrank und einem zweiten für den Fernseher. Und natürlich einer Schublade, in der eine Bibel lag. Außerdem ein Nachttischchen mit der gleichen Lampe wie auf dem Schreibtisch, vier Papierkörbe, eine Uhr und eine

Schachtel mit Papiertüchern, die er sich aus dem Bad geholt hatte.

Mein neues Zuhause, dachte er noch einmal.

Bis auf den Laptop auf dem Schreibtisch und die Fotos seiner Kinder daneben - Schulfotos vom letzten Jahr, die immer noch in ihrem Rahmen aus Karton steckten - gab es hier nichts, was man als >heimatlich< bezeichnen konnte. Die Flecken auf dem Teppichboden stammten nicht von dem Apfelsaft, den Alexander als kleiner Junge verschüttet hatte. Das Bild des Harlekins war nicht von Harleigh gemalt worden. Wenn er die Kühlschranktür aufmachte, fielen ihm keine Plastikflaschen mit diesem verdammten Kiwi-Erdbeer-Joghurt-Saft entgegen, den Sharon so gerne trank. Der Fernseher hatte noch nie Videos von Geburtstagspartys, Pool-Festen und Jahrestagen oder von Verwandten und Kollegen, die inzwischen gestorben waren, abgespielt. Von diesem Fenster aus hatte Hood noch nie die Sonne auf- und untergehen sehen. Er hatte in diesem Bett noch nie Grippe gehabt und sein ungeborenes Kind auch nicht in Sharons Bauch gespürt. Wenn er nach seinen Kindern rief, würden sie nicht kommen.

Tränen stiegen ihm in die Augen. Er drehte sich um und sah auf die Uhr, um die Gedanken und Bilder zu verdrängen, die ihm durch den Kopf schossen. Bald musste er wieder ins Op-Center. Die Zeit - und die Regierung - hielt für niemanden an. Er hatte berufliche Verpflichtungen. Aber im Grunde genommen wollte er nicht zur Arbeit gehen. Er würde ganz normal reden und dabei ein freundliches Gesicht machen, so, wie er das auch in Gegenwart seines Sohnes getan hatte, und sich dabei fragen, wer in Washington - einer Stadt, in der sich so gut wie nichts geheim halten ließ - schon davon wusste und wer nicht.

Er sah wieder zur Decke. Ein Teil von ihm hatte gewollt, dass es so kam. Hood wollte frei sein, um seine Arbeit machen zu können. Er wollte, dass Sharon endlich aufhörte, ihn ständig zu kritisieren und zu beurteilen. Und er wollte endlich aufhören, seine Frau laufend zu enttäuschen.

Aber ein anderer Teil von ihm - der weitaus größere — war tieftaurig darüber, dass es so weit gekommen war. Es würde keine gemeinsamen Erfahrungen und Erlebnisse mehr geben, und die Kinder mussten für die Fehler ihrer Eltern büßen.

Als Hood die Endgültigkeit der Trennung bewusst wurde, konnte er die Tränen nicht mehr zurückhalten.

3

Washington, D.C - Sonntag, 18 Uhr 32

Die 61-jährige First Lady Megan Catherine Lawrence blieb vor dem vergoldeten Spiegel aus dem 17. Jahrhundert stehen, der über einer dazu passenden Kommode hing. Sie warf noch einen letzten prüfenden Blick auf ihr kurz geschnittenes, silbern schimmerndes Haar und das elfenbeinfarbene Abendkleid aus Seide, bevor sie nach ihren weißen Handschuhen griff und den Salon im zweiten Stock verließ. Die große, schlanke Frau ging über den süd-amerikanischen Teppich, der aus der Zeit von Präsident Herbert Hoover stammte, und betrat das Schlafzimmer ihres Mannes. Das Ankleidezimmer des Präsidenten lag genau gegenüber. Als sie mitten im Raum stand, wanderte ihr Blick über die in weiches Licht getauchten, weißgestrichenen Wände und die hellblauen Vorhänge der Kennedys, das Bett, in dem früher Grover und Frances Cleveland geschlafen hatten, und den Schaukelstuhl, in dem 1868 die zierliche, ihrem Mann treu ergebene Eliza Johnson auf den Ausgang des Amtsenthebungsverfahrens gegen Präsident Andrew Johnson gewartet hatte. Neben dem Bett stand der Nachttisch, vor dem Andrew Jackson, der siebente Präsident der Vereinigten Staaten, jeden Abend ein kleines Porträt seiner verstorbenen Frau Rachel aus der Westentasche zog, wo er es den ganzen Tag über neben dem Herzen getragen hatte, und es neben ihre abgegriffene Bibel legte,

um sicher zu sein, dass ihr Gesicht das Erste war, was er am nächsten Morgen erblickte.

Megan lächelte, während sie sich im Schlafzimmer umsah. Nachdem sie ins Weiße Haus gezogen waren, sagten Freunde und Bekannte oft: »Es muss faszinierend sein, Zugang zu den geheimen Informationen über Präsident Kennedys verschwundenes Gehirn und die Außerirdischen von Roswell zu haben.« Sie antwortete immer, das Geheimnis bestehe darin, dass es keine geheimen Informationen gebe. Das einzige >Faszinierende< war die Tatsache, dass Megan nach fast sieben Jahren im Weißen Haus immer noch ein Schauer über den Rücken lief, weil sie zwischen Geistern, Macht, Kunstwerken und Geschichte wohnte.

Ihr Mann, der ehemalige Gouverneur Michael Lawrence, war eine Amtszeit lang Präsident der Vereinigten Staaten gewesen, als eine Reihe von Kurseinbrüchen an der Börse dazu beitrug, dass die gemäßigten Konservativen bei den nächsten Wahlen knapp gegen die krassen Außenseiter Ronald Bozer und Jack Jordan verloren. Fachleute sagten, der Präsident sei auch deshalb gescheitert, weil seine Familie ihr Vermögen mit dem Verkauf von Redwoods aus Oregon gemacht habe und die Holz verarbeitende Industrie von der Baisse kaum beeinflusst worden sei. Michael Lawrence war ganz und gar nicht dieser Meinung und weit davon entfernt, einfach aufzugeben. Anstatt pro forma als Partner in eine Rechtsanwaltskanzlei einzutreten oder sich auf einen ruhigen Posten im Management des Familienunternehmens zurückzuziehen, blieb der ehemalige Präsident in Washington, gründete eine parteiunabhängige Denkfabrik namens > American Sense< und übernahm deren Geschäftsführung. Die nächsten acht Jahre arbeitete er daran, das zu korrigieren und zu verbessern, was er seiner Meinung nach in seiner ersten Amtszeit falsch gemacht hatte, von der Wirtschaft über die Außenpolitik bis hin zu sozialen Programmen. Die Mitarbeiter seiner Denkfabrik waren regelmäßig in Talkshows zu sehen, schrieben meinungsbildende Artikel, veröffent-

lichten Bücher und hielten Vorträge. Bei den nächsten Wahlen trat Michael Lawrence mit einem neuen Vizepräsidenten - dem New Yorker Senator Charles Cotten - gegen einen schwachen amtierenden Vizepräsidenten an und wurde mit klarer Mehrheit erneut gewählt. Seine Beliebtheit pendelte um die sechzig Prozent, und eine Wiederwahl galt als sicher.

Megan ging durch das Schlafzimmer zum Ankleidezimmer des Präsidenten. Die Tür war geschlossen - die einzige Möglichkeit, um das Bad einigermaßen warm zu bekommen, da Zugluft in dem historischen Gebäude mit seinen alten Mauern nicht zu vermeiden war. Das bedeutete, dass ihr Mann vermutlich noch unter der Dusche stand, was Megan überraschte. In wenigen Minuten würden einige handverlesene Gäste in der Bibliothek im ersten Stock zu einem halbstündigen Empfang vor dem Abendessen um 19 Uhr eintreffen. Ihr Mann setzte sich 15 Minuten vor solchen Anlässen immer mit einem dicken Ordner hin, in dem er sich Notizen über Vorlieben, Abneigungen, Hobbys und Familienangehörige ausländischer Gäste gemacht hatte. Heute sollte er vor dem Staatsbankett für hochrangige Delegierte der Vereinten Nationen die neu ernannten Botschafter aus Schweden und Italien kennen lernen. Ihre Vorgänger waren bei der Geiselnahme im Gebäude der Vereinten Nationen getötet worden. Die neuen Botschafter hatte man innerhalb kürzester Zeit ausgewählt, um der Öffentlichkeit zu zeigen, dass sich diplomatische und friedenspolitische Bemühungen durch Terrorakte nicht aufhalten ließen. Der Präsident hatte den Wunsch geäußert, die beiden Männer in kleinem Kreis kennen zu lernen. Danach würden sie nach unten in den Blauen Salon gehen, wo vor dem Bankett ein offizieller Empfang für andere einflussreiche Delegierte der Vereinten Nationen abgehalten wurde. Daran anschließend fand das eigentliche Bankett statt, auf dem nach dem Angriff der vergangenen Woche Einigkeit und Zusammenhalt demonstriert werden sollte.

Der Präsident war kurz vor 18 Uhr nach oben gekom-

men, sodass er genügend Zeit für eine Dusche und eine Rasur gehabt hatte. Megan konnte sich nicht vorstellen, warum er noch nicht fertig war. Vielleicht telefonierte er gerade. Seine Mitarbeiter versuchten zwar, Anrufe in die Privaträume der Lawrence's auf ein Minimum zu reduzieren, aber in den letzten Tagen hatte der Präsident immer mehr Anrufe bekommen, manchmal sogar in den frühen Morgenstunden. Megan hatte eigentlich nicht in einem der Gästezimmer schlafen wollen, aber schließlich war sie nicht mehr die Jüngste. Vor einigen Jahren, bei ihrer ersten Wahlkampagne für ein öffentliches Amt, war sie noch mit zwei bis drei Stunden Schlaf ausgekommen. Aber das war vorbei. Und ihrem Mann ging es sicher genauso. Er sah noch erschöpfter aus als sonst und brauchte unbedingt eine Ruhepause. Aufgrund der Krise bei den Vereinten Nationen waren sie gezwungen gewesen, einen seit langem geplanten Urlaub im Nordwesten des Landes abzusagen, für den bis jetzt noch kein neuer Termin gefunden worden war.

Die First Lady blieb vor der Kassettentür stehen und lauschte. Die Dusche lief nicht. Auch der Hahn des Waschbeckens war nicht aufgedreht. Und es hörte sich nicht so an, als würde ihr Mann gerade telefonieren.

»Michael?«

Ihr Mann antwortete nicht. Sie drehte den blank polierten Messingknopf herum und öffnete die Tür.

Vor dem Badezimmer lag ein kleines, enges Vorzimmer. In einer Wandnische rechts von ihr stand ein Kleiderschrank aus Kirschholz, in dem der Kammerdiener des Präsidenten jeden Morgen dessen Kleidung für den Tag aufhängte. In einer Nische links von ihr befand sich eine ebenfalls aus Kirschholz gefertigte Frisierkommode, über der ein großer, hell erleuchteter Wandspiegel hing.

Der Präsident trug einen königsblauen Bademantel. Er stand vor dem Spiegel und atmete schwer. Die blauen Augen waren zu schmalen Schlitzten zusammengepresst und blitzten vor Wut, die Hände hatte er zu Fäusten geballt.

»Michael, ist alles in Ordnung?«

Er starrte sie an. Sie hatte ihn noch nie so wütend gesehen, und so ... >desorientiert< war das einzige Wort, das ihr dazu einfiel. Es machte ihr Angst.

»Michael, was ist denn los?«

Er sah wieder in den Spiegel. Seine Augen wurden weicher, die verkrampften Finger lösten sich voneinander, die Atmung wurde ruhiger. Dann ließ er sich langsam auf einen Stuhl aus Walnussholz sinken, der vor der Frisierkommode stand.

»Alles in Ordnung«, sagte er. »Mir geht es gut.«

»Das sieht aber nicht so aus.«

»Was meinst du damit?«

»Vor ein paar Sekunden hast du ausgesehen, als würdest du jemandem den Kopf abreißen wollen.«

»Das war nur die überschüssige Energie von meinen Übungen.«

»Deine Übungen? Ich dachte, du kommst gerade von einer Besprechung?«

»Ich habe isometrische Übungen gemacht«, erwiderte er. »Senator Samuels macht sie morgens und abends jeweils zehn Minuten lang. Er sagt, das sei eine großartige Möglichkeit, Stress zu mindern, wenn man keine Zeit für ein Fitnessstudio hat.«

Megan glaubte ihm nicht. Ihr Mann schwitzte leicht, wenn er Sport trieb. Aber auf seiner Stirn und Oberlippe war kein einziger Schweißtropfen zu sehen. Es musste etwas anderes sein. Er war ihr gegenüber in den letzten Tagen immer abweisender geworden, und langsam fing sie an, sich Sorgen zu machen.

Sie ging zu ihm und berührte sein Gesicht. »Liebling, dich beunruhigt doch etwas. Lass uns darüber reden.«

Der Präsident sah sie an. »Das bildest du dir ein«, erwiderte er. »Die letzten paar Tage sind etwas anstrengend gewesen, das ist alles.«

»Du meinst die Anrufe mitten in der Nacht ...«

»Das, und der Rest, mit dem ich es hier zu tun habe.«

»Ist es schlimmer als sonst?«

»In mancher Hinsicht ja«, antwortete er.

»Möchtest du darüber reden?«

»Im Moment nicht.« Er zwang sich zu einem kleinen Lächeln. In seiner tiefen Stimme lag jetzt wieder etwas von der gewohnten Energie und Zuversicht, und seine Augen hatten mehr Leben. Er nahm Megans Hand und stand auf. Er war einen Meter neunzig groß und überragte seine Frau um einen ganzen Kopf. »Du siehst großartig aus.«

»Danke«, sagte Megan. »Aber ich mache mir trotzdem noch Sorgen.«

»Das brauchst du nicht«, antwortete er. Er sah nach rechts. Dort stand ein Regal mit einer goldenen Uhr, die einst Thomas Jefferson gehört hatte. »Es ist schon spät. Ich muss mich fertig machen.«

»Ich werde auf dich warten«, sagte sie. »Und du solltest besser etwas wegen deiner Augen tun.«

»Meine Augen?« Er sah in den Spiegel. Lawrence war an diesem Tag noch früher aufgestanden als seine Frau, und unter seinen Augen lagen dunkle Schatten. Für jemanden, der eine Position mit derart viel Verantwortung bekleidete, war es nicht gut, schwach oder müde auszusehen.

»Ich habe letzte Nacht nicht sehr gut geschlafen«, sagte er, während er an der dünnen Haut um seine Augen herumdrückte. »Mit ein paar Augentropfen bekomme ich das sicher wieder hin.« Er drehte sich zu seiner Frau um und küsste sie zärtlich auf die Stirn. »Glaub mir, es ist alles in Ordnung«, sagte er lächelnd und wandte sich ab.

Megan sah ihrem Mann nach, der langsam ins Badezimmer ging und die Tür hinter sich zumachte. Sie hörte, wie er die Dusche anstellte, und lauschte. Wenn Michael unter der Dusche stand, summte er meistens Rock-'n'-Roll-Oldies vor sich hin. Manchmal fing er sogar an zu singen. Aber heute Abend nicht.

Zum ersten Mal seit langer Zeit glaubte Megan ihrem Mann nicht. Kein Politiker sagte nach außen hin immer die volle Wahrheit. Manchmal musste er sagen, was die Wähler oder politische Gegner hören wollten. Aber Michael

war ein von Grund auf ehrlicher Mensch, zumindest Megan gegenüber. Wenn sie ihm in die Augen sah, wusste sie, ob er ihr etwas verheimlichte oder nicht. Und wenn er tatsächlich einmal etwas verschwieg, konnte sie ihn in der Regel dazu bringen, es ihr zu sagen.

Aber heute war ihr das nicht gelungen, was sie zutiefst beunruhigte. Sie hatte plötzlich große Angst um ihren Mann.

Langsam kehrte sie zu ihrem Ankleidezimmer zurück. Sie zog ihre Handschuhe an und versuchte, sich auf ihre Aufgaben für die nächsten vier Stunden zu konzentrieren. Sie musste eine perfekte Gastgeberin sein. Sie musste freundlich sein und den Ehefrauen der Delegierten Komplimente machen. Wenigstens würde sie unter Menschen sein, die sie nicht kannte. Es war leichter, seine Gefühle zu verbergen, wenn man sich mit Fremden unterhielt. Sie würden nicht bemerken, dass sie ihnen etwas vormachte.

Denn genau das würde sie tun.

Sie ging wieder ins Schlafzimmer. Auf ihrer Seite des Bettes stand ein kleiner Mahagonisekretär aus dem frühen 19. Jahrhundert. Sie griff nach einer Akte, die von ihrer Sekretärin zusammengestellt worden war, und ging die Gästeliste durch, wobei sie besonders auf die Namen der ausländischen Delegierten und ihrer Frauen achtete. Neben jedem Namen stand in Lautschrift die korrekte Aussprache, und Megan sagte sie laut vor sich hin. Die Namen gingen ihr mühelos über die Zunge. Sie besaß ein Talent für Sprachen und hatte eigentlich Übersetzerin werden wollen, bevor sie ihren Mann kennen gelernt und geheiratet hatte. Ironischerweise hatte sie immer davon geträumt, einmal für die Vereinten Nationen zu arbeiten.

Megan klappte die Akte zu und legte sie auf den Schreibtisch zurück. Sie sah sich im Schlafzimmer um. Der Zauber war immer noch da. Sie spürte die Geister, die unsichtbar im Zimmer schwebten, umgeben vom Hauch der Geschichte. Aber sie spürte noch etwas anderes, das

sie hier nicht sehr oft empfand. Hier, in einem Haus, auf dem im wahrsten Sinne des Wortes die Augen der Welt lagen.

Sie hatte plötzlich das Gefühl, ganz allein zu sein.

4

Baku/Aserbaidshan - Montag, 2 Uhr 47

David Battat erwachte aus seiner Bewusstlosigkeit.

Die kühle Seeluft wurde immer rauer. David lag auf dem Bauch, mit dem Gesicht zum Schilfrohr am Meer. Auf den Wangen spürte er Wassertropfen - Kondenswasser vom Kaspischen Meer.

Er versuchte, sich zu bewegen, aber sein Kopf fühlte sich an, als wäre er aus Beton. Seine Kehle war trocken, und der Hals tat ihm weh. Vorsichtig tastete er mit der Hand danach und zuckte zusammen. Die Haut war mit blauen Flecken übersät und extrem empfindlich. Seine Kamera war weg. Das CIA-Team in Moskau würde nicht anhand der von ihm gemachten Aufnahmen herausfinden können, wer sonst noch an Bord gewesen war. Auch war es nicht mehr möglich, über die Wasserlinie zu berechnen, wie viel Gewicht das Boot mit sich führte. Waffen und Raketen waren erheblich schwerer als Sprengstoff, Geldscheine oder Drogen.

Battat versuchte, sich aufzurichten, aber er fühlte sich, als hätte ihm jemand einen eisernen Stachel durch das Genick gejagt. Er sank wieder zu Boden, wartete ein paar Sekunden und versuchte es dann noch einmal. Es gelang ihm, auf die Knie zu kommen. Er setzte sich auf und sah auf das dunkle Meer hinaus.

Die *Rachel* war verschwunden. Er hatte auf der ganzen Linie versagt. So sehr es ihm auch widerstrebte, er musste so schnell wie möglich Moskau informieren.

Sein Kopf dröhnte, und er ließ sich wieder zu Boden

sinken. Er stützte sich auf die Unterarme, legte die Stirn auf die kühle Erde und versuchte, die Schmerzen unter Kontrolle zu bringen. Außerdem versuchte er zu verstehen, was geschehen war.

Warum war er noch am Leben? Der Harpooner hatte noch nie jemanden am Leben gelassen. Warum gerade ihn?

Dann fiel ihm ein, dass er vielleicht zu Boden gegangen war, bevor der Harpooner eintraf. Vielleicht war zufällig ein kleiner Gauner vorbeigekommen, hatte seine Kamera und den Rucksack gesehen und beschlossen, ihn zu bestehlen. Battat wusste nicht, was schlimmer war - dass sich sein Zielobjekt an ihn heranschleichen konnte oder ausgeraubt zu werden. Eigentlich spielte es auch keine Rolle. Beides war schlimm genug.

Er holte tief Luft und richtete sich langsam auf, zuerst nur auf die Knie, aber dann gelang es ihm, auf die Beine zu kommen. Unsicher stand er da, während sein Kopf zu platzen drohte, und sah sich nach seinem Rucksack um. Er war ebenfalls verschwunden. Keine Taschenlampe und damit auch keine Chance, nach Fußabdrücken oder anderen Hinweisen zu suchen.

Er sah auf die Uhr. Sein Handgelenk zitterte so stark, dass er es mit der anderen Hand festhalten musste. In weniger als drei Stunden würde die Sonne aufgehen. Bald würden die ersten Fischer auftauchen, und Battat wollte nicht gesehen werden. Falls es ein Zufall gewesen sein sollte, dass er überlebt hatte, wollte er nicht, dass jemand davon erfuhr. Langsam und mit dröhnendem Kopf verließ er den Strand. Jedes Schlucken tat weh, und der Kragen seines Rollkragenpullovers scheuerte an seinem übel zugerichteten Hals.

Aber das war nicht das Schlimmste.

Am meisten schmerzte ihn die Erkenntnis, dass er versagt hatte.

Washington, D.C. - Sonntag, 20 Uhr

Als er das Weiße Haus durch das Osttor betrat, musste Paul Hood daran denken, wie er seine Kinder zum ersten Mal hierhergebracht hatte. Er war zu einer Tagung amerikanischer Bürgermeister nach Washington gekommen. Harleigh war damals acht und Alexander sechs. Alexander war durch nichts zu beeindrucken, weder durch das imposante Gemälde von Abraham Lincoln, das G.P.A. Healing gemalt hatte, noch durch die prächtigen Stühle im Blauen Salon, die aus der Zeit von James Monroe stammten. Auch die Beamten des Secret Service waren nichts Neues für ihn. Gemälde, Stühle und Polizeibeamte hatte Alexander schon in Los Angeles gesehen. Der riesige Kronleuchter im Speisesaal für Staatsbankette war kaum einen Blick nach oben wert, und im Rosengarten gab es sowieso nur Gras und Blumen. Aber als sie über den Rasen in Richtung E Street gingen, bemerkte der Junge etwas, das einen ungeheuren Eindruck auf ihn machte.

Rosskastanien.

Die dunkelgrünen Kastanien, die von den mächtigen Bäumen herabhingen, sahen genauso aus wie kleine Treibminen mit spitzen Stacheln rundherum. Alexander war fest davon überzeugt, dass es kleine Bomben waren, mit denen ungebetene Gäste fern gehalten wurden - wenn diese mit dem Kopf dagegen stießen, explodierten die Kastanien. Alexanders Vater spielte mit und hob sogar einige Kastanien auf - sehr vorsichtig natürlich -, damit sie sie zu Hause im Garten einpflanzen konnten. Harleigh ließ ihren Vater schließlich >auffliegen<, als sie auf eine der gerade eingepflanzten Kastanien trat und nicht in die Luft ging.

Sharon hatte die kleine Lüge nie gutgeheißen. Sie war der Meinung, dass so etwas nur dazu diene, Militarismus zu fördern. Hood war der Meinung, dass es lediglich um die Fantasie eines kleinen Jungen ging.

Paul Hood kam nur selten ins Weiße Haus, ohne an die Kastanienbäume zu denken. Auch an diesem Abend kamen sie ihm sofort in den Sinn, aber heute hatte er seit Jahren zum ersten Mal wieder das Verlangen, nach draußen zu gehen und ein paar Kastanien zu pflücken. Er hätte sie gern seinem Sohn mitgebracht, als Erinnerung an die schöne Zeit, die sie damals in Washington miteinander verbracht hatten. Außerdem wäre ihm ein Spaziergang im Park lieber gewesen als das, was vor ihm lag.

Er hatte seinen Smoking angezogen, war zum Weißen Haus gefahren und hatte am Osttor die handgeschriebene Einladung vorgezeigt. Ein junger Secret-Service-Agent holte ihn ab und führte ihn in den Roten Salon, der direkt neben dem Speisesaal lag. Der Präsident und die First Lady waren noch im angrenzenden Blauen Salon. Obwohl es nicht offiziell bestätigt wurde, war der etwas kleinere Rote Salon - in dem traditionell Einladungen der First Ladys stattfanden - für weniger wichtige Gäste vorgesehen.

Hood kannte zwar viele der Anwesenden vom Sehen, aber richtige Bekannte waren nicht darunter. Einige waren ihm auf Konferenzen vorgestellt worden, andere bei Einsatzbesprechungen, aber den größten Teil der Gäste hatte er bei anderen Banketten des Weißen Hauses getroffen. Der Präsident gab jedes Jahr 250 Staatsbankette, und Hood wurde zu mindestens 15 davon eingeladen. Seine berufliche Tätigkeit in der Stadtverwaltung von Los Angeles - was im Grunde genommen lediglich bedeutete, dass er viele Filmstars kannte -, der Finanzwelt und der Spionage machte aus ihm den idealen Gast. Er konnte sich mit Generälen, Staatsmännern, Diplomaten, Journalisten, Senatoren und deren Ehefrauen unterhalten, ohne Gefahr zu laufen, sie zu kränken. In den Kreisen, in denen er sich bewegte, war dies sehr wichtig.

In der Regel war Sharon zu solchen Anlässen mitgekommen. Da sie beruflich mit Vollwertkost zu tun hatte, schmeckte ihr das Essen meistens nicht, aber sie mochte das Geschirr, das aus verschiedenen Amtszeiten und Jahr-

hundertern stammte. Wenn Sharon keine Zeit hatte, wurde Hood von Ann Farns, der Pressesprecherin des Op-Centers, begleitet. Ihr schmeckte alles, was ihr vorgesetzt wurde, und im Gegensatz zu Sharon unterhielt sie sich mit jedem, der in ihrer Nähe saß.

Heute Abend war Hood zum ersten Mal ohne weibliche Begleitung gekommen. Mala Chatterjee betrachtete Hood jedenfalls nicht als seine Tischdame, egal, wie das Weiße Haus es darzustellen versuchte. Die Generalsekretärin der Vereinten Nationen war ebenfalls allein gekommen und vom Protokoll an Hoods Tisch gesetzt worden, direkt zu seiner Linken.

Hood öffnete die Tür und sah in den länglichen, von Kerzenleuchtern erhellten Raum. Im Speisesaal befanden sich 14 runde Tische, an denen jeweils zehn Gäste Platz fanden. Auf Hoods Einladung stand, dass er an Tisch 2 sitzen werde, fast in der Mitte des Raums. Das war gut. Er saß selten so nah am Tisch des Präsidenten. Wenn die Unterhaltung zwischen ihm und Chatterjee ins Stocken geriet, konnte er wissende Blicke mit der First Lady austauschen. Megan Lawrence stammte aus Santa Barbara in Kalifornien. Als Hood Bürgermeister von Los Angeles gewesen war, hatten sich die beiden oft gesehen, sodass sie sich mittlerweile gut kannten. Die First Lady war eine kluge, elegante Frau mit einem trockenen Humor.

Unter der Aufsicht der Oberkellner eilte das Servicepersonal des Weißen Hauses von Tisch zu Tisch, um in letzter Minute noch einige Änderungen an der Blumendekoration vorzunehmen. Die Kellner trugen schwarze Jacken und gehörten den verschiedensten Völkern und Rassen an, was bei einer Veranstaltung dieser Art nicht anders zu erwarten war.

Das Weiße Haus verfügte über eine umfangreiche Kartei mit Aushilfskräften, die eine Sicherheitsüberprüfung bestanden hatten. Und obwohl es niemand zugeben wollte, wurde das Servicepersonal passend zum Bankett ausgesucht. Die jungen, gut aussehenden Kellner füllten Kris-

tallgläser mit Wasser und überprüften noch einmal, ob das Besteck millimetergenau an seinem Platz lag.

Genau vor Hood hing das imposante, im Jahr 1869 gemalte Porträt Abraham Lincolns, das Alexander nicht hatte beeindrucken können. Es war das einzige Gemälde im Raum. Ihm gegenüber waren zwei Sätze aus einem Brief, den John Adams kurz vor ihrem Einzug in den neu erbauten Amtssitz an seine Frau Abigail geschrieben hatte, auf den Kaminsims gemeißelt worden. Franklin Roosevelt, der die Zeilen später gelesen hatte, war so beeindruckt gewesen, dass er sie zum offiziellen Gebet des Weißen Hauses erklärt hatte. Die Inschrift lautete:

Ich bete zu Gott, dass er diesem Haus und allen, die nach uns darin wohnen werden, seinen Segen erteilt.
Mögen nur ehrliche und weise Männer unter diesem Dach regieren.

Tut mir Leid, Mr. Adams, dachte Hood. Diesen Wunsch haben wir ihnen nicht erfüllen können.

Einer der Oberkellner kam auf Hood zu. Er trug eine weiße Hose und eine weiße Weste mit einer Goldborte und machte höflich, aber bestimmt die Tür zu. Hood kehrte in den Roten Salon zurück. Es war um einiges lauter und voller geworden, da immer mehr Gäste aus dem Blauen Salon herüberkamen. Er konnte sich nicht vorstellen, wie man es früher hier ohne Klimaanlage ausgehalten hatte.

Er stand gerade mit dem Gesicht zur Tür des Blauen Salons, als Mala Chatterjee am Arm des Präsidenten hereinkam, gefolgt von der First Lady und zwei Delegierten. Dahinter gingen Vizepräsident Cotten und seine Frau und die kalifornische Senatorin Barbara Fox. Hood kannte Fox sehr gut. Die Senatorin sah verwirrt aus, was ganz und gar nicht ihre Art war. Hood hatte jedoch keine Gelegenheit, sie nach dem Grund dafür zu fragen, denn genau in diesem Moment wurde die Tür zum Speisesaal geöffnet. Die zwanzig Kellner, die eben noch im Saal he-

rumgeeilt waren, hatten sich in einer Reihe vor der nord-westlichen Wand aufgestellt, und an der Tür warteten weitere Mitarbeiter, die die Gäste zu ihren Tischen brachten.

Hood versuchte erst gar nicht, Chatterjee zu begrüßen, da sie sich immer noch angeregt mit dem Präsidenten unterhielt. Er drehte sich um und ging wieder in den Speisesaal.

Dort sah er zu, wie die illustren Gäste des Präsidenten im goldenen Licht der Kronleuchter eintraten. Die Prozession hatte etwas Geisterhaftes an sich - Menschen, die sich langsam, mit steifer Würde und starrem Gesichtsausdruck vorwärts bewegten, Stimmen, die gedämpft von den Wänden widerhallten und nur gelegentlich von höflichem Lachen unterbrochen wurden, Stühle, die ohne jeden Laut von den Kellnern hochgehoben worden, damit sie nicht auf dem Parkettboden schleiften, und das Gefühl, dass diese Szene im Laufe der Jahrhunderte schon unzählige Male wiederholt worden war, mit den immer gleichen Menschen - Menschen, die Macht hatten, Menschen, die Macht wollten, und Menschen wie Hood, die als Puffer zwischen ihnen dienten.

Er trank einen Schluck Wasser und fragte sich, ob alle Männer zu Zynikern wurden, wenn sie sich scheiden ließen.

Chatterjee hatte ihr Gespräch mit dem Präsidenten beendet und wurde zu ihrem Tisch gebracht. Hood stand auf, als die aus Neu-Delhi stammende Generalsekretärin der Vereinten Nationen herantrat. Der Kellner schob den Stuhl für sie zurück. Die Generalsekretärin dankte ihm und setzte sich. Der 34-Jährigen gelang es, Hoods Blick auszuweichen, ohne dass es so aussah, als würde sie ihn ignorieren. Für solche Spielchen hatte Hood nichts übrig.

»Guten Abend, Frau Generalsekretärin«, sagte er.

»Guten Abend, Mr. Hood«, erwiderte sie. Sie sah ihn immer noch nicht an.

In diesem Moment kamen einige andere Gäste an ihren Tisch. Chatterjee drehte sich zu Landwirtschaftsminister

Richard Ortiz und seiner Frau hin und lächelte die beiden an, sodass Hood nichts anderes übrig blieb, als auf den Hinterkopf der Generalsekretärin zu starren. Er überspielte den peinlichen Moment, indem er nach seiner Serviette griff, sie auf seinen Schoß legte und in die andere Richtung blickte.

Hood versuchte, sich in Chatterjees Lage zu versetzen. Die Inderin, die vor Beginn ihrer Diplomatenkarriere als Juristin gearbeitet hatte, war erst kurze Zeit Generalsekretärin der Vereinten Nationen gewesen, als die Terroristen das UNO-Gebäude überfallen hatten. Die überzeugte Pazifistin war plötzlich mit Terroristen konfrontiert worden, die Diplomaten exekutierten und damit drohten, Kinder zu erschießen. Chatterjees Verhandlungstaktik war gescheitert, und Hood hatte sie öffentlich in eine peinliche Lage gebracht, da er Mitglieder seines Teams in den Sitzungssaal des Sicherheitsrats eingeschleust und die Krise mit einer schnellen, blutigen Aktion beendet hatte. Als viele Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen Hoods Alleingang ausdrücklich billigten, war dies für Chatterjee eine weitere Demütigung.

Aber von Hood und Generalsekretärin Chatterjee wurde erwartet, dass sie ihre persönlichen Differenzen beilegen. Schließlich war Chatterjee Anhängerin einer >Détente< des ersten Schrittes bei der die eine Seite ihr Vertrauen demonstrierte, indem sie die Waffen niederlegte oder Land aufgab.

Aber vielleicht glaubt sie nur daran, wenn sie andere dazu auffordert, den ersten Schritt zu tun, dachte Hood.

Plötzlich hörte Hood, wie jemand hinter ihm seinen Namen sagte. Er drehte sich um und sah die First Lady.

»Guten Abend, Paul.«

Hood erhob sich. »Mrs. Lawrence. Ich freue mich, Sie zu sehen.«

»Es ist schon viel zu lange her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben«, erwiderte sie. Sie nahm seine Hand und hielt sie fest. »Ich vermisse unsere gemeinsamen Wohltätigkeitsveranstaltungen.«

»Ja, das waren schöne Zeiten«, sagte Hood. »Wir haben ein wenig Geschichte gemacht und dabei hoffentlich auch noch etwas Gutes getan.«

»Es wäre schön, wenn uns das gelungen ist«, entgegnete die First Lady. »Wie geht es Harleigh?«

»Sie hat Furchtbares durchgemacht, und zurzeit geht es ihr nicht sehr gut«, musste Hood zugeben.

»Das arme Mädchen. Bei wem ist sie denn in Behandlung?«

»Im Moment nur bei unserer Psychologin vom Op-Center«, erwiderte Hood. »Liz versucht gerade, ein Vertrauensverhältnis aufzubauen. Vielleicht können wir in ein oder zwei Wochen einige Spezialisten hinzuziehen.«

Megan Lawrence lächelte ihn an. »Paul, vielleicht können wir uns ja gegenseitig helfen. Haben Sie morgen Mittag Zeit, um mit mir einen Kaffee zu trinken?«

»Aber natürlich.«

»Gut. Dann sehen wir uns um 12 Uhr 30.« Die First Lady lächelte ihn noch einmal an, dann drehte sie sich um und kehrte an ihren Tisch zurück.

Merkwürdig, dachte Hood. >Vielleicht können wir uns ja gegenseitig helfen.< In welcher Angelegenheit konnte sie wohl seine Hilfe brauchen? Was immer es auch war, es musste wichtig sein. Der Terminkalender einer First Lady war gewöhnlich für Monate im Voraus ausgebucht. Sie hatte bestimmt einige Termine verschieben müssen, um Zeit für ein Kaffeekränzchen mit ihm zu haben.

Er setzte sich wieder. Inzwischen waren auch der stellvertretende Außenminister, Hai Jordan, und seine Frau, Barri Alien-Jordan, sowie zwei Diplomaten mit ihren Frauen, die Hood nicht kannte, an den Tisch gekommen. Mala Chatterjee machte keine Anstalten, Hood vorzustellen, also stellte er sich selbst vor. Die Generalsekretärin ignorierte ihn weiter, sogar dann noch, als der Präsident an seinem Tisch aufstand und einen Toast aussprach. Er verlieh seiner Hoffnung Ausdruck, dass dieses Bankett und der Zusammenhalt, den sie hier demonstrierten, Terroristen zeigen würden, wie unmöglich es

sei, den zivilisierten Nationen der Welt ihren Willen aufzuzwingen.

Während der Fotograf des Weißen Hauses Aufnahmen machte und eine Kamera des Parlamentssenders C-SPAN das Ereignis aus der südwestlichen Ecke des Saals unauffällig aufzeichnete, bekräftigte der Präsident sein Vertrauen in die Vereinten Nationen, indem er offiziell und unter heftigem Beifall bekannt gab, dass die USA ihre Schulden bei der UNO, die inzwischen zwei Milliarden Dollar betrugen, begleichen würden.

Hood wusste, dass die Zahlung nur wenig mit den Terroristen zu tun hatte. Die Vereinten Nationen konnten Amerika keine Angst machen, und der Präsident wusste das - selbst wenn Mala Chatterjee es nicht wahrhaben wollte. Aber die zwei Milliarden Dollar würden dafür sorgen, dass sich die politischen Beziehungen zu armen Ländern wie Nepal und Liberia wieder normalisierten. Und nach einer Verbesserung der wirtschaftlichen Bedingungen in diesen Ländern konnte man sie davon überzeugen, Kredite aufzunehmen, die allerdings an die Bedingung geknüpft waren, dass sie amerikanische Waren, Dienstleistungen und militärische Informationen kauften. Dadurch wurde eine kontinuierliche Einnahmequelle für amerikanische Firmen geschaffen, die selbst dann noch sprudeln würde, wenn andere Nationen in diesen Ländern investierten. Das war das Schöne an einem Haushaltsüberschuss und einem politisch günstigen Moment. Wenn beides zusammenkam, konnte eine Regierung gleichzeitig wohlwärtig aussehen und für höhere Aktienkurse an der Börse sorgen.

Hood hörte nur mit halbem Ohr zu, als der Präsident plötzlich etwas sagte, das ihn aufmerksam werden ließ.

»Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass die Leiter der amerikanischen Geheimdienste mit der Personal- und Ressourcenplanung für ein wichtiges neues Programm begonnen haben. Ziel des Programms ist eine enge Zusammenarbeit der amerikanischen Geheimdienste mit Regierungen in der ganzen Welt, die garantieren soll, dass

es keine Anschläge auf die Vereinten Nationen mehr geben kann und wird.«

Die Worte des Präsidenten wurden mit vereinzelt Beifall aufgenommen, der von den Tischen kam, an denen Delegierte der Vereinten Nationen saßen. Auch Mala Chatterjee klatschte. Die Erklärung hatte Hoods Aufmerksamkeit erregt, weil er etwas wusste, das dem Präsidenten offenbar nicht klar war.

Ein solches Programm existierte nicht.

6

Bohrinsel >Hellspot<, Kaspisches Meer- Montag, 3 Uhr 01

Die weiße Cessna U206F schwebte im Tiefflug über das dunkle Kaspische Meer. An Bord befanden sich lediglich der Pilot und der Mann, der neben ihm saß - ein Engländer, der durchschnittlich groß war und durchschnittlich aussah.

Der Flug hatte an der Küste von Baku begonnen. Nach dem Start hatte das Wasserflugzeug nach Nordosten abgedreht und in den letzten neunzig Minuten fast dreihundert Kilometer zurückgelegt. Der Flug war reibungslos verlaufen. In der ganzen Zeit hatten weder der Pilot noch sein Passagier ein einziges Wort gesagt. Der 41-jährige Maurice Charles sprach zwar Russisch - und neun andere Sprachen dazu -, aber er kannte den Piloten nur flüchtig und traute nicht einmal den Leuten, die er gut kannte. Das war einer der Gründe, warum er nach fast zwanzig Jahren als Söldner immer noch am Leben war.

Als sie angekommen waren, sagte der Pilot lediglich: »Da unten, auf vier Uhr.«

Charles sah aus dem Fenster. Seine hellblauen Augen fixierten das Zielobjekt. Es war wunderschön. Groß, hell erleuchtet, majestätisch.

Und vollkommen isoliert.

Die zur Hälfte versenkte Offshore-Bohrinsel ragte etwa 45 Meter aus dem Meer heraus und war auf allen Seiten von Wasser umgeben. Auf der Nordseite der Plattform lag ein Hubschrauberlandeplatz, direkt daneben, auf der nordwestlichen Seite, war ein sechzig Meter hoher Bohrturm aufgestellt. In dem Bereich, in dem das Öl gefördert wurde, konnte Charles ein Gewirr aus Tanks, Antennen, Kränen und anderen Einrichtungen erkennen.

Die Bohrinsel sah aus wie eine Hure, die spätabends am Ufer des Mersey stand und im Licht einer Straßenlaterne auf Freier wartete. Charles konnte mit ihr machen, was er wollte. Und genau das hatte er auch vor.

Er griff nach der Kamera in seinem Schoß, öffnete den Verschluss der gelbbraunen Ledertasche und klappte den oberen Teil der Tasche herunter. Die 35-mm-Spiegelreflexkamera hatte er bereits bei seinem ersten Auftrag in Beirut verwendet, im April 1983. Er fing an, die Bohrinsel zu fotografieren. Eine zweite Kamera, die er dem CIA-Agenten am Strand abgenommen hatte, lag zusammen mit dem Rucksack des Mannes auf dem Boden der Kabine zwischen seinen Füßen. Vielleicht fand er darin Namen oder Telefonnummern, die ihm nützlich waren. So nützlich wie der Agent. Was auch der Grund dafür gewesen war, dass Charles ihn am Leben gelassen hatte.

Das Flugzeug kreiste zweimal um die Ölplattform, einmal in einer Höhe von hundertfünfzig Metern, das zweite Mal bei sechzig Metern. Charles verbrauchte drei Filme, dann gab er dem Piloten ein Zeichen, dass er fertig war. Das Wasserflugzeug drehte ab, stieg wieder auf seine Reiseflughöhe von siebenhundert Metern und flog zurück nach Baku. Dort wollte sich Charles mit der Besatzung der *Rachel* treffen, die inzwischen die weiße Flagge mit dem falschen Namen entfernt haben dürfte. Sie hatten ihn zum Flugzeug gebracht und würden auch im nächsten Teil des Unternehmens mit ihm zusammenarbeiten.

Aber das war nur der Anfang. Seine Auftraggeber in Amerika verfolgten ganz bestimmte Ziele, und die Mit-

glieder des von Charles zusammengestellten Teams waren Experten im Erreichen solcher Ziele. Sie sorgten durch Terrorakte und Mordanschläge dafür, dass sich Nachbar gegen Nachbar richtete, Land gegen Land. Wenn sie fertig waren, würde die Region unter ihm in Flammen stehen und mit Blut getränkt sein.

Charles hatte im Terrorismusgeschäft bereits ein Vermögen verdient, doch einen großen Teil dieses Vermögens wieder ausgegeben, um Waffen, Pässe, Transportmittel und Anonymität zu kaufen. Nach diesem Auftrag würde er reicher sein, als er es sich je hätte träumen lassen.

Während seiner Kindheit in Liverpool hatte Charles oft davon geträumt, reich zu sein. Später dachte er immer wieder darüber nach, wie er es anstellen konnte, reich zu werden. Er dachte darüber nach, wenn er den Bahnhof fegte, wo sein Vater Perry Fahrkarten verkaufte. Wenn er neben seinen beiden Brüdern und seinem Großvater im Wohnzimmer ihrer Zweizimmerwohnung schlief, die immer nach Schweiß und Müll von der kleinen Gasse hinter dem Haus stank. Wenn er seinem Vater dabei half, den Fußballverein ihres Viertels zu trainieren. Charles wusste, wie man mit anderen Menschen kommunizierte, wie man Strategien entwarf, wie man gewann. Er war die geborene Führernatur. Aber sein Vater, seine Familie, seine Freunde aus der Arbeiterklasse wurden von der Oberschicht unterdrückt. Man erlaubte ihnen nicht, auf bessere Schulen zu gehen, selbst wenn sie sich diese leisten konnten. Man erlaubte ihnen nicht, leitende Positionen im Bankwesen oder in der Politik zu bekleiden. Sie hatten eine merkwürdige, ordinäre Aussprache, breite Schultern und wettergegerbte Gesichter und wurden nicht respektiert.

Charles wuchs mit dem unguten Gefühl auf, dass Fußball das einzige Ventil, die einzige Freude seines Vaters war. Er betete die Beatles an, weil sie es geschafft hatten - ironischerweise war das genau der Grund, warum sein Vater und viele seiner Altersgenossen >diese Halbstarken< verabscheuten. Charles war klar, dass er der Armut nicht mit Musik entkommen konnte, zum einen, weil er kein Ta-

lent hatte, zum anderen, weil es bereits andere auf diese Weise geschafft hatten. Er musste seinen eigenen Weg finden, musste sich selbst einen Namen machen. Wie hätte er wissen können, dass er seine verborgenen Talente ausgerechnet bei den Royal Marines in der 29. Kommandoeinheit der britischen Artillerie entdecken würde, wo er lernte, mit Sprengstoff umzugehen? Denn dort stellte er fest, wie viel Freude es ihm bereitete, etwas zu zerstören - und welches Können dafür erforderlich war.

Es war ein großartiges Gefühl, einen Plan wie diesen in die Tat umzusetzen. Er schuf damit ein Kunstwerk - ein Kunstwerk, das lebte, atmete, blutete, sich veränderte und bei jedem Beteiligten einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ. Mit der Ästhetik der Zerstörung ließ sich nichts anderes auf der Welt vergleichen. Und das Beste an seinem jetzigen Auftrag war, dass die CIA ihm unbeabsichtigt geholfen hatte, indem sie den Agenten nach Baku geschickt hatte, damit dieser nach ihm suchte. Die CIA würde fest davon überzeugt sein, dass ihr Mann nicht vom Harpooner angegriffen worden war. Denn niemand hatte je eine Begegnung mit dem Harpooner überlebt.

Charles lehnte sich in seinen Sitz zurück, während die Cessna die hell erleuchtete Bohrinself hinter sich ließ.

Das war das Schöne daran, wenn man Künstler war, sagte er sich.

Es gab ihm das Recht, immer für eine Überraschung gut zu sein.

7

Camp Springs, Maryland - Montag, 12 Uhr 44

Während des kalten Krieges war das unauffällige, einstöckige Gebäude in der Nähe der Marineflugzeuge auf der Andrews Air Force Base als Bereitschaftsraum für Piloten und deren Besatzungen genutzt worden. Im Falle eines

Nuklearangriffs wäre es ihre Aufgabe gewesen, wichtige Mitarbeiter der Regierung und des Militärs in ein sicheres Lager in den Blue Ridge Mountains zu bringen.

Aber das elfenbeinfarben gestrichene Gebäude mit seinem gepflegten Rasen war nicht nur ein Überbleibsel des kalten Krieges. Die 78 Vollzeitangestellten, die hier arbeiteten, waren inzwischen dem Nationalen Krisenzentrum - kurz >Op-Center< genannt - unterstellt. Das Op-Center war eine unabhängige Organisation, die Daten zu potenziellen >Krisenherden< in den Vereinigten Staaten und im Ausland sammelte, verarbeitete und analysierte. Anschließend musste das Op-Center entscheiden, ob die Krisenherde durch politische, diplomatische, kommunikative, wirtschaftliche, juristische oder psychologische Maßnahmen entschärft werden konnten. Bestand die Gefahr, dass keine dieser Maßnahmen erfolgreich sein würde, setzte man - nach Genehmigung durch den Kongressausschuss zur Überwachung der Geheimdienste - militärische Mittel ein. Dazu stand dem Op-Center eine taktische Einsatztruppe zur Verfügung, der zwölf Soldaten angehörten. Diese >Strikers< standen unter dem Kommando von Colonel Brett August und hatten ihre Basis im Ausbildungszentrum des FBI im nahen Quantico.

Neben den Büros im ersten Stock war noch ein speziell gesichertes Kellergeschoss gebaut worden, um die empfindlichen Informationssysteme und weiteres Personal unterzubringen. Hier arbeiteten auch Paul Hood und seine engsten Berater.

Hood kam direkt von dem Bankett im Weißen Haus ins Op-Center. Er war immer noch im Smoking, was ihm ein >Guten Morgen, Mr. Bond< von dem Marineoffizier am Tor einbrachte. Hood lächelte zum ersten Mal seit Tagen wieder.

Nachdem der Präsident seine Rede beendete hatte, waren Hood Zweifel gekommen. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, *warum* der Präsident gesagt hatte, dass die amerikanischen Geheimdienste mit den Vereinten Nationen zusammenarbeiten würden. Viele UNO-Mitglieder waren

jetzt schon der Meinung, dass die Vereinigten Staaten die internationale Organisation als Mittel zum Zweck benutzen und ihre Länder auf diese Weise ausspionierten.

Die kurze Rede des Präsidenten hatte manchen Gästen gefallen, vor allem Delegierten, die seit jeher Zielscheiben für Terroranschläge waren. Aber einige andere Anwesenden hatten sie äußerst merkwürdig gefunden. Vizepräsident Cotten schien vollkommen überrascht zu sein, genau wie der Außenminister und Meriwether, der amerikanische Botschafter bei den Vereinten Nationen. Mala Chatterjee hatte die Bemerkung des Präsidenten so beunruhigt, dass sie sich zu Hood drehte und ihn fragte, ob sie den Präsidenten richtig verstanden habe. Er antwortete, dass sie ihn seiner Meinung nach wohl nicht missverstanden habe. Er sagte nicht, dass das Op-Center über eine solche Vereinbarung informiert worden wäre oder sogar daran mitgearbeitet hätte. Es hätte zwar sein können, dass man während seiner Abwesenheit ein solches Abkommen geschlossen hatte, aber Hood bezweifelte es. Als er am Tag vor dem Bankett in seinem Büro gewesen war, um sich einen schnellen Überblick über die laufenden Projekte zu verschaffen, hatte er nichts gesehen, das auf eine geplante Zusammenarbeit mehrerer Geheimdienste hindeutete.

Hood machte sich nach dem Bankett nicht die Mühe, ein Gespräch zu beginnen. Er ging sofort und eilte ins Op-Center, wo er sich weitere Informationen holen wollte. Es war das erste Mal seit der Rückkehr auf seinen Posten, dass er die Mitarbeiter der Wochenendnachtschicht zu Gesicht bekam. Sie waren froh, ihn zu sehen, besonders Nicholas Grillo, der Leiter der Schicht. Der 53-jährige Grillo war früher Aufklärungsexperte bei den SEALs der Marine gewesen, hatte dann für das Pentagon gearbeitet und war etwa zur gleichen Zeit wie Hood zum Op-Center gewechselt. Er gratulierte Hood zu dem gelungenen Einsatz, mit dem dieser und General Rodgers die Geiseln in New York befreit hatten, und fragte ihn, wie es seiner Tochter gehe. Hood bedankte sich und erwiderte, dass es Harleigh sicher bald wieder gut gehen würde.

Als Erstes sah Hood sich dann die Dateien des DCI an, des Direktors der Central Intelligence. Diese unabhängige Organisation war eine Art Clearingstelle für Informationen und bediente vier andere Dienste: die CIA, das Op-Center, das Verteidigungsministerium - zu dem die vier militärischen Nachrichtendienste, das National Reconnaissance Office, die National Security Agency und die National Imagery and Mapping Agency gehörten - und die Department Intelligence, die aus FBI, Außen-, Energie- und Finanzministerium bestand.

Sobald Hood in der DCI-Datenbank war, führte er eine Abfrage nach kürzlich getroffenen Vereinbarungen oder Programmen in Zusammenhang mit den Vereinten Nationen durch. Das System listete fast fünftausend Einträge auf. Er schloss alle Einträge aus, die nichts mit dem Sammeln von nachrichtendienstlichen Informationen bei den Vereinten Nationen und deren Mitgliedsstaaten zu tun hatten. Dadurch wurde die Liste auf 27 Einträge reduziert, die sich Hood genauer ansah. Der letzte Eintrag war eine Woche alt, ein vorläufiger Bericht über die CIA-Außenstelle in New York, der entgangen war, dass Annabelle Hampton mit den Terroristen im Gebäude der Vereinten Nationen unter einer Decke gesteckt hatte. Dafür verantwortlich gemacht wurden David Battat, der Leiter der New Yorker Außenstelle, und dessen Vorgesetzter in Washington, der stellvertretende Direktor Wong. Wong kam mit einer schriftlichen Verwarnung davon, die nicht in seine Personalakte aufgenommen wurde. Battat dagegen erhielt eine schärfer formulierte Rüge, die in sein Dossier eingetragen wurde. Er würde eine Weile an der kurzen Leine gehalten werden und Aufträge bekommen, die Bob Herbert einmal als >Drecksarbeit< bezeichnet hatte - Einsätze direkt in der Schusslinie, für die in der Regel nur Agenten ausgesucht wurden, die gerade erst ihre Ausbildung abgeschlossen hatten.

Die Datenbank enthielt nichts über eine Operation der Vereinten Nationen, an der einer der 14 Geheimdienste beteiligt war. Da der Präsident eine Verbesserung der Be-

Ziehungen zur UNO anstrebe, überraschte es nicht weiter, dass Lawrence nach einer Möglichkeit suchte, um der Organisation zu helfen. Aber dass er von einer solchen Absicht in der Öffentlichkeit als *Fait accompli* sprach, war mehr als nur verwirrend.

Selbst für eine *Analyse* der Erfolgchancen eines solchen Vorschlags hätte der Präsident die Zustimmung von mindestens einem Geheimdienstleiter gebraucht, und darüber war in der Datenbank kein Wort zu finden. Es gab nicht einmal einen Schriftwechsel, weder in elektronischer noch in anderer Form, über die Anforderung einer solchen Analyse. Das Einzige, was Hood sich noch vorstellen konnte, war eine informelle Vereinbarung zwischen dem Präsidenten und der CIA, dem FBI oder einer der anderen Organisationen. In diesem Fall wären jedoch Vertreter der entsprechenden Organisation beim Bankett dabei gewesen, aber außer Hood waren keine Geheimdienstleute eingeladen gewesen. Vielleicht versuchte der Präsident, eine Entscheidung in dieser Frage zu erzwingen, ähnlich wie einst John F. Kennedy, der den Kongress in aller Öffentlichkeit aufgefordert hatte, der NASA die nötigen Mittel zu genehmigen, um einen Menschen auf den Mond zu bringen. Aber eine Beteiligung der Vereinigten Staaten an einem Programm, das die Zusammenarbeit mit den Geheimdiensten anderer Länder vorsah, war ein extrem heikles Thema. Ein Präsident würde politischen Selbstmord riskieren, setzte er eine derart weit reichende Entscheidung durch, ohne sich zuvor bei seinen Beratern vergewissert zu haben, dass sie realisierbar war.

Das Ganze könnte auch die Folge einer Reihe von Missverständnissen gewesen sein. Vielleicht dachte der Präsident, die Unterstützung der Geheimdienste wäre ihm gewiss. Missverständnisse dieser Art waren nicht gerade selten. Die Frage war nur, was jetzt, nachdem der Präsident in aller Öffentlichkeit von einer solchen Zusammenarbeit gesprochen hatte, zu tun war. Die Geheimdienste in den Vereinigten Staaten würden sich mit Sicherheit in zwei Lager spalten. Einige Experten würden die Gelegenheit

begrüßen, Ressourcen in Ländern wie China, Kolumbien und einigen ehemaligen Sowjetrepubliken direkt anzapfen zu können, da sie zurzeit kaum Zugang zu diesen Regionen hatten. Andere - unter ihnen auch Hood - würden Bedenken äußern, mit ausländischen Geheimdiensten zusammenzuarbeiten und gefälschte Daten zu bekommen, was für die amerikanischen Nachrichtendienste katastrophale Folgen haben konnte.

Bob Herbert hatte ihm einmal von einer solchen Situation aus dem Jahr 1978 erzählt, kurz vor dem Sturz des iranischen Schahs, als anti-extremistische Kreise der CIA einen Code zugespielt hatten, der von den Anhängern des Ayatollah Khomeini für ihre Kommunikation per Fax verwendet wurde. Der Code stimmte - damals. Nachdem der Ayatollah an die Macht gekommen war, plünderten seine Anhänger die Akten des Schahs und stellten fest, dass sich der Code in den Händen der Amerikaner befand. Die CIA verwendete den Code weiter, um geheime Kommuniqués der Iraner zu entschlüsseln. Erst nach dem Tod des Ayatollah 1989 - als in den geheimen Kommuniqués immer noch behauptet wurde, er sei auf dem Weg der Besserung - sah sich die CIA den Code und die damit entschlüsselten Informationen etwas genauer an. Was zur Folge hatte, dass Daten aus einem Zeitraum von zehn Jahren überprüft und größtenteils gelöscht werden mussten.

Hood konnte sich genau vorstellen, was Teheran zu diesem neuen Anti-Terrorismus-Netzwerk sagen würde. »Sicher, wir sind dabei. Wir geben euch auch gleich einen neuen Code, mit dem ihr die sunnitischen Terroristen in Aserbaidschan überwachen könnt.« Es konnte ein echter Code für echte Übertragungen sein, aber es war genauso gut möglich, dass die Iraner Übertragungen fälschten, um Misstrauen gegen die Sunniten zu schüren. Die Vereinigten Staaten würden sich nicht weigern können, den Iran zu unterstützen, da ihr Präsident es angeboten hatte. Sie konnten dem Code nicht trauen. Doch was, wenn sich herausstellte, dass er echt war und sie ihn ignoriert hatten?

Die Sache konnte sich durchaus zu einer echten Kata-

Strophe entwickeln. Hood beschloss, sich mit Stuart Tarses, dem Stabschef des Präsidenten, in Verbindung zu setzen und herauszufinden, was dieser darüber wusste. Er kannte Tarses nicht sehr gut, aber der 34-jährige Harvard-Absolvent war einer von Lawrence besten Mitarbeitern in der Denkfabrik gewesen und hatte entscheidend zu dessen Wiederwahl beigetragen. Tarses war zwar nicht bei dem Bankett gewesen, aber es gab kein Projekt des Präsidenten, über das er nicht informiert war.

Hood kehrte ins Hotel zurück und legte sich kurz hin. Um 5 Uhr 30 war er wieder im Op-Center. Er wollte da sein, wenn seine Mitarbeiter zur Arbeit kamen.

Hood hatte mit der Psychologin Liz Gordon über Harleigh und mit dem Rechtsanwalt Lowell Coffey über die Scheidung gesprochen, daher wussten beide, dass er ins Op-Center zurückkam. Außerdem hatte er General Rodgers informiert, der es Bob Herbert, dem Leiter der Aufklärungsabteilung, gesagt hatte.

Herbert rollte als Erster herein. Bei dem Bombenanschlag auf die amerikanische Botschaft in Beirut 1983 hatte er nicht nur seine Frau verloren, sondern auch seine Beine eingebüßt. Aber Herbert hatte das Beste aus diesem Schicksalsschlag gemacht - sein Rollstuhl war eine Sonderanfertigung und diente als Mini-Kommunikationszentrum. Sie hatte Telefon, Fax und sogar eine Satellitenverbindung, was ihn zu einem der besten Informationsanalysten der Welt machte. Hinter ihm kam Rodgers. Obwohl der grauhaarige Offizier eine Schlüsselrolle bei der Beendigung der Geiselnahme bei den Vereinten Nationen gespielt hatte, litt er immer noch an den seelischen Folgen der Folter, die ihm kurdische Terroristen im Nahen Osten beigebracht hatten. Seit seiner Rückkehr war das Feuer in seinen Augen fast erloschen, und sein Gang war nicht mehr so dynamisch wie vorher. Obwohl es den Terroristen nicht gelungen war, ihn zu zerbrechen, war ein Teil von ihm in jener Höhle im Bekaa-Tal gestorben.

Rodgers und Herbert freuten sich, Hood zu sehen. Nachdem sie ihn begrüßt hatten, erzählte Hood, was bei

dem Bankett vorgefallen war. Herbert konnte nicht glauben, was der Präsident gesagt hatte.

»Das ist so, als würde die Polizei beim Super Bowl behaupten, sie suche die Tribüne nach Hooligans ab, statt sich das Spiel anzusehen«, sagte Herbert. »Niemand würde das glauben. Niemand.«

»Der Meinung bin ich auch«, sagte Hood. »Und deshalb müssen wir herausfinden, warum der Präsident das gesagt hat. Wenn er einen Plan hat, von dem wir nichts wissen, müssen wir dafür sorgen, dass wir informiert werden. Reden Sie mit den anderen Geheimdiensten, und finden Sie heraus, was hier läuft.«

»Ich kümmere mich darum«, versprach Herbert, während er zur Tür hinausrollte.

Rodgers sagte, dass er sich mit den Leitern der militärischen Geheimdienste in Verbindung setzen werde, um herauszufinden, was diese über die Sache wussten.

Nachdem Herbert und Rodgers gegangen waren, bekam Hood Besuch von den beiden Schlüsselmitgliedern seines Teams, die als Einzige nichts von seiner Rückkehr zum Op-Center gewusst hatten - Darrell McCaskey, der als Verbindungsmann zu FBI und Interpol fungierte, und Pressesprecherin Ann Farris. McCaskey war gerade von einem längeren Aufenthalt in Europa zurückgekehrt, wo er mit seinen Kollegen von Interpol zusammengearbeitet und sich um seine Beziehung zu Maria Corneja, einer Agentin, die ihm bei einem Einsatz in Spanien geholfen hatte, gekümmert hatte. Da er während Hoods Abwesenheit in Europa gewesen war, hatte er seinen Chef nicht vermissen können.

Ann Farris dagegen hatte ihn vermisst. Die ein Meter siebzig große, geschiedene Pressesprecherin hatte Hood immer sehr nahe gestanden und war traurig gewesen, dass er ging. Hood wusste, was sie für ihn empfand, obwohl sie es sich nicht anmerken ließ. Die 34-Jährige hatte sich das perfekte Pokergesicht für Journalisten antrainiert. Keine Frage, keine Enthüllung, keine Ankündigung konnte sie aus der Fassung bringen. Aber für Hood drückten

ihre großen braunen Augen mehr aus als jeder Redner oder Fernsehmoderator, den er bislang gehört hatte.

Als sie jetzt an seinen Schreibtisch trat, sagten ihm ihre Augen, dass sie glücklich, traurig und überrascht zugleich war. Sie trug das, was sie scherzhaft ihre >Uniform< nannte - einen schwarzen Anzug mit weißer Bluse und Perlenkette. Ihr braunes, schulterlanges Haar wurde von einer Spange zusammengehalten. In Hoods Büro war nichts Persönliches mehr. Er hatte noch keine Zeit gehabt, Fotos und Erinnerungstücke wieder an ihren Platz zu stellen. Aber nach den Auseinandersetzungen mit Sharon und der Anonymität seines Hotelzimmers ließ Anns Gegenwart sein Büro plötzlich wie ein Zuhause wirken.

»Mike hat es mir gerade gesagt«, sagte sie.

»Was hat er Ihnen gesagt?«

»Das mit Sharon«, erwiderte Ann. »Und dass Sie zurückkommen. Paul, ist alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Ich bin ein bisschen angeschlagen, aber das wird schon wieder.«

Ann blieb vor seinem Schreibtisch stehen. Ist es wirklich erst zehn Tage her, dass sie dort gestanden und mir beim Packen zugesehen hat?, fragte sich Hood. Es schien viel länger zurückzuliegen. Warum ließen Kummer und Leid die Zeit immer länger werden, während sie wie im Flug verging, wenn man glücklich war?

»Paul, kann ich irgendetwas tun?«, wollte Ann wissen.

»Wie geht es Sharon und den Kindern?«

»Wir sind alle noch ziemlich fertig. Liz hilft Harleigh, Sharon und ich bemühen uns, wie zivilisierte Menschen miteinander zu reden, und Alexander ist Alexander. Soll heißen, er ist okay.« Hood fuhr sich mit den Fingern durch das schwarze, gewellte Haar. »Was die Frage angeht, ob Sie etwas tun können - mir ist gerade eingefallen, dass wir noch eine Pressemitteilung wegen meiner Rückkehr herausgeben müssen.«

»Ich weiß.« Sie lächelte. »Eine Vorwarnung wäre nicht schlecht gewesen.«

»Tut mir Leid.«

»Schon in Ordnung«, erwiderte Ann. »Sie hatten den Kopf mit anderen Dingen voll. Ich werde etwas zusammenschreiben und es Ihnen zeigen.«

Sie sah zu ihm herunter. Ihr leicht eckiges Gesicht wurde von ihrem langen, braunen Haar eingerahmt. Hood war sich immer bewusst gewesen, dass zwischen ihnen eine starke erotische Spannung bestand. Verdammt, dachte er, jeder um sie herum spürte es. Bob Herbert und Lowell Coffey hatten ihn immer damit aufgezo-gen. Hood war nicht bereit gewesen, dieser Spannung nachzugeben, und Ann war immer auf Distanz geblieben. Aber er spürte, dass sich die Distanz zwischen ihnen immer mehr verringerte.

»Ich weiß, dass Sie viel zu tun haben«, sagte Ann, »aber wenn Sie irgendetwas brauchen - ich bin jederzeit für Sie da. Wenn Sie reden möchten oder nicht allein sein wollen, rufen Sie mich einfach an. Schließlich arbeiten wir schon ein paar Jahre zusammen.«

»Danke«, erwiderte Hood.

Ann sah ihn lange an. »Paul, es tut mir Leid, was Sie und Ihre Familie jetzt durchmachen müssen. Aber Sie haben hier großartige Arbeit geleistet, und ich bin froh, dass Sie wieder da sind.«

»Es ist schön, wieder hier zu sein«, gab Paul zu. »Ich glaube, das hat mich mehr frustriert als alles andere.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich konnte die Arbeit, die ich begonnen hatte, nicht zu Ende bringen«, entgegnete er. »Es klingt vielleicht sentimental, aber dieses Land ist durch die Teamarbeit außergewöhnlicher Männer und Frauen groß geworden. Und das Op-Center ist Teil dieser Tradition. Wir haben hier ein großartiges Team, das unersetzliche Arbeit leistet, und das habe ich nur ungern verlassen.«

Ann sah ihn immer noch an. Sie schien etwas sagen zu wollen, tat es dann aber doch nicht. Gleich darauf trat sie ein paar Schritte zurück. »Ich muss mit der Pressemitteilung anfangen. Möchten Sie, dass ich etwas über die Scheidung sage?«

»Nein«, entgegnete Hood. »Wenn es jemand wissen will, können Sie ihn informieren. Als Grund geben Sie an, ich hätte mich plötzlich anders entschieden.«

»Für die Journalisten wird das zu allgemein sein«, gab Ann zu bedenken.

»Was die *Washington Post* denkt, wird keinen Einfluss auf meine Arbeit haben«, sagte er.

»Jetzt vielleicht nicht. Aber es könnte sehr wichtig sein, wenn Sie noch einmal für ein öffentliches Amt kandidieren wollen.«

Hood sah sie an. »Der Einwand ist berechtigt.«

»Warum sagen wir nicht, dass der Präsident Sie gebeten habe, Ihren Rücktritt zurückzuziehen?«, fragte sie.

»Weil er das nicht getan hat«, erwiderte Hood.

»Sie hatten doch ein privates Gespräch mit ihm, als Sie aus New York zurückgekommen sind«, beharrte sie. »Er wird nicht bestreiten, Sie um ihre Rückkehr gebeten zu haben. Dadurch kann er seine Loyalität Ihnen gegenüber ausdrücken. Und davon profitieren alle.«

»Aber es stimmt nicht.«

»Dann sagen wir nur, dass Sie Ihre Entscheidung nach dem Gespräch mit dem Präsidenten noch einmal überdacht haben. Das stimmt.«

»Sie wollen unbedingt den Präsident mit hineinziehen.«

»Wann immer es möglich ist«, bestätigte Arm. »Das gibt uns Gewicht.«

»Gewicht?«, fragte Hood. »Sie meinen wohl, es hat eine Sogwirkung.«

»Wie bitte?«

»Nick Grillo hat einmal gesagt, dass >Sogwirkung< das Wort des Tages sei.«

»Genau genommen ist das nicht ganz richtig«, belehrte ihn Ann. »Von >Gewicht< spricht man, wenn jemand glaubwürdig ist. Bei einer >Sogwirkung< hat er viel Einfluss. Das ist ein Unterschied.«

»Ich verstehe«, erwiderte Hood. Sie lächelten sich an. Er wandte den Blick ab. »Ich mache mich jetzt besser an

die Arbeit«, sagte er. »Schließlich muss ich einiges aufholen.«

»Das glaube ich gern«, entgegnete Arm. »Ich werde Ihnen die Pressemitteilung per E-Mail schicken, bevor sie rausgeht.«

»Nochmals danke«, sagte Hood. »Für alles.«

»Keine Ursache.« Arm zögerte. Sie sah Hood noch einmal an, verließ das Büro dann aber.

Hood blickte wieder auf den Computerbildschirm zu seiner Rechten. Er wollte Ann nicht nachsehen. Ann Farris war eine schöne Frau, intelligent und sehr sexy. In den fünf Jahren, in denen sie sich jetzt kannten, hatten sie oft miteinander geflirtet, wobei sie etwas direkter gewesen war als er. Aber jetzt, wo er bald geschieden sein würde, wusste er nicht recht, ob er das Spiel fortsetzen sollte. Es stand niemand mehr zwischen ihnen. Ihre Flirts waren plötzlich kein Spiel mehr für ihn.

Aber Hood blieb keine Zeit, jetzt darüber nachzudenken. Er hatte viel zu tun. Er musste die Tagesberichte nacharbeiten, die in der letzten Woche an Mike Rodgers gegangen waren, und unter anderem Geheimdaten aus der ganzen Welt sowie Angaben über verdeckte Operationen enthielten. Außerdem musste er sich die Berichte der übrigen Teammitglieder ansehen und einen Blick auf seinen Terminplan für die nächste Woche werfen, bevor er zum Mittagessen mit der First Lady aufbrach. Ihm fiel auf, dass Rodgers' Gespräche mit den in die Endrunde gekommenen Bewerbern für den Posten von Martha Mackall, der Beauftragten für Politik und Wirtschaft, die in Spanien ermordet worden war, sowie Bewerbern für die neu geschaffene Stelle eines Wirtschaftsberaters angesetzt hatte. Da immer mehr Länder auch finanziell miteinander verbunden waren - Lowell Coffey nannte das >siamesische Mehrlingsgeburten< - wurde die Politik immer mehr zu einer lästigen Nebensache der Macht, von der die Welt wirklich regiert wurde.

Hood beschloss, Mike die Einstellung der geeigneten Bewerber zu überlassen. Er hatte schließlich die Bewer-

bungsgespräche geführt, und Hood würde viel zu beschäftigt sein, um sich darum zu kümmern. Aber trotz der vielen Arbeit, die ihn erwartete, hatte er das gleiche Gefühl wie früher auch.

Er liebte seine Arbeit und das Op-Center.

Es war gut, wieder an seinem Schreibtisch zu sitzen.

8

Baku/Aserbaidshan - Montag, 18 Uhr

Aserbaidshan ist ein Land im Umbruch.

Aufgrund der politischen Auseinandersetzungen in der Region Berg-Karabach sind zwanzig Prozent des Landes - vor allem im Südwesten, entlang der Grenze zu Armenien und dem Iran - von Truppen der Rebellen besetzt. Obwohl seit 1994 ein Waffenstillstand eingehalten wird, kommt es immer wieder zu Gefechten. Diplomaten befürchten insgeheim, dass die selbst ernannte Republik von Berg-Karabach zum nächsten Kosovo werden wird. In Baku und anderen Städten brechen ohne Vorwarnung Proteste aus, die oft gewalttätig sind. Bei einigen geht es um Politik, andere wiederum sind Ausdruck der allgemeinen Unruhe. Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion gibt es einen akuten Mangel an lebenswichtigen Produkten wie Medikamenten, Nahrungsmitteln und neue Technologien. In den meisten Gegenden des Landes einschließlich der Hauptstadt wird nur Bargeld - vorzugsweise US-Dollar - als Zahlungsmittel angenommen.

Den Vereinigten Staaten ist es gelungen, die rechtmäßig gewählte Regierung von Aserbaidshan offen zu unterstützen, ohne die einflussreichen Aufständischen vor den Kopf zu stoßen. Baku werden großzügige Kredite gewährt, während >dem Volk< - womit in erster Linie die Rebellen gemeint sind - Waren direkt verkauft werden. Im Fall einer landesweiten Revolte wollen die Vereinig-

ten Staaten offene Verbindungswege zu beiden Seiten haben.

Dieses empfindliche Gleichgewicht aufrechtzuerhalten ist Aufgabe der kleinen amerikanischen Botschaft in Baku. Seit März 1993 arbeiten 15 Angestellte der Botschaft und zehn Angehörige der Marines in einem kleinen Backsteingebäude mit der Adresse 83 Azadlig. Im hinteren Teil des Gebäudes, in einem fensterlosen, mit Holz getäfelten Raum, befindet sich das Nachrichtenbüro. Im Gegensatz zu der kleinen Presseabteilung, die Pressemitteilungen herausgibt und Interviews und Fototermine mit amerikanischen Kongressabgeordneten, Senatoren und anderen Regierungsvertretern arrangiert, hat das Nachrichtenbüro offiziell die Aufgabe, Presseauschnitte aus Russland zu sammeln und zur späteren Verwendung abzuheften.

Offiziell.

Inoffiziell ist es mit zwei CIA-Agenten besetzt, die Informationen aus dem Land sammeln. Die meisten Daten bekommen sie aus der elektronischen Überwachung, die vom Büro über Satellit und von Minibussen aus erfolgt. Einige Informationen kommen von Verbindungsleuten, die dafür bezahlt werden, dass sie Regierungsvertreter beobachten, abhören und fotografieren - zuweilen auch in kompromittierenden Situationen. Manche dieser Situationen werden vom Nachrichtenbüro arrangiert.

Da er verletzt war, unternahm David Battat gar nicht erst den Versuch, nach Moskau zurückzukehren. Stattdessen machte er sich zu Fuß auf den Weg zur Botschaft. Dort brachte man ihn zur stellvertretenden Botschafterin, Dorothy Williamson, die den CIA-Agenten Tom Moore holen ließ. Williamson war groß und hatte gewelltes schwarzes Haar. Battat schätzte sie auf etwa vierzig. Moore war ein hagerer Riese in den Dreißigern, mit einem langen, ausgeprägten Gesicht und traurigem Gesichtsausdruck. Wenn man Battat nach Baku versetzt hätte, wäre sein Gesichtsausdruck wahrscheinlich auch nicht gerade fröhlich gewesen.

Williamsons Assistent war ein intelligenter junger Mann namens Ron Friday. Er war der Einzige, der Battat aufmunternd zulächelte. Battat war ihm sehr dankbar dafür.

Während er Moore einen kurzen Überblick über die Ereignisse der letzten Stunden gab, ließ Williamson Bartats Wunden von einem Sanitäter der Marines untersuchen. Der CIA-Agent hatte eine Schwellung am Hals und Spuren von Blut im Speichel, aber er schien nicht ernsthaft verletzt zu sein. Als der Sanitäter fertig war, wurde Battat in das Nachrichtenbüro gebracht, wo man ihn allein ließ, während er Moskau anrief. Er sprach mit Pat Thomas, dem stellvertretenden Leiter der Abteilung Öffentliche Information an der Botschaft. Thomas war außerdem der Leiter der dortigen CIA-Außenstelle und >off the record<, was bedeutete, dass er in der Zentrale der CIA in Langley nicht als Mitarbeiter geführt wurde. Seine Berichte wurde als Diplomatengepäck befördert und gingen direkt nach Washington.

Thomas war verärgert, als er die Neuigkeiten hörte. Wenn es Battat gelungen wäre, den Harpooner zu identifizieren, wäre Thomas jetzt ein Held. Stattdessen musste er nun seinem Kollegen in Baku und seinem Vorgesetzten in Washington erklären, wie sie es fertig gebracht hatten, eine relativ einfache Überwachung zu verpatzen.

Thomas sagte, er verlange einen vollständigen Bericht von Battat, wenn dieser wieder in Moskau sei. Dann brachte jemand etwas zum Essen herein. Battat aß, obwohl er seinen Appetit am Strand zurückgelassen hatte - zusammen mit seiner Selbstachtung, seiner Energie, seinem Auftrag und seiner Karriere. Dann setzte er sich auf einen Stuhl und ruhte sich eine Weile aus, bis Williamson und Moore zu einem zweiten und dieses Mal ausführlicheren Gespräch hereinkamen. Moore machte ein grimmes Gesicht. Das Gespräch würde nicht einfach werden.

Akustische Einrichtungen, die man in die Wände eingesetzt hatte, sorgten dafür, dass Gespräche für die Abhör-

gerate der Aserbaidshaner in den umliegenden Gebäuden wie statisches Rauschen klangen.

Battat erzählte Williamson und Moore, dass Moskau angenommen habe, der Harpooner sei in Baku, und dass er geschickt worden sei, um den Terroristen zu identifizieren. Diese Neuigkeit gefiel Moore überhaupt nicht.

»Die Außenstelle in Moskau hielt es offensichtlich nicht für nötig, uns über diese Operation zu informieren«, beschwerte er sich. »Würden Sie mir bitte den Grund dafür sagen?«

»Man befürchtete, dass unsere Zielperson Leute hat, die die Botschaft beobachten«, erwiderte Battat.

»Nicht alle unserer Mitarbeiter sind *in* der Botschaft«, erklärte Moore. »Wir haben auch externe Ressourcen.«

»Das weiß ich. Aber Moskau war der Meinung, dass unsere Chancen, die Zielperson zu überraschen, umso besser wären, je weniger Leute über die Operation informiert wurden.«

»Was Ihnen allerdings auch nicht viel geholfen hat, oder?«, sagte Moore.

»Nein.«

»Wer immer Sie auch angegriffen hat - er hat gewusst, dass Sie kommen.«

»Offensichtlich, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, woher«, erwiderte Battat. »Ich war gut versteckt und habe kein Gerät benutzt, das einen elektronischen Impuls ausstößt. Die Kamera war eine digitale 70er. Kein Blitz, kein Glas vor dem Objektiv, auf dem das Licht hätte reflektieren können, keine beweglichen Teile, die mich durch ein Klicken verraten hätten.«

»Ist es nicht möglich, dass dieser Harpooner und seine Leute routinemäßig die Küste abgesucht haben?«, fragte die stellvertretende Botschafterin.

»Das hätte ich bemerkt«, antwortete Battat. »Ich bin sehr früh am Einsatzort gewesen, an einer Stelle, die wir vorher anhand von Satellitenbildern ausgesucht haben. Wir hatten uns für diesen Ort entschieden, weil ich von dort sehen und hören konnte, wenn jemand kam oder ging.«

»Und warum haben Sie diesen verdammten Angreifer dann nicht kommen gehört oder gesehen?«, wollte Moore wissen.

»Weil er mich von hinten angegriffen hat, genau in dem Moment, in dem sich auf dem Boot, das ich beobachtet habe, etwas gerührt hat«, erwiderte Battat. »Jemand kam an Deck und schaltete ein Radio ein. Es war ein perfektes Ablenkungsmanöver.«

»Was darauf schließen lässt, dass jemand wusste, wo Sie in diesem Moment waren.«

»Vermutlich.«

»Wahrscheinlich wusste er es schon, bevor Sie dort angekommen sind«, fügte Moore hinzu.

»Ich kann mir zwar nicht vorstellen, woher, aber ich will auch nicht ausschließen, dass es so gewesen ist«, meinte Battat.

»Ich möchte wirklich gern wissen, ob es tatsächlich der Harpooner war«, fuhr Moore fort.

»Was meinen Sie damit?«, fragte Williamson.

»Der Harpooner wird seit zwei Jahrzehnten als Terrorist gesucht«, erklärte Moore. »Soweit wir wissen, hat er mindestens fünfzehn Terroranschläge selbst durchgeführt oder daran teilgenommen. Und vermutlich gibt es noch sehr viel mehr Anschläge, von denen wir nichts wissen. Trotz größter Anstrengungen konnte er bis jetzt nicht gefasst werden, was vor allem daran liegt, dass er ständig unterwegs ist und nie lange an einem Ort bleibt. Er hat keine feste Adresse, von der wir wissen, engagiert, wen immer er braucht, und arbeitet nur selten zweimal mit denselben Leuten. Wir wissen nur deshalb, wie er aussieht, weil uns einer seiner Waffenlieferanten ein Foto von ihm zugespielt hat. Einige Monate später wurde der Waffenhändler tot auf einem Segelboot gefunden. Man hatte ihn mit einem Fischmesser vom Hals bis zum Bauch aufgeschlitzt - *nachdem* wir ihm eine neue Identität verschafft und an einen anderen Ort gebracht hatten.«

»Ich verstehe«, sagte die stellvertretende Botschafterin.

»Er hat das Messer am Tatort zurückgelassen«, fuhr

Moore fort. »Er lässt seine Waffen immer zurück, von Harpunen bis hin zu Tauen.«

»Waffen, die mit dem Meer zu tun haben«, bemerkte Williamson.

»Häufig«, bestätigte Moore. »Wir nehmen an, dass er früher bei der Marine war - was durchaus wahrscheinlich ist, obwohl es uns noch nicht gelungen ist, ihm auf die Spur zu kommen. Aber in der ganzen Zeit hat der Harpooner nie einen Zeugen am Leben gelassen. Also war es nicht der Harpooner, der Mr. Battat überfallen hat - oder der Harpooner wollte, dass er am Leben bleibt.«

Die stellvertretende Botschafterin sah Battat an. »Aus welchem Grund?«

»Mir fällt keiner ein«, musste Battat zugeben.

Keiner der drei sagte etwas. Das einzige Geräusch war das Brummen des Entlüftungsrohrs.

»Mr. Battat, die Tatsache, dass ein Mann wie der Harpooner in dieser Region ist, könnte für uns alle katastrophale Folgen haben«, sagte Williamson schließlich.

»Ein Grund mehr, warum man uns über diese Operation hätte informieren müssen!«, meinte Moore wütend. »Verdammt, wir wissen doch, wer die Undercover - Agenten sind, von denen wir beobachtet werden. Sie sind seit Tagen nicht mehr hier gewesen. Sie haben alle Hände voll zu tun, um einen russischen Spion zu fassen, der vor zwei Tagen aus dem Gefängnis entkommen ist.«

»Ich kann nur noch einmal sagen, dass es mir Leid tut«, sagte Battat.

»Hätten Sie etwas dagegen, in Baku zu bleiben, während wir versuchen, Licht in das Ganze zu bringen?«, wollte die stellvertretende Botschafterin wissen.

»Kein Problem«, erwiderte Battat. »Ich will Ihnen ja helfen.«

»Hoffentlich ist es noch nicht zu spät dafür«, sagte Moore.

Sie standen auf. »Was ist eigentlich mit der *Rachel*?«, fragte Battat.

»Ich habe ein kleines Flugzeug losgeschickt, das nach

ihr suchen soll«, antwortete Moore. »Aber sie hat einige Stunden Vorsprung, und wir wissen nicht, welchen Kurs sie genommen hat. Es sieht nicht sehr gut aus.«

»Könnten Sie nicht versuchen, etwas über das Schiff herauszufinden?«, fragte Battat. »Gibt es hier kein Schiffsregister?«

»Doch, es gibt ein Register«, antwortete Moore, »aber die *Rachel* steht nicht drin. Wir überprüfen gerade die Register in Dagestan, Kalmückien und anderen Republiken am Kaspischen Meer, aber ich gehe davon aus, dass der Name falsch ist.«

Moore brachte Battat zu einem kleinen Gästezimmer im ersten Stock des Gebäudes. In einer Ecke stand eine schmale Liege. Battat legte sich hin, um nachzudenken. Das Boot, die Musik, die im Radio gespielt wurde, der kurze Moment, in dem er den Mann an Deck gesehen hatte - er rief sich die Geräusche und Bilder immer wieder ins Gedächtnis und suchte nach weiteren Hinweisen. Etwas, das ihm sagen konnte, wer die Besatzung der *Rachel* war, welche Kleidung sie getragen hatte, woher sie gekommen war. In langen Sitzungen versuchten speziell ausgebildete CIA-Mitarbeiter, Informationen aus dem Unterbewusstsein der Agenten zu bekommen. In seinem Fall würden sie ihn nach der Farbe des Himmels, dem Aussehen des Wassers, der Stärke des Windes und den Gerüchen, die er mit sich brachte, fragen. Wenn er die Szene wieder vor Augen hatte, würde ihn sein Gesprächspartner herumführen und ihn bitten, auffällige Markierungen am Rumpf des Bootes zu beschreiben, oder ihn fragen, ob am Bug oder am Heck eine Flagge gehisst war oder Geräusche von Deck oder aus den Kabinen kamen. Es überraschte Battat immer wieder, wie viele Informationen im Gehirn gespeichert waren, die nicht immer sofort zugänglich waren.

Obwohl er die Augen schloss, tief und regelmäßig atmete und im Geist die Checkliste für solche Sitzungen durchging, erinnerte er sich an nichts, was ihm hätte sagen können, wer an Bord gewesen oder aus welcher Richtung der Angreifer gekommen war. Er wusste nicht einmal

mehr, wie sich der Stoff auf dem Arm, von dem er gewürgt worden war, angefühlt hatte. Er konnte sich auch nicht an den Geruch des Mannes erinnern, der ihn überfallen hatte. Er wusste nicht mehr, ob ihn dessen Wange berührt hatte oder nicht, ob sie glatt rasiert oder bärtig gewesen war. Er hatte sich zu sehr aufs Überleben konzentriert.

Battat ließ die Augen geschlossen, hörte auf, in die Vergangenheit zu sehen, und dachte an das, was vor ihm lag. Er würde in Baku bleiben, aber nicht nur, weil ihn die stellvertretende Botschafterin darum gebeten hatte. Bis er herausgefunden hatte, wer der Angreifer war, würde er kein Selbstvertrauen mehr haben. Solange gehörte sein Leben dem Mann, der ihn überfallen hatte.

Was vielleicht auch der Grund dafür war, dass man ihn am Leben gelassen hatte.

9

Washington, D.C. - Montag, 11 Uhr 55

Es hatte Hood immer erstaunt, wie anders Washington am Tag aussah. Nachts waren die weißen Fassaden hell erleuchtet und schienen völlig isoliert dazustehen, sodass sie eine majestätische Würde ausstrahlten. Tagsüber, wenn zwischen modernen Bürohäusern, Verkaufsständen und schreiend bunten Restaurantschildern der allgegenwärtige Lärm der Verkehrsflugzeuge dröhnte und Sicherheitsbarrikaden aus Stahl und Beton den Blick versperrten, wirkten die vertrauten Gebäude eher alt und baufällig als zeitlos.

Und doch gehörten beide Seiten zum Gesicht Washingtons. Sie repräsentierten eine altehrwürdige, immer gigantischer werdende Bürokratie, mit der man sich arrangieren musste, und eine Vision von Größe, die weder ignoriert noch geschmäliert werden konnte.

Hood parkte auf der Ellipse südlich des Weißen Hau-

ses, überquerte die E Street und ging zum Osttor, das sofort geöffnet wurde. Nachdem er einen Metalldetektor passiert hatte, wartete er im Ostflügel darauf, dass er von einem Assistenten der First Lady abgeholt wurde.

Das Capitol hatte Paul von den vielen historischen Gebäuden Washingtons immer am besten gefallen. Zum einen war es der >Bauch< der Regierung, der Ort, an dem der Kongress den Visionen des Präsidenten Räder verlieh. Die Räder waren zwar oft quadratisch oder hatten eine andere Größe als die gewünschte, aber ohne den Kongress ging gar nichts. Zum anderen war das Gebäude ein riesiges Kunst- und Geschichtsmuseum, das vor Kostbarkeiten geradezu überquoll. Hier eine Plakette, die den Besucher informierte, wo der Platz des Kongressabgeordneten Abraham Lincoln gewesen war. Dort eine Statue von General Lew Wallace, dem ehemaligen Gouverneur des Territoriums New Mexico und Autors von *Ben Hur*. An anderer Stelle ein Hinweisschild, auf dem der aktuelle Stand der Suche nach dem Grundstein des Gebäudes verzeichnet war, der vor über zweihundert Jahren in einer wenig beachteten Zeremonie gelegt worden war und dann während der zahlreichen Veränderungen des Fundaments verloren ging.

Das Weiße Haus war nicht so eindrucksvoll wie das Capitol. Es war viel kleiner, und an der Fassade blätterte die Farbe ab. Aber der Park und die Säulen, die Räume und die vielen vertrauten Winkel waren im Gedächtnis aller Amerikaner untrennbar mit den Gesichtern großer Präsidenten verbunden, die Großes vollbracht hatten - oder sich manchmal auch niederträchtig und sehr menschlich benommen hatten. Das Weiße Haus würde immer das symbolische Herz der Vereinigten Staaten sein.

Ein junger Assistent der First Lady trat ein. Er führte Hood zu einem Fahrstuhl, der sie in den zweiten Stock brachte. Hood war etwas überrascht, dass die First Lady oben mit ihm sprechen wollte. Sie hatte ein Büro im Erdgeschoss, und Besucher wurden in der Regel dort empfangen.

Hood wurde in den Salon der First Lady geleitet, der an das Schlafzimmer des Präsidentenpaares angrenzte. Der Raum war klein und hatte zwei Türen, von denen die eine in den Korridor und die andere - zumindest vermutete er das - in das Schlafzimmer führte. Am anderen Ende stand ein goldfarbenes Sofa mit zwei passenden Sesseln, dazwischen ein niedriger Tisch. An der gegenüberliegenden Wand sah Hood einen Sekretär mit einem Laptop. Der Per-4dem hatte man zugezogen. Ein kleiner Kronleuchter tauchte den Raum in weiches Licht.

Hood musterte die beiden Porträts an der Wand. Auf

ter Linie ein Zuhause war und ist. Hier wurden Kinder geboren und aufgezogen, hier wurden Hochzeiten, Geburtstage und Festtage gefeiert.«

Der Kaffee wurde gebracht, und Megan verstummte, während er serviert wurde. Hood sah zu ihr hinüber, während der Butler des Weißen Hauses das Silberservice auf den Tisch stellte, die erste Tasse einschenkte und dann wieder ging.

Das leidenschaftliche Engagement in Megans Stimme war immer noch so stark wie früher. Sie tat nie etwas, wenn sie nicht voll und ganz dahinter stand, egal, um was es ging - eine Rede vor Publikum, die Teilnahme an einer Fernseh-Talkshow, in der sie mehr Geld für eine Verbesserung des Bildungswesens forderte, oder ein Gespräch über das Weiße Haus mit einem alten Freund. Aber in ihrem Gesicht sah er etwas, das ihm noch nie vorher an ihr aufgefallen war. Die Begeisterung hörte kurz vor ihren Augen auf. Und in ihren Augen bemerkte er etwas ganz anderes. Angst. Verwirrung.

Hood griff nach seiner Tasse, trank einen Schluck Kaffee und drehte sich dann zu Megan hin.

»Ich danke Ihnen für Ihr Kommen«, sagte die First Lady. Sie sah auf die Tasse in ihrem Schoß hinunter. »Ich weiß, das Sie sehr beschäftigt sind und selbst Probleme haben. Aber hier geht es nicht nur um mich oder den Präsidenten.« Sie sah ihn an. »Es geht um das Land.«

»Was ist los?«, fragte Hood

Megan holte tief Luft. »Mein Mann hat sich in den letzten Tagen sehr sonderbar verhalten.«

Megan schwieg. Hood wollte sie nicht drängen. Er wartete, während sie einen Schluck Kaffee trank.

»Im Laufe der letzten Woche ist er immer zerstreuter geworden«, sagte sie schließlich. »Er hat kein einziges Mal nach unserem Enkel gefragt, was sehr ungewöhnlich ist. Er behauptet, es sei die Arbeit, und vielleicht ist es das ja auch. Aber gestern hat sich etwas sehr Merkwürdiges ereignet.« Sie sah Hood an. »Was ich Ihnen jetzt sage, bleibt unter uns.«

»Selbstverständlich.«

Megan holte noch einmal tief Luft. »Vor dem Bankett gestern Abend habe ich ihn vor der Ankleidekommode sitzend angetroffen. Er war spät dran. Er hatte noch nicht geduscht und war auch noch nicht angezogen. Er starrte einfach nur in den Spiegel. Sein Gesicht war gerötet, und es sah aus, als hätte er geweint. Als ich nachfragte, sagte er, er habe trainiert. Und er sehe so müde aus, weil er nicht geschlafen habe. Ich habe ihm nicht geglaubt, aber ich wollte ihn auch nicht weiter drängen. Und dann, auf dem Empfang vor dem Bankett, verhielt er sich sehr merkwürdig. Er lächelte und unterhielt sich mit unseren Gästen, wirkte aber irgendwie teilnahmslos. Bis er einen Telefonanruf bekam. Er ging in sein Büro, um den Anruf entgegenzunehmen, und als er etwa zwei Minuten später wieder zurückkam, schien er wie ausgewechselt zu sein. Er war glänzend gelaunt und wirkte wieder sehr zuversichtlich.«

»Beim Bankett hat er auf mich denselben Eindruck gemacht«, sagte Hood. »Sie sagten, der Präsident habe sich >sonderbar< verhalten. Was genau meinen Sie damit?«

Megan dachte einen Augenblick lang nach. »Wissen Sie, wie sich jemand verhält, der gegen einen starken Jetlag ankämpft?«, fragte sie. »Er hat glasige Augen und reagiert auf alles, was man zu ihm sagt, zeitverzögert.«

Hood nickte.

»Genauso hat er sich benommen, bevor der Anruf kam«, fuhr Megan fort.

»Wissen Sie, *wer* ihn angerufen hat?«, wollte Hood wissen.

»Er sagte, es sei Jack Fenwick gewesen.«

Fenwick war ein ruhiger, tüchtiger Mann, der in der ersten Amtszeit des Präsidenten Etatleiter gewesen und danach in Lawrence' Denkfabrik >American Sense< gewechselt war, wo er sich im Laufe der Zeit auf Themen aus dem Umfeld der Geheimdienste spezialisiert hatte. Nach der Wiederwahl des Präsidenten wurde Fenwick zum Leiter der National Security Agency ernannt, einer nachrichten-

dienstlichen Abteilung des Verteidigungsministeriums. Im Gegensatz zu anderen militärischen Aufklärungsabteilungen hatte die NSA unter anderem die Aufgabe, Unterstützung für nicht-militärische Aktivitäten der Exekutive zu leisten.

»Was hat Fenwick zum Präsidenten gesagt?«, fragte Hood.

»Dass jetzt alles geregelt sei«, antwortete Megan. »Mehr wollte er mir nicht sagen.«

»Sie wissen nicht, um was es dabei gehen könnte?«

Megan schüttelte den Kopf. »Mr. Fenwick ist heute Morgen nach New York abgereist, und als ich mich bei seiner Sekretärin erkundigt habe, um was es bei dem Telefonanruf ging, hat sie etwas sehr Merkwürdiges gesagt. Sie fragte mich: >Welcher Anruf?<«

»Haben Sie die Auflistung der Gespräche überprüfen lassen?«

Megan nickte. »Der einzige Anruf, der in der fraglichen Zeit zu dem Apparat durchgestellt wurde, kam aus dem Hay-Adams Hotel.«

Das elegante alte Hotel lag auf der anderen Seite des Lafayette Parks, praktisch auf der anderen Straßenseite vom Weißen Haus.

»Heute Morgen habe ich einen meiner Mitarbeiter ins Hotel geschickt«, fuhr Megan fort. »Er hat sich die Namen der Mitarbeiter, die gestern Nachtschicht hatten, besorgt, sie zu Hause besucht und ihnen Fotos von Fenwick gezeigt. Niemand hat ihn gesehen.«

»Er könnte durch einen Hintereingang gekommen sein«, wandte Hood ein. »Haben Sie das Gästebuch überprüfen lassen?«

»Ja, aber das hat nichts zu sagen. Es können Dutzende von Aliasnamen drinstehen. Viele Kongressabgeordnete benutzen das Hotel auch für private Termine.«

Hood wusste, dass Megan damit nicht nur politische Besprechungen meinte.

»Aber das war noch nicht alles. Als wir nach unten in den Blauen Salon gingen, hat mein Mann Senatorin Fox

gesehen und ist zu ihr gegangen, um sich bei ihr zu bedanken. Sie schien sehr überrascht zu sein und fragte, *warum* er ihr danke. Woraufhin er sagte: »Für die Finanzierung des Programms. < Mir war sofort klar, dass sie keine Ahnung hatte, wovon Michael sprach.«

Hood nickte. Das erklärte, warum die Senatorin so verwirrt ausgesehen hatte, als sie in den Raum kam. Ganz allmählich fügten sich die Puzzleteilchen zusammen. Senatorin Fox war Mitglied des Kongressausschusses, der die Geheimdienste überwachte. Wenn eine nachrichtendienstliche Operation genehmigt worden war, hätte sie davon wissen müssen. Offenbar war es für sie eine genauso große Überraschung wie für Hood, als sie erfuhr, dass eine internationale Zusammenarbeit der Geheimdienste geplant war. Dennoch war der Präsident davon ausgegangen, dass sie der Finanzierung des Programms zugestimmt hatte - vielleicht war es ihm auch gesagt worden, möglicherweise von Jack Fenwick.

»Wie hat sich der Präsident nach dem Bankett verhalten?«

»Das war das Schlimmste an der ganzen Sache.« Megan stand kurz davor, die Fassung zu verlieren, und stellte ihre Tasse auf dem Tisch ab. Hood tat es ihr gleich, dann rückte er ihr ein Stück näher. »Als wir gerade zu Bett gehen wollten, bekam Michael einen Anruf von Kirk Pike.«

Pike war früher Leiter des Geheimdienstes der Marine gewesen und vor kurzem zum Direktor der CIA ernannt worden.

»Er hat das Gespräch im Schlafzimmer entgegengenommen«, fuhr Megan fort. »Es war nur sehr kurz, und nachdem Michael aufgelegt hatte, saß er einfach nur auf dem Bett und starrte vor sich hin. Er war völlig verstört.«

»Was hat Pike zu ihm gesagt?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Megan. »Michael wollte es mir nicht sagen. Aber ich glaube nicht, dass er auch nur eine Minute geschlafen hat. Als ich heute Morgen aufgestanden bin, lag er nicht mehr im Bett. Er hatte den ganzen Tag über Besprechungen. Normalerweise sehen wir uns

immer um elf Uhr, selbst wenn es nur für ein kurzes
Hallo

ist, aber heute ist er nicht gekommen.«

Haben Sie schon mit dem Arzt des Präsidenten gesprochen?«, fragte Hood.

Megan schüttelte den Kopf. »Wenn Dr. Smith nicht herausfinden kann, was mit meinem Mann los ist, wird er Michael vielleicht raten, Dr. Benn zu konsultieren.«

»Den Psychiater vom Walter-Reed-Krankenhaus?«

»Ja. Dr. Smith und er arbeiten eng zusammen. Paul, Sie wissen, was geschehen wird, wenn der Präsident der Vereinigten Staaten einen Psychiater konsultiert. Wir könnten zwar versuchen, das Ganze geheim zu halten, aber das Risiko ist einfach zu groß.«

»Das Risiko ist noch viel größer, wenn es dem Präsident nicht gut geht«, wandte Hood ein.

»Ich weiß«, erwiderte Megan, »und deshalb wollte ich ja auch mit Ihnen sprechen. Paul - hier geschieht einiges, das keinen Sinn ergibt. Wenn mit meinem Mann etwas nicht in Ordnung ist, werde ich darauf bestehen, dass er einen Termin mit Dr. Benn vereinbart. Die politischen Konsequenzen sind mir dann egal. Aber bevor ich das tue, möchte ich wissen, ob nicht noch etwas anderes im Spiel ist.«

»Fehler im Kommunikationssystem oder ein Hacker, der sein Unwesen treibt«, sagte Hood. »Vielleicht noch ein paar chinesische Spione.«

»Ja«, erwiderte Megan. »Genau.«

Hood sah, wie sich Megans Gesichtsausdruck erhellte, als er das sagte. Wenn es etwas von außen war, konnte man es wieder in Ordnung bringen, ohne den Präsidenten zu gefährden. »Ich werde sehen, was ich herausfinden kann«, versprach Hood.

»Aber wirbeln Sie bitte keinen Staub auf. Niemand darf etwas davon erfahren.«

»Sie können sich auf mich verlassen«, versicherte Hood. »In der Zwischenzeit sollten Sie versuchen, mit dem Präsidenten zu sprechen. Vielleicht erzählt er Ihnen ja etwas. Alle Informationen, die Sie mir zusätzlich zu dem, was Sie

mir gerade erzählt haben, geben können, werden mir eine große Hilfe sein.«

»Ich werde es versuchen.« Megan lächelte ihn an. »Sie sind der Einzige, mit dem ich darüber sprechen konnte, Paul. Danke, dass Sie gekommen sind.«

Er erwiderte das Lächeln. »Ich möchte einer guten Freundin und meinem Land helfen. Diese Chance bekommen nicht viele.«

Megan stand auf. Hood erhob sich ebenfalls und gab ihr die Hand.

»Ich weiß, dass Sie es zurzeit auch nicht gerade leicht haben«, sagte die First Lady. »Lassen Sie es mich wissen, wenn ich *Ihnen* irgendwie helfen kann.«

»Das werde ich«, versprach Hood.

Die First Lady verließ das Zimmer. Kurze Zeit später kam ihr Assistent herein und begleitete Hood nach draußen.

10

Baku/Aserbaidshon - Montag, 21 Uhr 21

Pat Thomas erlebte gleich zwei Wunder an einem Tag.

Erstens, die Aeroflot TU-154, deren Abflug nach Moskau für 18 Uhr angekündigt war, startete tatsächlich um diese Zeit. Pünktlich. Abgesehen von Uganda Royal Airways war Aeroflot die unzuverlässigste Fluggesellschaft, mit der Thomas je geflogen war. Und zweitens, das Flugzeug landet um 20 Uhr 41 in Baku - fünf Minuten *vor* der planmäßigen Ankunftszeit. In den fünf Jahren, in denen Thomas nun schon bei der amerikanischen Botschaft in Moskau arbeitete, hatte er weder das eine noch das andere erlebt. Darüber hinaus hatte die Fluggesellschaft seinen Platz zur Abwechslung einmal nicht zwei- oder dreimal verkauft, obwohl die Maschine fast voll war.

Der schlanke, über einen Meter achtzig große 42-Jähri-

ge war stellvertretender Leiter der Abteilung Öffentliche Information. Das bedeutete, dass Thomas ein Spion war - eine Art Privatdetektiv in diplomatischen Diensten. Die Russen wussten das natürlich, und daher wurde Thomas ständig von einem oder zwei russischen Agenten beschattet, sobald er auch nur einen Fuß auf die Straße setzte. Er war sicher, dass in Baku schon jemand auf ihn wartete. Technisch gesehen gab es den KGB nicht mehr. Aber das Personal und die Infrastruktur des russischen Geheimdienstes waren noch fast vollständig vorhanden und wurden vom Nationalen Sicherheitsdienst Russlands und anderen >Organisationen< ausgiebig eingesetzt.

Thomas trug einen grauen Winteranzug mit Weste, damit er in der strengen Kälte, die aus der Bucht von Baku in die Stadt kroch, nicht fror. Aber er wusste, dass er mehr brauchen würde als nur seinen Anzug - vorzugsweise georgischen Kaffee oder russischen Cognac -, um nach dem Empfang, den man ihm in der Botschaft vermutlich bereiten würde, wieder warm zu werden. Leider gehörte es zu seinem Beruf, Geheimnisse auch vor seinen eigenen Leuten geheim zu halten. Wenn alles gut ging, würden die Botschaftsangehörigen ihrem Ärger Luft machen, woraufhin Thomas reumütig den Kopf einziehen würde, und dann konnte alles wieder seinen gewohnten Gang nehmen.

Thomas wurde von einem Wagen der Botschaft erwartet. Er beeilte sich nicht allzu sehr, als er seine Tasche in den Kofferraum warf. Er wollte nicht, dass eventuell wartende russische oder aserbaidjanische Agenten glaubten, er hätte es eilig. Er blieb stehen, steckte ein Pfefferminzbonbon in den Mund und reckte sich ausgiebig. Erst dann stieg er in den Wagen. Gelangweilt aussehend. Das war das Beste, was man tun konnte, wenn man glaubte, beobachtet zu werden. Und wenn man dann plötzlich aufs Gas trat, hatte man eine recht große Chance, seine Verfolger zu überraschen und abzuhängen.

Die Fahrt vom Internationalen Flughafen Baku bis zu dem Stadtviertel am Meer, in dem die Botschaften und das Geschäftszentrum der Stadt lagen, dauerte eine halbe

Stunde. Thomas blieb nie länger als einen oder zwei Tage hier, obwohl er sich Baku gern einmal etwas genauer angesehen hätte. Er war in den Basaren gewesen, im Tempel der Feueranbeter, im staatlichen Teppichmuseum - ein Museum mit einem solchen Namen musste man sich einfach ansehen - und im Jungfrauenturm, dem berühmtesten Gebäude der Stadt. Der mindestens zweitausend Jahre alte Turm mit seinen sieben Stockwerken stand in der Altstadt an der Bucht und war der Legende nach von einem jungen Mädchen gebaut worden, das sich dort entweder einschließen oder ins Meer stürzen wollte - niemand konnte mehr sagen, welche Version die richtige war. Er wusste, wie sie sich gefühlt hatte.

Thomas wurde zur stellvertretenden Botschafterin Williamson gebracht, die gerade vom Mittagessen zurückgekehrt war und bereits auf ihn wartete. Sie gaben sich die Hand und wechselten ein paar belanglose Worte. Dann griff sie nach einem Stift und notierte sich auf einem Schreibblock die Uhrzeit. Wenig später kamen Moore und Battat in ihr Büro. Der Hals des Agenten war mit blauschwarzen und gräulich schimmernden Flecken übersät. Außerdem sah er sehr erschöpft aus.

Thomas schüttelte Battat die Hand. »Sind Sie in Ordnung?«

»Ich bin ein bisschen angeschlagen«, erwiderte Battat. »Die ganze Sache tut mir furchtbar Leid, Pat.«

Thomas verzog das Gesicht. »Ein Erfolg ist nicht immer garantiert. Kümmern wir uns lieber darum, wie wir das Ganze wieder in Ordnung bringen können.«

Thomas sah Moore an, der neben Battat stand. Die beiden Männer kannten sich von verschiedenen Tagungen und Veranstaltungen der Botschaft in Asien. Moore war ein guter Mann, einer jener Agenten, die 24 Stunden am Tag und sieben Tage in der Woche im Einsatz waren und mit Haut und Haaren in ihrer Arbeit aufgingen. Er versuchte erst gar nicht, seinen Ärger zu verbergen.

Thomas streckte ihm die Hand hin. »Wie geht's?«, fragte er.

»Das tut nichts zur Sache«, erwiderte Moore und schüttelte Thomas die Hand. »Zurzeit bin ich nicht gerade glücklich. Das Ganze hätte nicht so ausgehen dürfen.«

»Sie haben Recht, Mr. Moore«, sagte Thomas. »Rückblickend gesehen hätten wir es natürlich ganz anders machen sollen. Aber jetzt geht es darum, wie wir es wieder in Ordnung bringen können.«

Moore grinste spöttisch. »So leicht kommen Sie mir nicht davon«, sagte er. »Ihr Team hat eine Operation in Baku geplant und es uns nicht mitgeteilt. Ihr Mann hier sagt, Sie hätten sich um Sicherheitsrisiken und andere Faktoren Sorgen gemacht. Was glauben Sie eigentlich, Mr. Thomas - dass uns die Aserbajdschaner pausenlos auf dem Schoß sitzen? Dass wir es nicht fertig bringen, eine Zielperson zu beobachten, ohne dass sie es mitbekommt?«

Thomas ging zu einem Sessel vor Williamsons Schreibtisch. »Mr. Moore, Mrs. Williamson, wir hatten nur sehr wenig Zeit, um eine Entscheidung zu treffen. Die Entscheidung war schlecht - und falsch. Die Frage ist nun, was tun wir jetzt? Wenn der Harpooner hier ist - können wir ihn finden und seine Flucht verhindern?«

»Sie meinen: Wie helfen wir Ihnen aus der Patsche?«, fragte Moore.

»Wenn Sie so wollen«, bestätigte Thomas. »Wir nehmen alles, was uns weiterhilft.«

Moore wurde etwas freundlicher. »Das wird nicht leicht sein. Wir haben keine Spur von dem Boot gefunden, das Mr. Battat gesehen haben will, und von unserem Mann am Flughafen gibt es ebenfalls nichts Neues. Heute ist niemand abgereist, auf den die Beschreibung des Harpooners passt.«

»Vielleicht sollten wir besser rückwärts arbeiten«, sagte Thomas. »Warum ist der Harpooner nach Baku gekommen?«

»Es gibt hier einige Ziele, die für die Auftraggeber eines Terroristen interessant wären«, erwiderte Moore. »Aber vielleicht war er ja nur auf dem Weg in eine andere Repu-

blik oder den Nahen Osten. Sie wissen, wie diese Leute arbeiten. Sie nehmen selten den direkten Weg zu ihrem Ziel.«

»Wenn Baku nur eine Zwischenstation war, ist der Harpooner vermutlich längst wieder weg«, sagte Thomas. »Wir sollten uns auf potenzielle Ziele hier in der Gegend konzentrieren - und darauf, welche Gründe es für einen Anschlag auf diese Ziele gibt.«

»Berg-Karabach und der Iran machen uns die größten Sorgen«, meldete sich Williamson zu Wort. »Die Einwohner von Berg-Karabach haben die Region zu einer unabhängigen Republik erklärt, während Aserbaidtschan und Armenien beide Anspruch darauf erheben. Vermutlich wird es in der gesamten Region zu schweren Kämpfen kommen, wenn Aserbaidtschan genug Geld bekommt, um seine Truppen mit moderneren Waffen auszurüsten. Das wäre für beide Länder schon schlimm genug, aber da die Grenze zum Iran nur knapp dreißig Kilometer südlich verläuft, könnte das Ganze eskalieren. Und was den Iran anbelangt - auch ohne die kritische Situation in Berg-Karabach streiten Teheran und Baku schon seit Jahren über den Zugang zu allem Möglichen, von Offshore-Öl bis hin zu Stören und Kaviar im Kaspischen Meer. Als das Kaspische Meer noch zur Sowjetunion gehört hat, hat sich einfach jeder genommen, was er haben wollte.

Und es gibt nicht nur viele Probleme, die Probleme überschneiden sich auch noch«, fügte Williamson hinzu. »Die schlampige Arbeit aserbaidtschanischer Ölförderfirmen hat an einigen Stellen im Meer zu einem fast zentimeterdicken Ölfilm auf dem Wasser geführt, ausgerechnet dort, wo der Iran nach Stören fischt. Die Umweltverschmutzung lässt sämtliche Fische eingehen.«

»Wie sieht die Ölförderung genau aus?«, wollte Thomas wissen.

»Es gibt vier große Ölfelder«, berichtete Williamson. »Azeri, Chirag, Guneschli und Aserbaidtschan. Aserbaidtschan und die Mitglieder des westlichen Konsortiums, das die Bohrungen finanziert, gehen davon aus, dass sie einen

Alleinanspruch auf die Ölvorkommen haben, der von internationalem Recht geschützt wird. Aber ihr Anspruch basiert auf Grenzen, die von Fischrechten definiert werden. Sowohl der Iran als auch Russland erkennen diese nicht an. Bis jetzt wird der Streit noch auf diplomatischer Ebene ausgetragen.«

»Aber wenn jemand ein Streichholz an die Zündschnur halten würde«, sagte Thomas, »ein Bombenanschlag auf eine Botschaft vielleicht, ein Mord ...«

»So etwas könnte eine katastrophale Kettenreaktion auslösen, die Auswirkungen auf ein halbes Dutzend der umliegenden Länder und die internationale Ölförderung haben wird und die Vereinigten Staaten vielleicht in einen ausgewachsenen Krieg hineinzieht«, erwiderte Williamson.

»Und genau deshalb möchten wir über verdeckte Operationen in unserem rückständischen Außenposten informiert werden«, fügte Moore sarkastisch hinzu.

Thomas schüttelte den Kopf. »*Mea culpa*. Könnten wir uns jetzt bitte wieder mit der Zukunft beschäftigen und nicht andauernd auf der Vergangenheit herumreiten?«

Moore sah ihn scharf an, nickte dann aber.

Williamson warf einen Blick auf ihre Notizen. »So wie ich die Sache sehe, gibt es zwei mögliche Szenarien. Erstens, der Mann, der Mr. Battat überfallen hat, war nicht der Harpooner. In diesem Fall haben wir es nur mit einem Drogen- oder Waffenschmuggler zu tun. Mit jemandem, dem es gelungen ist, Mr. Battat auszutricksen, und der sich dann aus dem Staub gemacht hat.«

»Korrekt«, sagte Thomas.

»Wie groß sind die Chancen, dass diese Theorie zutrifft?«, wollte Williamson wissen.

»Nicht sehr groß«, erwiderte Thomas. »Auf einem Flug der Turkish Airlines von London nach Moskau hat ein Mitarbeiter des dem Außenministerium unterstellten Bureau of Intelligence and Research den Harpooner fast sicher identifiziert. Er hat versucht, der Zielperson zu folgen, aber sie hat ihn abgehängt.«

»Wollen Sie damit etwa sagen, dass ein Mann vom INR und der meistgesuchte Terrorist der Welt einfach so durch Zufall im selben Flugzeug saßen?«, fragte Moore.

»Was den Harpooner angeht, weiß ich das natürlich nicht, aber bei dem Beamten des Außenministeriums war es tatsächlich Zufall«, erwiderte Thomas. »Wir haben festgestellt, dass immer mehr Terroristen und Spione die gleichen Reiserouten wie die Diplomaten nehmen. Sie versuchen, Informationen von Laptops und Telefonanrufen aufzuschneiden. Das DOS hat bereits mehrere Warnungen diesbezüglich herausgegeben. Vielleicht war es ein Zufall, vielleicht wollte der Harpooner aber auch eine Diskette oder eine Telefonnummer stehlen, während der Beamte auf der Toilette war. Ich weiß es nicht.«

»Der Beamte hat den Harpooner also identifiziert. Wie hat er das gemacht?«, wollte Williamson wissen.

»Auf der Grundlage des einzigen bekannten Fotos«, antwortete Thomas.

»Das Bild ist gut«, versicherte Moore.

»Wir sind benachrichtigt worden und haben dann einige Daten überprüft«, fuhr Thomas fort. »Der Passagier reiste unter einem falschen Namen und hatte einen gefälschten Pass dabei. Nach den Aufzeichnungen des Taxiunternehmens wurde er im Kensington Hilton in London abgeholt. Er war nur eine Nacht dort und traf sich mit mehreren Leuten, die - das meinte zumindest der Concierge - aus dem Nahen Osten stammen könnten. Wir haben versucht, die Zielperson in Moskau aufzuspüren, aber niemand hat gesehen, wie er das Terminal verließ. Daher haben wir Flüge in andere Regionen überprüft. Jemand, auf den die Beschreibung passt, hat einen auf den Namen Max Strawinsky lautenden russischen Pass vorgezeigt und ist dann nach Baku geflogen.«

»Es ist tatsächlich ein Boot«, sagte die stellvertretende Botschafterin plötzlich.

Die anderen sahen sie an.

»Sie haben davon gehört?«, fragte Thomas.

»Ja. Ich war schließlich auf dem College«, erwiderte

Williamson. »In *Moby Dick* kommt ein Schiff namens *Rachel* vor. Es war eines der Schiffe, die den weißen Wal gejagt haben. Vielleicht sollte ich noch hinzufügen, dass es dem Schiff nicht gelungen ist, ihn zu fangen.«

Thomas sah Battat entgeistert an. »Der Harpooner«, sagte er dann. »Verdammt. Natürlich - das wollte er uns damit sagen.«

»Wir haben es zur Abwechslung einmal mit einem intelligenten Terroristen zu tun«, warf Moore ein. »Wenn Sie die Anspielung verstanden hätten, hätten Sie gedacht, es wäre ein Scherz, und das Ganze nicht weiter verfolgt. Wenn Sie der Meinung gewesen wären, der Tipp wäre echt, hätte der Harpooner genau gewusst, wo Sie nach ihm suchen. Und dort hätte er dann auch gewartet, um Sie aufzuhalten.«

»Aber das Boot gab es tatsächlich«, beharrte Battat. »Ich habe ganz deutlich den Namen gesehen ...«

»Ein Name, den man an den Rumpf des Schiffes geschrieben hatte, um unsere Aufmerksamkeit für eine Weile zu fesseln«, sagte Thomas. »Verdammt. Und wir sind drauf reingefallen.«

»Was uns zum zweiten und plötzlich sehr wahrscheinlichen Szenario bringt«, sagte Williamson. »Wenn der Harpooner in Baku gewesen ist, müssen wir möglichst schnell zwei Dinge herausfinden. Erstens, was wollte er hier, und zweitens, wo ist er jetzt? Stimmt das in etwa?«

Thomas nickte.

Moore stand auf. »Ich könnte wetten, dass er den russischen Pass inzwischen nicht mehr benutzt. Ich werde mich in die Computer der Hotels einloggen und die Namen der Gäste mit der Datenbank der Passkontrolle vergleichen. Mal sehen, ob ein paar neue Namen auftauchen.«

»Vielleicht hat er ja ein paar Leute hier, so dass er gar nicht im Hotel bleiben muss«, wandte Thomas ein.

»Ich werde Ihnen eine Liste mit den bekannten oder mutmaßlichen ausländischen Zellen geben«, sagte Moore. »Sie und Mr. Battat können sie mit den Namen der Leute vergleichen, mit denen der Harpooner früher schon einmal gearbeitet hat.«

Battat stimmte zu.

»Wir sollten noch etwas versuchen«, sagte Thomas. »Wir haben uns natürlich bei unseren Quellen in Moskau erkundigt, bevor Mr. Battat hergekommen ist. Es war nicht sehr ergiebig, aber alles, was wir in der knappen Zeit tun konnten. Wie sieht es mit den anderen Regierungen in dieser Region aus?«

»Was die Kontakte zu den hier operierenden Geheimdiensten angeht, haben wir leider mit keiner der in Frage kommenden Regierungen Fortschritte gemacht«, musste die stellvertretende Botschafterin zugeben. »Wir haben einfach nicht genug Personal, um solche Kontakte entwickeln zu können, und in vielen Republiken, unter anderem auch Aserbajdschan, haben die Geheimdienste allein mit den internen Problemen schon alle Hände voll zu tun. Jeder spioniert hier jeden aus, und Tschetschenien ist für alle von ganz besonderem Interesse.«

»Warum das?«, fragte Battat.

»Es gibt zwar eine Koalitionsregierung, aber die existiert praktisch nur auf dem Papier, da Tschetschenien im Grunde genommen von islamischen Milizen regiert wird, die die anderen Republiken - einschließlich Russland - destabilisieren und zu Fall bringen wollen. Ich hoffe, dass das Programm, das der Präsident gestern Abend in Washington angekündigt hat, Abhilfe schaffen wird.«

»Was für ein Programm?«, wollte Battat wissen.

»Eine Zusammenarbeit der amerikanischen Geheimdienste mit den Vereinten Nationen«, erklärte Moore. »Er hat sie gestern Abend in Washington bekannt gegeben.«

Battat verdrehte die Augen.

»Es gibt vielleicht noch jemanden, der uns helfen könnte«, warf Thomas ein. »Vor einigen Jahren habe ich einmal gehört, dass das Nationale Krisenzentrum Kontakte zu einer russischen Gruppe in St. Petersburg hat.«

»Ein russisches Krisenzentrum«, sagte Moore. »Ja, davon habe ich auch gehört.«

»Ich kann Washington anrufen und den Kontakt zum Op-Center herstellen lassen«, sagte Moore. »Dann werden

wir schon sehen, ob sie noch mit den Russen zusammenarbeiten.«

»Dann sollten Sie auch gleich mit Bob Herbert sprechen«, schlug Thomas vor. »Er ist der Leiter der Aufklärungsabteilung - soweit ich weiß ein äußerst kompetenter Mann. General Rodgers, der neue Leiter des Op-Centers, soll dagegen ein ziemlich sturer Esel sein.«

»Rodgers leitet das Op-Center nicht mehr«, warf die stellvertretende Botschafterin ein.

»Wer dann?«, fragte Thomas.

»Paul Hood«, erwiderte Williamson. »Wir haben heute Morgen ein aktualisiertes Personalverzeichnis bekommen. Er hat seinen Rücktritt zurückgezogen.«

Thomas grinste spöttisch. »Ich könnte wetten, dass er nichts mit diesem UNO-Geheimdienstprogramm zu tun hat.«

»Ich werde Herbert trotzdem anrufen. Der Harpooner könnte versuchen, aus der Region zu verschwinden, indem er nach Norden flüchtet, nach Skandinavien. Und wenn er das tut, könnten uns die Russen eine große Hilfe sein«, sagte Moore.

Thomas stimmte zu. Dann standen alle auf, und Thomas gab der stellvertretenden Botschafterin die Hand. »Ich möchte mich bei Ihnen bedanken«, sagte er. »Und noch einmal sagen, wie Leid mir das Ganze tut.«

»Bis jetzt ist noch kein richtiger Schaden entstanden.«

»Wir werden dafür sorgen, dass es auch so bleibt«, erwiderte Thomas.

»Ich habe ein Zimmer für Sie beide herrichten lassen«, sagte Williamson. »Es ist nichts Besonderes, aber Sie können dort wenigstens schlafen.«

»Danke«, entgegnete Thomas. »Aber bis wir unseren Mann haben, werden wir, glaube ich, nicht viel Schlaf bekommen.«

»Ich fürchte, das gilt für uns alle, Mr. Thomas«, versicherte Williamson. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen wollen - Botschafter Small wird um 22 Uhr aus Washington zurückerwartet. Er wird sicher so schnell wie

möglich über die Angelegenheit informiert werden wollen.«

Thomas verließ das Büro und ging den Korridor hinunter zu Moores Büro. Er ärgerte sich darüber, den Harpooner verloren zu haben. Aber er ärgerte sich auch darüber, dass der Mistkerl sie vermutlich auslachte, weil sie auf den Köder mit dem Wal hereingefallen waren. Er fragte sich, ob der Harpooner gewusst hatte, dass Battat aus Moskau gekommen war. Vielleicht hatte er den Agenten deshalb am Leben gelassen - er wollte einen Streit zwischen den CIA-Büros in Moskau und Baku provozieren. Oder vielleicht hatte er so reagiert, um sie zu verwirren. Vielleicht wollte er, dass sie Zeit verschwendeten und sich den Kopf darüber zerbrachen, warum er Battat nicht getötet hatte.

Thomas schüttelte den Kopf. Du hältst dich mit Nebensächlichkeiten auf, tadelte er sich selbst. Hör auf damit. Du musst dich auf das Wesentliche konzentrieren. Aber Thomas wusste, dass das schwierig sein würde, da der Harpooner offensichtlich ein Mann war, der seine Verfolger überrumpelte, indem er Spiel und Realität vermischte.

Bis jetzt war ihm das auch sehr gut gelungen.

11

Washington, D.C - Montag, 15 Uhr

Der Rothaarige saß gerade in seinem Büro, als sein Handy klingelte. Er scheuchte zwei junge Assistentinnen hinaus und bedeutete ihnen, die Tür zuzumachen. Dann drehte er seinen Stuhl herum, so dass die hohe Rückenlehne aus Leder zur Tür zeigte. Er warf einen Blick aus dem Fenster, holte das Handy aus der Innentasche seines Jacketts und nahm das Gespräch nach dem fünften Läuten an. Falls das Telefon gestohlen wurde oder verloren ging und jemand vor dem fünften Läuten antwortete, würde der Anrufer die Verbindung sofort abbrechen.

»Ja?«, sagte der Rothaarige leise.

»Er hat Phase eins abgeschlossen«, sagte der Anrufer.
»Alles läuft genau nach Plan.«

»Danke«, sagte der Rothaarige. Dann unterbrach er die Verbindung und wählte eine neue Nummer. Das Gespräch wurde ebenfalls nach dem fünften Läuten angenommen.

»Hallo?«, sagte eine raue Stimme.

»Die Sache läuft.«

»Sehr gut.«

»Gibt es etwas Neues von Benn?«, fragte der Rothaarige.

»Bis jetzt noch nicht. Wir müssen uns noch etwas gedulden.«

Die Männer beendeten das Gespräch.

Der Rothaarige steckte das Handy wieder in sein Jackett. Er sah sich seinen Schreibtisch und sein Büro an. Die Fotos mit dem Präsidenten und ausländischen Staatschefs. Die Belobigungen. Eine zwanzig mal 25 Zentimeter große amerikanische Flagge, die ihm seine Mutter geschenkt hatte. Er hatte sie während seines Einsatzes im Vietnamkrieg zusammengefaltet in der Hosentasche mit sich herumgetragen. Jetzt hing sie gerahmt an der Wand seines Büros, immer noch zerknittert und fast schwarz von Schweiß und Schlamm, den Schmiermitteln eines Kampfeinsatzes.

Als der Rothaarige seine beiden Assistentinnen wieder hereinrief, genügte schon die Alltäglichkeit dieses Vorgangs, die Rückkehr der Routine, um die radikale und komplexe Natur dessen, was er und seine Partner vorhatten, zu unterstreichen. Es war nichts Neues, dass jemand die internationale politische und wirtschaftliche Situation neu gestaltete. Aber es so schnell zu tun, mit einer derart massiven Aktion wie der ihren, das war noch nie da gewesen.

Es war eine beängstigende, aber auch aufregende Aufgabe. Wenn jemals etwas über die Operation in die Öffentlichkeit drang, würden einige sie für ungeheuerlich halten. Aber über den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und den Bürgerkrieg hatten damals viele genauso gedacht. Und vor dem Angriff auf Pearl Harbour wollten viele

Amerikaner nicht, dass die USA am Zweiten Weltkrieg teilnahmen. Der Rothaarige hoffte nur, dass die Menschen verstehen würden, *warum* eine solche Operation notwendig war, falls jemals etwas darüber bekannt werden sollte. Dass die Welt, in der die Vereinigten Staaten existierten, ganz anders war als die Welt, in der sie gegründet worden waren. Dass man hin und wieder etwas zerstören musste, um wachsen zu können. Manchmal waren das Regeln, manchmal Menschenleben. Und manchmal beides.

12

Camp Springs/Maryland - Montag, 15 Uhr 14

Als Paul Hood aus dem Weißen Haus zurück war, rief er Senatorin Fox an. Sie gab zu, dass die Bemerkungen des Präsidenten sie völlig verwirrt hatten und dass sie Lawrence anrufen wollte, um mit ihm darüber zu sprechen. Hood bat sie, mit dem Anruf so lange zu warten, bis er einen Überblick über die Situation hatte. Sie war einverstanden. Dann rief er Bob Herbert an. Er informierte den Leiter der Aufklärungsabteilung über sein Gespräch mit der First Lady und bat ihn, soviel wie möglich über den Telefonanruf aus dem Hotel herauszufinden und festzustellen, ob sonst noch jemandem das sonderbare Verhalten des Präsidenten aufgefallen war. Da Herbert zahlreiche Freunde und Bekannte hatte - von denen er nie etwas haben wollte, er rief einfach nur an, um nachzufragen, wie es ihnen und ihrer Familie ging -, war es für ihn einfach, alle anzurufen und ein paar unauffällige Fragen in das Gespräch einfließen zu lassen, ohne dabei den Eindruck zu erwecken, er suche nach Informationen.

Die beiden Männer hatten verabredet, sich in Hoods Büro zu treffen. Als Herbert nun hereinrollte, wirkte er im Vergleich zu dem Telefonat vorhin verändert.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Hood.

Der aus Mississippi stammende Herbert war normalerweise sehr mitteilsam, aber dieses Mal antwortete er nicht sofort. Er wirkte deprimiert und starrte auf etwas vor sich, das nur er sehen konnte.

»Bob?«, fragte Hood noch einmal.

»Sie dachten, sie hätten ihn«, murmelte Herbert.

»Wovon reden Sie?«

»Ich habe einen Freund bei der CIA, der mir gerade eine Nachricht von der Botschaft in Aserbaidshan übermittelt hat«, erwiderte Herbert. »Sie bitten uns, Kontakt zu unserem Freund Sergej Orlow aufzunehmen.«

»Vom russischen Op-Center?«

Herbert nickte.

»Warum?«

Herbert holte tief Luft. »Offenbar gibt es einen konkreten Hinweis, dass der Harpooner in Baku gewesen ist.«

»Du meine Güte«, sagte Hood. »Und weshalb?«

»Das wissen sie nicht«, entgegnete Herbert. »Sie haben ihn nämlich verloren. Sie hatten einen einzigen Mann auf ihn angesetzt, und der ist niedergeschlagen worden. Ich kann ihnen keinen Vorwurf daraus machen, dass sie das Ganze so unauffällig wie möglich über die Bühne bringen wollten, aber bei einem Kerl wie dem Harpooner muss man einfach ein paar Männer in der Reserve haben.«

»Wo ist er jetzt?«, wollte Hood wissen. »Können wir etwas tun?«

»Sie haben keine Ahnung, wo er hin ist.« Herbert schüttelte langsam den Kopf und klappte den Computerbildschirm aus der Armlehne heraus. »Seit fast zwanzig Jahren träume ich davon, diesem Mistkerl beide Hände um den Hals zu legen, fest zuzudrücken und ihm in die Augen zu sehen, während er stirbt. Und wenn das nicht geht, will ich wenigstens wissen, dass er irgendwo in einem dreckigen Loch verfault und nie wieder die Sonne sehen wird. Das ist doch nicht zu viel verlangt, oder?«

»Angesichts dessen, was er getan hat, nicht«, erwiderte Hood.

»Leider hört der liebe Gott nicht zu«, sagte Herbert verbittert. Er stellte den Bildschirm so ein, dass er die Daten darauf erkennen konnte. »Genug davon. Lassen Sie uns lieber über den Präsidenten reden.« Er warf einen Blick auf den Monitor.

Hood konnte sehen, dass der Leiter der Aufklärungsabteilung wütend war - seine Augen, der harte Zug um seinen Mund und die verkrampften Finger sprachen Bände. »Ich habe Matt Stoll gebeten, das Telefonprotokoll des Hay-Adams zu überprüfen.«

Matt Stoll war das Computergenie des Op-Centers.

»Er hat sich in den Computer von Bell Atlantic gehackt«, sagte Herbert. »Der Anruf kam zwar aus dem Hotel, aber er wurde von keinem der Zimmer aus geführt. Er lief direkt über das Telefonsystem.«

»Und das heißt?«

»Das heißt, dass jemand nicht von einem der Zimmer aus telefonieren wollte, weil er dort Gefahr lief, gesehen zu werden. Daher hat er von einem anderen Ort aus auf das Telefonsystem zugegriffen.«

»Und wie macht man das?«

»Man schaltet ein Modem dazwischen, das den Anruf von woanders überträgt«, erklärte Herbert. »Es wird >Einwahl-Hacken< genannt. Die gleiche Technologie wird auch bei Telefonbetrügereien verwendet - man fälscht die Wahlöne in öffentlichen Telefonzellen und erfährt auf diese Weise die Nummern von Kreditkarten und Kontonummern. Dazu muss man sich lediglich Zugang zu den Leitungen des Telefonsystems verschaffen. Matt und ich haben uns die Baupläne des Hotels angesehen. Am einfachsten wäre es, wenn man sich die Telefonzelle im Keller vornimmt, weil dort sämtliche Leitungen zusammenlaufen. Aber es gibt nur einen Zugang, und der wird von einer Kamera des Sicherheitsdienstes überwacht - zu riskant. Wir nehmen daher an, dass der Hacker von einer der beiden Telefonzellen vor dem Eingang zur Bar Off the Record in das System eingedrungen ist.«

Hood kannte die Bar. Die Telefone befanden sich rechts

von der Tür, die auf die H Street hinausging, und waren in einer Art Wandnische installiert, auf die keine Überwachungskamera gerichtet war. Es war durchaus möglich, dass jemand ungesehen in die Nische hinein- und wieder herausgekommen war.

»Mit Hilfe eines solchen Hackers«, sagte Hood schließlich, »hätte Jack Fenwick den Präsidenten also von überall her anrufen können.«

»Richtig«, stimmte Herbert zu. »Soweit wir das beurteilen können, hat die First Lady tatsächlich Recht. Fenwick ist gerade in New York, wo er angeblich an Besprechungen mit UNO-Botschaftern teilnimmt. Ich habe mir die Nummer seines Handys besorgt und mehrmals angerufen, aber immer nur seine Voice-Mail erreicht. Ich habe ihm mehrere gleich lautende Nachrichten hinterlassen, in denen ich ihn dringend um Rückruf gebeten habe. Die gleiche Nachricht habe ich auch unter seiner Privatnummer und in seinem Büro für ihn hinterlassen. Bis jetzt habe ich noch nichts von ihm gehört. In der Zwischenzeit haben Mike und ich mit den anderen Geheimdiensten gesprochen. Die Ankündigung des Präsidenten war für alle Geheimdienste eine Überraschung. Lediglich ein Dienst hat etwas von der geplanten Zusammenarbeit mit den Vereinten Nationen gewusst.«

»Die National Security Agency«, sagte Hood.

Herbert nickte. »Mr. Fenwick muss den Präsidenten ganz schön bearbeitet haben, wenn er ihn davon überzeugt hat, dass die NSA eine solche Operation im Alleingang durchziehen kann.«

Herbert hatte Recht, obwohl die NSA an und für sich die ideale Organisation gewesen wäre, um bei einer Zusammenarbeit internationaler Geheimdienste die Rolle einer Schnittstelle zwischen den Partnern zu übernehmen. Die Hauptaufgaben der NSA liegen im Bereich Kryptologie und Daten- und Nachrichtenschutz sowie der Überwachung des Nachrichtenverkehrs. Im Gegensatz zur CIA und dem Außenministerium beschäftigt die NSA keine Undercover-Mitarbeiter im Ausland. Und daher löst die

Organisation auch nicht die Art von Paranoia aus, die ausländische Regierungen zögern lassen würde, mit ihr zusammenzuarbeiten. Wenn das Weiße Haus nach einem Geheimdienst suchte, der bei der Zusammenarbeit mit den Vereinten Nationen eine Art Vermittlerrolle übernehmen sollte, war es nahe liegend, die NSA für diese Aufgabe vorzusehen. Allerdings war es doch mehr als überraschend, dass der Präsident die anderen Geheimdienste nicht informiert hatte. Und er hätte wenigstens Senatorin Fox ins Vertrauen ziehen müssen. Der Kongressausschuss, der zur Überwachung der Geheimdienste gebildet worden war, muss Programme zur Bekämpfung von Terrorismus und Drogenhandel, Aktivitäten der Spionageabwehr sowie verdeckte Operationen im Ausland genehmigen. Und der Vorschlag des Präsidenten fiel eindeutig in den Zuständigkeitsbereich des Ausschusses.

Aber gerade weil die NSA unabhängig und in einem sehr speziellen Bereich operiert, verfügt sie nicht über die geeignete Infrastruktur, um ein Projekt mit diesen Ausmaßen organisieren und überwachen zu können. Und das war auch der Grund, warum Hood dem Präsidenten einfach nicht geglaubt hatte, als dieser beim Bankett die Zusammenarbeit mit den Vereinten Nationen ankündigte. Und warum er sich auch jetzt noch sträubte, es zu glauben.

»Haben Sie mit Don Roedner über die Sache gesprochen?«, fragte er. Roedner war der stellvertretende Leiter der NSA und damit der zweite Mann nach Fenwick.

»Er ist mit Fenwick unterwegs, daher konnte ich ihn telefonisch auch nicht erreichen«, antwortete Herbert. »Aber ich habe mit AI Gibbons gesprochen, dem zweiten stellvertretenden Leiter der NSA. Und hier wird das Ganze ziemlich merkwürdig. Gibbons sagte, dass er Sonntagnachmittag an einer NSA-Besprechung teilgenommen hat, auf der Fenwick kein einziges Wort zu der geplanten Zusammenarbeit mit den Geheimdiensten anderer Länder gesagt hat.«

»War der Präsident bei dieser Besprechung anwesend?«

»Nein.«

»Aber wenige Stunden später ruft Fenwick den Präsidenten an und sagt ihm, dass die NSA eine Vereinbarung mit mehreren ausländischen Regierungen getroffen hat, die eine Zusammenarbeit der Geheimdienste dieser Länder vorsieht.«

Herbert nickte.

Hood überlegte. Es war durchaus möglich, dass die UNO-Initiative strengster Geheimhaltung unterlag und Gibbons nicht informiert worden war. Oder vielleicht fand gerade ein bürokratischer Machtkampf zwischen einzelnen Abteilungen der NSA statt. So etwas wäre nicht neu. Kurz nachdem Hood seine Stellung beim Op-Center angetreten hatte, las er zwei Berichte von 1997, die der direkte Anstoß zur Gründung des Op-Centers gewesen waren - den vom Geheimdienstsonderausschuss des Senats herausgegebenen Bericht 105-24 und den vom Geheimdienstsonderausschuss des Repräsentantenhauses verfassten Bericht 105-135. Diese beiden Arme des Kongressausschusses zur Überwachung der Geheimdienste waren der Ansicht, dass die Effektivität der amerikanischen Geheimdienste durch > interne Machtkämpfe, Verschwendung und schlecht informierte Mitarbeiter, denen es an den erforderlichen Qualifikationen für politische, militärische und wirtschaftliche Analysen mangelte<, beeinträchtigt wurde, wie es in einem der Berichte zusammenfassend hieß. Nachdem der Kongress die Gründung des Op-Centers genehmigt hatte, oblag es Hood, die besten Mitarbeiter für die neue Organisation einzustellen, während die CIA und andere Geheimdienstorganisationen den eisernen Besen hervorholten und sich ans Aufräumen machten. Aber die aktuelle Situation war selbst für einen Geheimdienst ungewöhnlich, da nicht einmal die leitenden Mitarbeiter der NSA wussten, was vor sich ging.

»Das Ganze ergibt keinen Sinn«, sagte Herbert. »Was das Op-Center und die CIA angeht, so existieren bereits offizielle Vereinbarungen, die eine Kooperation mit den Geheimdiensten von 27 verschiedenen Ländern vorsehen.

Inoffiziell arbeiten wir über Kontakte zu hochrangigen Regierungsvertretern mit elf weiteren Regierungen zusammen. Die militärischen Geheimdienste haben Verbindungen zu sieben weiteren Ländern. Wer auch immer den Präsidenten zu so etwas überredet hat, will sich aus einem ganz bestimmten Grund einen eigenen Draht zu den Geheimdiensten anderer Länder schaffen.«

»Entweder das, oder er will den Präsidenten in Verlegenheit bringen«, warf Hood ein.

»Was meinen Sie damit?«

»Er überredet den Präsidenten, einem bestimmten Projekt zuzustimmen, sagt ihm, dass es vom Kongress und den betreffenden ausländischen Regierungen genehmigt wurde, und lässt ihn dann in aller Öffentlichkeit ins offene Messer laufen.«

»Warum?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Hood nachdenklich. Er wusste es wirklich nicht, aber es gefiel ihm ganz und gar nicht, welche Assoziationen ihm zu der ganzen Sache einfielen. Das Op-Center hatte einmal eine simulierte Operation namens >Alternativrealität< durchgespielt, deren Ziel es gewesen war, Saddam Hussein so paranoid zu machen, dass er sich sogar gegen seine engsten Berater stellte. Wenn nun die Regierung eines anderen Landes etwas Ähnliches mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vorhatte?

Es war ziemlich weit hergeholt, aber das hatte man damals auch gesagt, als der KGB einen Dissidenten auf offener Straße mit einer vergifteten Regenschirmspitze getötet hatte und die CIA Fidel Castro mit einer Giftzigarre hatte ermorden wollen. Trotzdem war es geschehen.

Dann gab es noch eine Möglichkeit, die er am liebsten gar nicht in Erwägung gezogen hätte: dass es nicht die Regierung eines anderen Landes war, sondern die Regierung seines eigenen Landes. Es wäre denkbar gewesen.

Aber für die ganze Sache konnte es auch eine weniger dramatische Erklärung geben. Die First Lady hatte gesagt, dass ihr Mann zurzeit nicht er selbst sei. Vielleicht hatte sie

ja Recht? Lawrence hatte vier harte Jahre im Weißen Haus hinter sich und danach acht anstrengende Jahre gebraucht, um wieder gewählt zu werden. Jetzt saß er erneut auf dem Schleudersitz und musste mit einem gnadenlosen Druck fertig werden.

Hood wusste, dass mehrere Präsidenten Anzeichen für einen Zusammenbruch gezeigt hatten, nachdem sie über längere Zeit hinweg großen Belastungen ausgesetzt waren - Woodrow Wilson, Franklin Roosevelt, Richard Nixon, Bill Clinton. Nixon wurde von seinen engsten Beratern zum Rücktritt aufgefordert, nicht nur aus Sorge um das Wohl der Nation, sondern aus Angst um den Geisteszustand des Präsidenten. Bei Clinton entschieden sich Mitarbeiter und Freunde dafür, keine Ärzte oder Psychiater hinzuziehen, sondern den Präsidenten stattdessen rund um die Uhr im Auge zu behalten und darauf zu hoffen, dass dieser das Amtsenthebungsverfahren unbeschadet überstand. Was ihm auch gelang.

Aber in mindestens zwei Fällen war es nicht die richtige Entscheidung gewesen, dem Präsidenten zu gestatten, die Last des Entscheidungsprozesses und die politische Verantwortung allein zu tragen. Wilson erlitt einen Schlaganfall, als er versuchte, den Beitritt der Vereinigten Staaten zum Völkerbund durch den Kongress zu drücken. Und Roosevelts engste Berater fürchteten gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, als der Druck, der auf den Gewinnenden lag, immer stärker wurde und Pläne für eine Welt nach dem Krieg entworfen werden mussten, um die Gesundheit des Präsidenten. Wenn sie ihn dazu gebracht hätten, langsamer zu treten, wäre Roosevelt wahrscheinlich nicht an einer Gehirnblutung gestorben.

Jedes dieser Szenarien konnte richtig sein - aber vielleicht hatte er sich auch vollkommen geirrt. Doch Hood war immer der Meinung gewesen, dass es besser war, jede Möglichkeit - selbst die unwahrscheinlichste - in Betracht zu ziehen, als sich überraschen zu lassen. Besonders dann, wenn es verheerende Folgen haben konnte, falls er Recht hatte. Er würde sehr vorsichtig vorgehen müssen. Falls er

einen Termin für ein persönliches Gespräch mit dem Präsidenten bekam, hätte er Gelegenheit, seine wenigen Karten auf den Tisch zu legen, Lawrence zu beobachten und herauszufinden, ob Megans Befürchtungen berechtigt waren. Schlimmstenfalls würde der Präsident seinen Rücktritt verlangen. Glücklicherweise hatte er seine Kündigung noch auf dem Schreibtisch liegen.

»Was meinen Sie?«, fragte Herbert.

Hood griff nach dem Telefon. »Ich muss mit dem Präsidenten sprechen.«

»Ausgezeichnet. Frontalangriff ist auch schon immer meine Maxime gewesen.«

Hood wählte den Direktanschluss des Präsidenten. Das Gespräch wurde von seiner Sekretärin, Jamie Leigh, entgegengenommen, anstatt wie üblich über die Vermittlung zu laufen. Hood fragte Mrs. Leigh, ob sie im Terminkalender des Präsidenten ein paar Minuten für ihn finden könne. Sie wollte wissen, um was es bei dem Gespräch gehen werde, damit sie einen entsprechenden Vermerk im Terminkalender machen könne und der Präsident Bescheid wisse. Hood erwiderte, es gehe um die Rolle des Op-Centers bei der nachrichtendienstlichen Zusammenarbeit mit den Vereinten Nationen.

Mrs. Leigh mochte Hood und richtete es so ein, dass er den Präsidenten fünf Minuten sprechen konnte, von 16 Uhr 10 bis 16 Uhr 15.

Hood bedankte sich und legte auf. Dann sah er Herbert an. »Ich muss gehen«, sagte er. »Mein Termin ist in vierzig Minuten.«

»Sie sehen nicht sehr glücklich aus«, sagte Herbert.

»Das bin ich auch nicht. Können wir nicht irgendwie herausfinden, mit wem sich Fenwick in New York trifft?«

»Mike hat einen Kontakt beim Außenministerium, den er gefunden hat, als Sie beide in New York waren«, erwiderte Herbert.

»Wen?«, erkundigte sich Hood.

»Sie heißt Lisa Baroni und hat während der Geiselnahme im UNO-Gebäude die Eltern betreut.«

»Ich kenne sie nicht«, sagte Hood. »Wie hat Mike sie gefunden?«

»Er hat das getan, was jeder gute Spion tut«, erklärte Herbert. »Wenn er irgendwo hinkommt, sucht er zuerst nach unzufriedenen Angestellten und verspricht ihnen einen besseren Job, wenn sie ihm Informationen liefern. Mal sehen, ob sie etwas für uns hat.«

»Gut.« Hood stand auf. »Du meine Güte, ich habe das selbe Gefühl wie an Weihnachten, wenn ich zur Christmette gehe.«

»Was für ein Gefühl ist das?«, wollte Herbert wissen. »Haben Sie Gewissensbisse, weil Sie nicht öfter in die Kirche gehen?«

»Nein«, antwortete Hood. »Ich habe das Gefühl, dass da etwas vor sich geht, das um einiges größer ist als ich. Und ich habe Angst, dass es mich zu Tode erschrecken wird, wenn ich herausfinde, was es ist.«

»Ist das nicht das Prinzip, nach dem Religion funktioniert?«, fragte Herbert.

Hood überlegte kurz. Dann grinste er. »Touche«, sagte er und verließ das Büro.

»Viel Glück«, rief Herbert ihm nach, während er aus dem Zimmer rollte.

13

Gobustan/ Aserbaidshan - Montag, 23 Uhr 56

Gobustan ist ein kleines Dorf, das etwa 69 Kilometer südlich von Baku liegt. Die Gegend um den Ort herum war schon 8000 v. Chr. besiedelt und ist von Höhlen und hoch aufragenden Felsformationen durchzogen. In den Höhlen finden sich sowohl prähistorische Malereien als auch frühe Formen ausdrucksvoller Graffiti, die vor zweitausend Jahren von römischen Legionären zurückgelassen wurden. In den Gebirgsausläufern, knapp unterhalb der Höhlen,

liegen mehrere Schäferhütten, die Anfang des letzten Jahrhunderts inmitten von ausgedehnten, fruchtbaren Weideflächen gebaut wurden. Die meisten davon werden heute noch benutzt, wenn auch nicht immer von Männern, die sich um ihre Schafherden kümmern. Hinter einem Felsen, von dem aus das ganze Dorf zu sehen ist, liegt eine etwas größere Hütte. Der einzige Weg zu der Hütte ist eine unbefestigte Straße, die Mensch und Her und die Bodenerosion im Lauf der Jahrtausende aus dem Gelände herausgearbeitet hatten.

In der Hütte saßen fünf Männer um einen wackligen Holztisch, der in der Mitte des kleinen Raums stand. Auf einem Stuhl am Fenster saß ein weiterer Mann, der die Straße im Auge behielt. Auf seinem Schoß lag eine Uzi. Ein siebenter Mann war noch in Baku, wo er das Krankenhaus beobachtete. Sie wussten nicht genau, wann der Patient eintreffen würde, aber wenn er kam, wollte Maurice Charles, dass sein Mann bereit war.

Durch das geöffnete Fenster wehte eine leichte Brise herein. Bis auf das gelegentliche Rufen einer Eule oder das dumpfe Poltern von Steinen, die von herumstreifenden Füchsen auf der Suche nach Feldmäusen losgetreten wurden, herrschte absolute Stille vor der Hütte - die Art von Stille, der der Harpooner bei seinen Reisen um die Welt nur noch selten begegnete.

Mit Ausnahme von Charles hatten sich alle Männer bis auf die Unterwäsche ausgezogen. Sie sahen sich gerade Fotos an, die durch eine Satellitenverbindung hereingekommen waren. Die tragbare Satellitenschüssel mit einem Durchmesser von 15 Zentimetern war auf das Dach der Hütte montiert worden, von wo aus ein ungehinderter Blick auf den südöstlichen Himmel und den Horizont3 möglich war. Der Satellit, der 35 736 Kilometer über ihnen auf 21 Grad 25' Nord, 60 Grad 27' Ost um die Erde kreiste, wurde vom National Reconnaissance Office der Vereinigten Staaten betrieben und beobachtete das Kaspische Meer. Charles' amerikanischer Kontakt hatte ihm die Adresse der geheimen Website und den Zugangscode da-

für gegeben, so dass er Bilder der letzten 24 Stunden herunterladen konnte.

Der Decoder, ein Stellar Photo Judge 7, war ebenfalls von Charles' Kontakt besorgt und über eine Botschaft geliefert worden. Es war eine Kompakteinheit, die ungefähr so groß wie ein Faxgerät war und auch so ähnlich aussah. Der SPJ 7 druckte die Fotos auf dickem Sublimationspapier aus, ein glattes Papier auf Ölbasis, das weder gefaxt noch elektronisch übertragen werden konnte. Versuchte man es trotzdem, war das Ergebnis so, als würde man mit dem Finger auf eine Flüssigkristall-Anzeige drücken - der Empfänger sah lediglich einen verschwommenen Fleck. Die Einheit vergrößerte die empfangenen Bilder bis zu einer Auflösung von zehn Metern. In Kombination mit den Infrarotlinsen des Satelliten konnte er die Zahlen auf dem Tragflügel eines Flugzeugs lesen.

Charles lächelte. Sein Flugzeug war auf dem Bild. Oder besser gesagt, das aserbajdschanische Flugzeug, das sie gekauft hatten.

»Sind Sie sicher, dass die Amerikaner das Flugzeug finden werden, wenn sie nach Hinweisen suchen?«, fragte einer der Männer. Er war klein und stämmig, mit kurz geschorenen Haaren und dunklen, tief liegenden Augen. Zwischen seinen Lippen hing eine handgerollte Zigarette, und auf den linken Unterarm hatte er sich eine zusammengerollte Schlange tätowieren lassen.

»Dafür wird unser Freund schon sorgen«, erwiderte Charles.

Und sie. Denn genau deshalb inszenierten sie ja den Anschlag auf die iranische Ölbohrinsel. Nach dem Attentat würde das NRO die Satellitendatenbank nach Bildern der Guneschli-Ölfelder im Kaspischen Meer durchsuchen. Speziell ausgebildete Überwachungsexperten würden sich die Aufnahmen der letzten Tage ansehen, um herauszufinden, wer in der Nähe der Plattform gewesen war. Sie würden die Bilder von Charles' Flugzeug finden. Und sie würden noch etwas finden.

Kurz nach dem Anschlag würden sie nämlich eine Lei-

che ins Meer werfen - die Leiche eines russischen Terroristen namens Sergej Tscherkassow. Tscherkassow war in Berg-Karabach von den Aserbaidtschanern gefasst und von Charles' Männern aus dem Gefängnis >befreit< worden. Zurzeit wurde er auf der *Rachel* gefangen gehalten. Tscherkassow würde kurz vor dem Anschlag getötet werden, mit einer Kugel aus einem Gewehr, das im Iran hergestellt worden war und zur Ausrüstung der Sicherheitsbeamten auf der Bohrinsel gehörte. Wenn die Leiche des Russen gefunden wurde - dank einiger Informationen, die sie der CIA zuspielen wollten -, würden die Amerikaner in der Tasche des Terroristen einige Fotos finden, die Charles vom Flugzeug aus aufgenommen hatte. Auf einem würde ein Teil des Tragflügels zu sehen sein, auf dem die gleichen Zahlen wie auf dem Satellitenbild standen. Auf einem anderen Foto würde mit Fettstift die Stelle der Plattform markiert sein, die sich der Russe angeblich als Ziel für seinen Anschlag ausgesucht hatte.

Charles war ganz sicher, dass die Vereinigten Staaten und der Rest der Welt aufgrund der Satellitenaufnahmen und der Leiche des russischen Terroristen genau die Schlüsse ziehen würden, die sie ziehen sollten.

Nämlich die falschen.

Dass sich Russland und Aserbaidtschan miteinander verbündet hatten, um den Iran von seinen lukrativen Bohrinseln in Guneschli zu vertreiben.

14

New York/New York - Montag, 16 Uhr 01

Das Außenministerium unterhält in unmittelbarer Nachbarschaft des Sitzes der Vereinten Nationen in der New Yorker Eastside zwei Büros - das Büro für ausländische Gesandtschaften und das Büro für diplomatische Sicherheit.

Die 43-jährige Rechtsanwältin Lisa Baroni arbeitete im diplomatischen Verbindungsbüro und war stellvertretende Leiterin der Abteilung für diplomatische Rechtsfragen. Und das bedeutete, dass sie immer dann hinzugezogen wurde, wenn ein Diplomat Probleme mit dem Rechtssystem der Vereinigten Staaten hatte. Ein juristisches Problem konnte so gut wie alles sein, angefangen bei der angeblich ungesetzlichen Durchsuchung von Diplomatengepäck auf einem der New Yorker Flughäfen über einen Verkehrsunfall mit Fahrerflucht, in den ein Diplomat verwickelt war, bis hin zu einer Geiselnahme durch Terroristen, wie sie sich kürzlich im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen ereignet hatte.

Vor zehn Tagen hatte Baroni gedacht, sie wäre gerufen worden, um Diplomaten juristische Ratschläge zu geben. Stattdessen wollte man, dass sie die Eltern der als Geisel genommenen Kinder tröstete. Und bei dieser Gelegenheit hatte sie General Mike Rodgers kennen gelernt. Der General hatte sich nach dem glücklichen Ende der Geiselnahme kurz mit ihr unterhalten. Er sagte, er sei sehr beeindruckt gewesen von der ruhigen, besonnenen Art, mit der sie ihre Aufgabe während der Geiselnahme erfüllt habe. Er erklärte, dass er der neue Leiter des Op-Centers in Washington sei und nach guten Leuten für einige freie Stellen in der Organisation suche. Dann fragte er, ob er sie anrufen und einen Termin für ein Vorstellungsgespräch vereinbaren könne. Rodgers hatte auf sie den Eindruck eines sachlichen Militärangehörigen gemacht. Ein Mann, der mehr an ihrer Qualifikation als an ihrem Geschlecht interessiert war und dem ihre Leistung wichtiger war als die Länge ihres Rocks. Das gefiel ihr. Und die Aussicht, wieder nach Washington D.C. zu ziehen, war ebenfalls nicht schlecht. Baroni war dort aufgewachsen, dort hatte sie internationales Recht an der Georgetown University studiert, dort lebten ihre Familie und alle ihre Freunde. Nach drei Jahren in New York konnte sie es kaum erwarten zurückzukehren.

Als General Rodgers dann aber tatsächlich bei ihr an-

rief, war es nicht ganz so, wie Baroni sich das vorgestellt hatte.

Der Anruf kam morgens um sieben, als sie noch zu Hause in ihrem Apartment im Süden Manhattans war. Sie nippte an ihrer ersten Tasse Kaffee, während Rodgers ihr erklärte, dass Paul Hood, sein Vorgesetzter, seinen Rücktritt zurückgezogen habe. Aber er suche trotzdem noch nach guten Leuten und wolle ihr einen Vorschlag machen. Er habe sich ihre Personalakte im Außenministerium angesehen und sei der Meinung, dass sie die notwendigen Voraussetzungen habe, um Nachfolgerin von Martha Mackall zu werden, der Beauftragten für Politik und Wirtschaft, die in Spanien ermordet worden war. Er werde ihr einen Termin für ein Vorstellungsgespräch in Washington verschaffen, wenn sie ihm bei einem kleinen Problem in New York helfe.

Baroni fragte, ob sie gegen das Gesetz verstoße, wenn sie ihm helfe. Rodgers versicherte ihr, dass das Ganze völlig legal sei. Daraufhin war Baroni bereit, ihm zu helfen. Beziehungen wurden in Washington immer auf diese Art gepflegt. Man tat sich gegenseitig einen Gefallen.

Rodgers brauchte, erklärte er, den Terminkalender von Jack Fenwick, dem Stabschef des Weißen Hauses, der sich gerade in New York aufhielt, um an Besprechungen mit Delegierten der Vereinten Nationen teilzunehmen. Er sagte, dass er nicht an dem >offiziellen< Terminkalender interessiert sei. Er wolle wissen, wo Fenwick tatsächlich gewesen war.

Das herauszufinden würde für Baroni nicht allzu schwer sein. Fenwick hatte ein Büro in dem Gebäude, in dem sie arbeitete, und in der Regel benutzte er es auch, wenn er nach New York kam. Es lag im sechsten Stock, wo sich auch das Büro des Außenministers befand. Vom stellvertretenden Stabschef in New York erfuhr sie allerdings, dass Fenwick das Gebäude dieses Mal nicht betreten werde, sondern alle Besprechungen in den verschiedenen Konsulaten angesetzt habe.

Baroni überprüfte die Datei, in der die von der Regie-

rung ausgegebenen Autokennzeichen aufgelistet waren. Die Liste wurde für den Fall gerührt, dass ein Diplomat entführt wurde. Der Stabschef des Weißen Hauses fuhr immer dieselbe Limousine, wenn er nach New York kam. Baroni schrieb sich das Kennzeichen auf und bat einen Freund, Detective Steve Mitchell vom Polizeibezirk Midtown South, den Wagen zu finden. Dann besorgte sie sich die Nummer des elektronischen Passierscheins, der hinter der Windschutzscheibe des Wagens aufgeklebt war. Fahrzeuge, die mit einem solchen Chip ausgerüstet waren, konnten fast ohne Verzögerung in die Tiefgaragen von Botschaften und Regierungsgebäuden hineinfahren, was potenziellen Attentätern weniger Zeit für einen Hinterhalt gab.

Die Nummer des Chips war an keinem der amerikanischen Kontrollpunkte erfasst worden, deren Daten sofort in die Sicherheitsdateien des Außenministeriums übertragen wurden. Das bedeutete, dass Fenwick vermutlich in einer ausländischen Botschaft war. Mehr als hundert Länder übertrugen ihre Daten ebenfalls innerhalb weniger Minuten an das Außenministerium. Die meisten waren enge Verbündete der Vereinigten Staaten, von Großbritannien über Japan bis hin zu Israel. Fenwick war in keiner dieser Botschaften gewesen. Baroni schickte Rodgers vor zwölf Uhr eine E-Mail über eine sichere Leitung, in der sie aufzählte, wo Fenwick sich nicht aufgehalten hatte.

Dann, kurz nach 16 Uhr, bekam Baroni einen Anruf von Detective Mitchell. Einer seiner Streifenwagen hatte den Wagen des Stabschefs gesehen, als dieser gerade die Tiefgarage eines Gebäudes in der 3rd Avenue verließ. Die Hausnummer des Gebäudes war 622. Die Straße lag in der Nähe der 42nd Street. Baroni suchte in ihrem Verzeichnis der ständigen diplomatischen Vertretungen nach der Adresse.

Als sie sie gefunden hatte, zog sie erstaunt die Augenbrauen hoch.

Washington, D.C. - Montag, 16 Uhr 02

Paul Hood betrat den Westflügel des Weißen Hauses um 16 Uhr. Er hatte noch nicht einmal die Sicherheitskontrolle hinter sich gebracht, als auch schon ein Praktikant kam, um ihn ins Oval Office zu begleiten. Hood wusste genau, dass der Praktikant bereits einige Monate im Weißen Haus arbeitete. Wie die meisten Praktikanten, die schon etwas länger hier waren, legte der gepflegte junge Mann, der nicht älter als Anfang Zwanzig sein konnte, ein leicht arrogantes Verhalten an den Tag. Der Ausweis, den er an einer Kette um den Hals trug, war seine Trumpfkarte bei Frauen in Bars, redseligen Nachbarn in Flugzeugen, Brüdern und Schwestern, wenn er zu Familienfesten nach Hause kam. Was immer die anderen sagten oder taten, er hatte täglich mit dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten, dem Kabinett und den Vorsitzenden der Kongressparteien zu tun. Er bewegte sich im Dunstkreis der Macht, spürte den Atem der Welt, gehörte *dazu*. Er arbeitete unter den Augen und Ohren der Medien, wo selbst Mitarbeiter wie er mit einem Gesichtsausdruck und einem beiläufig geäußerten Wort Ereignisse auslösen konnten, die den Lauf der Geschichte veränderten. Hood erinnerte sich noch gut daran, wie er sich gefühlt hatte, als er ein Praktikum im Büro des Gouverneurs von Kalifornien in Los Angeles absolviert hatte. Aber er konnte nur ahnen, wie der junge Mann neben ihm empfand, der wusste, dass er im Zentrum des Universums war. Das Oval Office liegt in der Südostecke des Westflügels. Hood folgte dem jungen Mann schweigend durch die Korridore, in denen sie anderen Mitarbeitern des Weißen Hauses begegneten, die ganz und gar nicht wichtigtuertisch wirkten. Sie sahen eher aus wie Menschen, die kurz davor waren, ihr Flugzeug zu verpassen. Hood kam am Büro des Sicherheitsberaters und des Vizepräsidenten vorbei. Nach dem Büro des Vizepräsidenten ging es Richtung Osten, wo das Büro des Pressesprechers lag. Dann nach Süden, am

Sitzungssaal des Kabinetts vorbei. Die ganze Zeit über sagte keiner der beiden auch nur ein Wort. Hood fragte sich, ob sein Begleiter aus Höflichkeit nicht mit ihm sprach, oder weil er meinte, Hood wäre nicht berühmt genug, um ein persönliches Wort verdient zu haben. Hood beschloss, dem Grundsatz »im Zweifel für den Angeklagten« zu folgen und das Beste anzunehmen.

Das Büro neben dem Sitzungssaal gehörte Mrs. Leigh, die an ihrem Schreibtisch saß. Hinter ihr befand sich die einzige Tür, die ins Oval Office führte. Der Praktikant entschuldigte sich. Hood und die große, weißhaarige Chefsekretärin des Präsidenten lächelten sich an. Mrs. Leigh war aus Texas und besaß die notwendige Härte, Unerschütterlichkeit und Geduld sowie den trockenen, zurückhaltenden Humor, die für ihre Aufgabe als Hüterin des Tors unerlässlich waren. Sie war mit dem ehemaligen Senator Titus Leigh verheiratet, der einen legendären Ruf als Viehzüchter besaß.

»Der Präsident hat seinen Terminkalender um ein paar Minuten überzogen«, sagte Mrs. Leigh. »Aber das macht nichts. Dann können Sie mir wenigstens sagen, wie es Ihnen geht.«

»Ganz gut«, sagte Hood. »Und Ihnen?«

»Gut«, erwiderte sie. »Ich habe die Stärke von zehn Männern, denn mein Herz ist rein.«

»Das kommt mir irgendwie bekannt vor.« Hood trat an ihren Schreibtisch.

»Lord Tennyson«, entgegnete sie. »Wie geht es Ihrer Tochter?«

»Auch sie zeigt Stärke«, antwortete Hood. »Und es gibt sehr viele Menschen, die ihr dabei helfen.«

»Lassen Sie es mich wissen, wenn ich etwas tun kann«, sagte Mrs. Leigh, die immer noch lächelte.

»Das werde ich.« Hood sah ihr in die Augen. »Es gibt tatsächlich etwas, das Sie für mich tun könnten«, sagte er dann.

»Und das wäre?«, wollte sie wissen.

»Im Vertrauen?«

»Selbstverständlich«, versicherte sie Hood.

»Mrs. Leigh - ist Ihnen am Verhalten des Präsidenten in letzter Zeit etwas aufgefallen?«

Das Lächeln auf ihrem Gesicht verschwand. Sie senkte den Blick. »Geht es bei Ihrer Besprechung darum?«

»Nein«, entgegnete Hood.

»Warum stellen Sie mir dann eine solche Frage?«

»Menschen, die ihm nahe stehen, machen sich große Sorgen um ihn.«

»Und Sie sollen jetzt der Katze die Schelle umhängen?«

»Nicht direkt«, sagte Hood, als sein Handy klingelte. Er griff in die Jackentasche und nahm den Anruf entgegen.

»Paul Hood.«

»Paul, hier ist Mike.«

»Was ist los, Mike?« Wenn Rodgers ihn hier anrief, musste es wichtig sein.

»Die Zielperson wurde gesehen, als sie vor etwa drei Minuten die Gesandtschaft des Irans bei den Vereinten Nationen verlassen hat.«

»Wissen Sie, wo sie sonst noch war?«, fragte Hood.

»Negativ«, antwortete Rodgers. »Daran arbeiten wir noch. Aber es sieht so aus, als wäre der Wagen nicht bei den Botschaften unserer wichtigsten Verbündeten aufgetaucht.«

»Danke. Informieren Sie mich, wenn Sie sonst noch etwas herausfinden.« Hood beendete das Gespräch und steckte das Telefon wieder in die Tasche. Das Ganze war sehr eigenartig. Der Präsident hatte eine Zusammenarbeit internationaler Geheimdienste angekündigt, an der auch die Vereinten Nationen beteiligt waren, und der amerikanische Sicherheitsberater besucht als eine der ersten diplomatischen Vertretungen die des Irans. Da der Iran jene Art von Terrorismus förderte, die den Vereinten Nationen ein Dorn im Auge war, ergab ein solches Treffen überhaupt keinen Sinn.

Die Tür zum Oval Office wurde geöffnet.

»Mrs. Leigh, würden Sie mir einen Gefallen tun?«

»Aber gern.«

»Würden Sie mir bitte die Liste mit Jack Fenwicks Terminen in New York besorgen?«

»Fenwick? Warum das?«

»Er ist einer der Gründe, warum ich Ihnen vorhin diese Frage gestellt habe«, erwiderte Hood.

Mrs. Leigh sah Hood an. »Ich verstehe. Brauchen Sie die Liste für Ihr Gespräch mit dem Präsidenten?«

»So schnell wie möglich«, sagte Hood. »Und wenn Sie die Dateinummer haben, wüsste ich auch gerne, was sonst noch in der Datei steht. Ich brauche keine bestimmten Dokumente - nur das Datum ihrer Archivierung.«

»In Ordnung«, entgegnete sie. »Und Paul - was Sie vorhin gefragt haben ... Mir ist tatsächlich eine Veränderung aufgefallen.«

Er lächelte sie an. »Danke. Wenn es ein Problem gibt, werden wir versuchen, es so schnell und unauffällig wie möglich zu lösen, was immer es auch ist.«

Sie nickte und setzte sich an ihren Computer, als der Vizepräsident aus dem Oval Office kam. Charles Cotten war ein großer, stämmiger Mann mit einem hageren Gesicht und schütter werdendem grauem Haar. Er begrüßte Paul Hood mit einem kräftigen Händedruck und einem Lächeln, blieb aber nicht stehen, um ein paar Worte mit ihm zu wechseln. Mrs. Leigh drückte auf den Knopf der Gegensprechanlage. Sie teilte dem Präsidenten mit, dass Paul Hood hier sei, und Lawrence bat sie, ihn hereinzuschicken. Hood ging um Mrs. Leighs Schreibtisch herum und betrat das Oval Office.

16

Baku/Aserbaidshon - Dienstag, 00 Uhr 07

David Battat lag auf der schmalen Liege und starrte auf die dunkle Decke des feuchten Lagerkellers. Pat Thomas schlief auf einer Liege, die auf der anderen Seite des klei-

nen Raums stand. Seine Atemzüge kamen langsam und regelmäßig. Aber Battat konnte nicht schlafen.

Sein Hals tat immer noch weh, und er war wütend auf sich, weil er sich einfach so hatte überrumpeln lassen, aber das war nicht der Grund für seine Schlaflosigkeit. Bevor sie sich schlafen gelegt hatten, war Battat noch einmal die Daten durchgegangen, die die CIA über den Harpooner gesammelt hatte. Er konnte einfach nicht aufhören, darüber nachzudenken. Alle Hinweise - und die Aussage eines zuverlässigen Augenzeugen - deuteten darauf hin, dass es der Harpooner gewesen war, der auf der *Rachel* erwartet wurde. Und wenn das der Fall war, wenn der Harpooner tatsächlich Baku als Zwischenstation auf dem Weg zu einem anderen Ziel genommen hatte, stellte sich Battat eine Frage: Warum bin ich noch am Leben?

Warum sollte ein Terrorist, der bei seinen Anschlägen immer nur verbrannte Erde zurückließ und für die Brutalität seiner Morde bekannt war, einen seiner Feinde am Leben lassen? Um sie in die Irre zu führen? Um sie glauben zu machen, dass es nicht der Harpooner war, auf den er gewartet hatte? Das war seine erste Reaktion gewesen. Aber vielleicht hatte ihn der Terrorist aus einem ganz anderen Grund am Leben gelassen. Battat lag da und versuchte herauszufinden, was das für ein Grund sein könnte.

Er konnte sich lediglich vorstellen, dass der Harpooner geplant hatte, der CIA über ihn falsche Informationen zuzuspielen. Aber er hatte überhaupt keine Informationen weitergeleitet, nur das, was bereits alle wussten: dass er die *Rachel* genau an der Stelle gefunden hatte, an der sie das Boot vermutet hatten. Und ohne zu wissen, wer an Bord gekommen oder wohin sie gefahren war, nützte ihnen diese Information gar nichts.

Battats Kleidung war ergebnislos auf elektronische Wanzen oder radioaktive Peilgeräte untersucht und anschließend verbrannt worden. Wenn sie etwas gefunden hätten, wäre es möglich gewesen, dem Feind falsche Informationen zuzuspielen. Moore hatte Battats Haar unter-

sucht, unter seinen Fingernägeln nachgesehen, in seinem Mund und anderen Körperöffnungen nach einem Mikrosender gesucht, mit dem man Battat lokalisieren oder seine Gespräche abhören konnte. Er hatte nichts gefunden.

Es war nichts da, dachte Battat. Er zermarterte sich den Kopf. Es gab einen Grund dafür, dass er noch am Leben war.

Er schloss die Augen und drehte sich auf die Seite. Er war todmüde, und es würde ihn keinen Schritt weiterbringen, wenn er jetzt darüber nachdachte. Er musste schlafen. Battat zwang sich dazu, an etwas Schönes zu denken. Er dachte daran, was er tun würde, wenn er den Harpooner gefunden hatte.

Bei dem Gedanken daran entspannte er sich. Nach einigen Minuten wurde ihm warm. Er führte das auf die schlechte Belüftung des Kellers zurück - und darauf, dass er sich wegen der ganzen Sache so große Sorgen machte.

Nach ein paar Minuten schlief er ein.

Kurz darauf fing er an zu schwitzen.

Wenig später erwachte er nach Luft ringend.

17

Washington, D.C. - Montag, 16 Uhr 13

Als Hood eintrat, war der Präsident gerade dabei, etwas auf einen Notizblock zu schreiben. Er bat Hood, sich zu setzen, er müsse sich noch einige Notizen machen, bevor sie sich unterhalten könnten. Hood schloss die Tür und ging zu einem braunen Ledersessel, der vor dem Schreibtisch stand. Er schaltete sein Handy aus und setzte sich.

Der Präsident trug einen schwarzen Anzug und eine Krawatte mit silbernen und schwarzen Streifen. In den kugelsicheren Fensterscheiben hinter ihm spiegelte sich ein warmes gelbes Licht. Die Rosen vor dem Fenster standen in voller Blüte. Alles schien in bester Ordnung zu sein,

alles war so alltäglich und normal, dass Hood für einen Moment Zweifel kamen.

Aber nur für einen Moment. Seine Instinkte hatten ihn dorthin gebracht, wo er heute war - es gab keinen Grund, jetzt an ihnen zu zweifeln. Außerdem fand die Schlacht immer an einem anderen Ort statt und nie im Zelt des Kommandeurs.

Der Präsident hörte auf zu schreiben, legte seinen Füllfederhalter aus der Hand und sah Hood an. Sein Gesicht sah blass und müde aus, aber seine Augen funkelten so energisch wie immer. »Was gibt es, Paul?«

Paul wurde es warm hinter den Ohren. Es würde nicht leicht werden. Selbst wenn er Recht hatte, wäre es schwierig, den Präsidenten davon zu überzeugen, dass Mitglieder seines Stabs möglicherweise gegen ihn intrigierten. Hood hatte nicht viele Beweise, und ein Teil von ihm wünschte sich, er wäre zuerst zur First Lady gegangen. Es wäre besser gewesen, wenn Megan mit ihrem Mann gesprochen hätte. Aber wenn die Informationen, die er erhalten hatte, stimmten, war vielleicht gar keine Zeit mehr dazu. Ironischerweise würde Hood die First Lady aus der ganzen Sache heraushalten müssen. Er wollte nicht, dass der Präsident von dem Gespräch erfuhr, das seine Frau hinter seinem Rücken mit Hood geführt hatte.

Hood beugte sich vor. »Mr. President, ich habe einige Bedenken hinsichtlich der nachrichtendienstlichen Zusammenarbeit mit den Vereinten Nationen.«

»Jack Fenwick kümmert sich darum«, erwiderte der Präsident. »Es wird uns ausführlich darüber informieren, wenn er aus New York zurück ist.«

»Wird die NSA das Projekt leiten?«

»Ja«, erwiderte der Präsident. »Jack wird direkt an mich berichten. Paul, ich hoffe, dass es bei diesem Gespräch nicht um einen Machtkampf zwischen dem Op-Center und der NSA geht...«

»Nein, Sir«, versicherte ihm Hood.

Die Gegensprechanlage piepste. Der Präsident drückte auf den Knopf der Anlage. Es war Mrs. Leigh, die sagte,

sie habe etwas für Paul Hood. Der Präsident runzelte die Stirn und bat sie hereinzukommen. Dann sah er Hood an.

»Paul, was geht hier vor?«

»Hoffentlich nichts«, entgegnete Hood.

Mrs. Leigh kam herein und gab Hood ein Blatt Papier.

»Ist das alles?«, wollte Hood wissen.

Sie nickte.

»Und die Datei selbst?«

»Leer«, erwiderte sie.

Hood bedankte sich bei Mrs. Leigh. Sie ging wieder hinaus.

»Welche Datei ist leer?«, fragte der Präsident gereizt.

»Paul, was, zum Teufel, ist hier eigentlich los?«

»Ich werde es Ihnen sofort sagen, Mr. President«, erwiderte Hood. Er warf einen Blick auf das Blatt Papier in seiner Hand. »Nach diesen Informationen hier war geplant, dass sich Jack Fenwick heute von elf Uhr morgens bis 16 Uhr nachmittags mit Vertretern der iranischen Regierung in deren ständiger Vertretung in New York trifft.«

»Unmöglich«, sagte der Präsident.

»Sir, Mrs. Leigh hat diese Informationen aus dem Büro der NSA erhalten«, erwiderte Hood. Er gab dem Präsidenten das Blatt Papier. »Die Dateinummer der NSA steht hier oben. Nach Informationen von Bob Herbert hat Fenwick den größten Teil des Nachmittags tatsächlich in der iranischen Vertretung verbracht.«

Der Präsident sah sich das Blatt an und sagte eine Weile lang nichts. Dann schüttelte er langsam den Kopf. »Fenwick hätte sich mit den Vertretern von Syrien, Vietnam und einem halben Dutzend anderer Länder treffen sollen«, meinte er. »Das hat er mir gestern Abend gesagt. Verdammt, wir haben noch nicht mal angefangen, mit dem Iran über eine nachrichtendienstliche Zusammenarbeit zu sprechen.«

»Ich weiß«, erwiderte Hood. »Aber Fenwick war bei den Iranern. Und bis auf dieses Dokument hier ist die Datei leer. Was die NSA angeht, gibt es das UNO-Programm überhaupt nicht.«

»Noch mehr von diesem Mist«, sagte der Präsident wütend. Er drückte auf den Knopf der Gegensprechanlage. »Mrs. Leigh, stellen Sie eine Verbindung zu Jack Fenwick her ...«

»Sir, ich glaube, es wäre besser, wenn Sie nicht mit der NSA reden würden«, wandte Hood ein.

»Wie bitte?«

»Zumindest vorläufig nicht«, sagte Hood.

»Mrs. Leigh, warten Sie bitte einen Moment«, sagte der Präsident in die Gegensprechanlage. »Paul, gerade eben haben Sie mir erzählt, dass mein Sicherheitsberater Mist gebaut hat. Und jetzt erzählen Sie mir, dass ich mir nicht die Mühe machen soll herauszufinden, ob das stimmt?«

»Bevor Sie das tun, müssen wir uns unterhalten«, erwiderte Hood.

»Über was?«

, »Ich glaube nicht, dass die Sache mit Fenwick ein Kommunikationsfehler gewesen ist«, sagte Hood.

»Das glaube ich auch nicht. Meine Gespräche mit ihm sind immer eindeutig. Und darum müssen er und ich uns unterhalten.«

»Und wenn es noch schlimmer wäre?«, fragte Hood.

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Es könnte sein, dass wir es hier mit einer Intrige gegen Sie zu tun haben«, sagte Hood.

»Sie sind wohl verrückt geworden«, sagte der Präsident. Er schien völlig fassungslos zu sein. »Du meine Güte, Paul die meisten dieser Leute kenne ich seit fünfzehn oder zwanzig Jahren - sie sind meine Freunde.«

Hood verstand. Er wusste nicht, was er dem Präsidenten antworten sollte. »Auch du, Brutus?«, sagte er dann schließlich.

Der Präsident sah ihn an. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Als Julius Cäsar von den Republikanern im Senat ermordet wurde, war es sein bester und ältester Freund gewesen, der den Anschlag vorbereitet hatte«, erwiderte Hood.

Der Präsident sah ihn an. Einen Moment später informierte er Mrs. Leigh, dass er das Gespräch mit Fenwick nicht mehr brauche. Dann schüttelte er langsam den Kopf. »Ich höre Ihnen zu. Aber Sie müssen schon einiges in der Hand haben, um mich überzeugen zu können.«

Das war Hood klar. Aber er wusste nicht, wo er anfangen sollte. Es gab möglicherweise ein Komplott gegen den Präsidenten. Und möglicherweise bestand Anlass zur Sorge wegen des Geisteszustandes des Präsidenten. Vielleicht auch beides. Hood beschloss, ganz vorn anzufangen.

»Mr. President, warum hat Fenwick gestern Abend bei Ihnen angerufen?«

»Er hatte den ganzen Tag über Besprechungen mit Botschaftern im Hay-Adams«, erwiderte der Präsident. »Mehrere Schlüsselregierungen hatten starken Widerstand gegen das geplante Programm angemeldet. Fenwick sollte mich sofort informieren, wenn alle zugestimmt hatten.«

»Mr. President«, warf Hood ein, »wir glauben nicht, dass Jack Fenwick gestern Abend im Hay-Adams gewesen ist. Der Anruf wurde offenbar von einem anderen Ort aus geführt und über das Telefonsystem des Hotels weitergeleitet.«

»Und von wo wurde er geführt?«, fragte der Präsident.

»Ich weiß es nicht«, musste Hood zugeben. »Vielleicht war Fenwick zu dem Zeitpunkt schon in New York. Stand er auch mit dem Kongressausschuss in Kontakt?«

»Nein«, erwiderte der Präsident. »Die Genehmigung des Kongressausschusses wurde von Fenwicks Stellvertreter, Don Roedner, und Red Gable eingeholt.«

Hood kannte Roedner nicht, und mit Burt >Red< Gable, dem Stabschef des Präsidenten, hatte er bis jetzt nicht viel zu tun gehabt. Gable gab sich bei der Arbeit und auch in seinem Privatleben sehr zurückhaltend.

»Sir«, fuhr Hood fort, »Senatorin Fox hat gestern Abend, als Sie sich bei ihr für die Finanzierung von Mr. Fenwicks Initiative bedankt haben, zum ersten Mal etwas

über die geplante Zusammenarbeit der Geheimdienste gehört.«

Präsident Lawrence erstarrte, aber nur für einen Augenblick. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich, und er sah einen Moment lang sehr sonderbar aus - zwanzig Jahre älter, aber gleichzeitig wirkte er wie ein verlorener Junge. Dann lehnte er sich zurück. »Gable würde nie etwas hinter meinem Rücken tun«, sagte er leise. »Niemals. Und wenn doch, würde ich es ihm sofort ansehen.«

»Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen?«, fragte Hood.

Der Präsident überlegte. »Freitag, bei der Kabinettsitzung.«

»An der Sitzung haben viele Ihrer Mitarbeiter teilgenommen, und es gab viele Themen zu besprechen«, warf Hood ein. »Vielleicht haben Sie es übersehen. Oder vielleicht hat ihn die NSA dazu gezwungen.«

»Auch das kann ich nicht glauben«, erwiderte der Präsident.

»Ich verstehe«, sagte Hood. »Wenn Fenwick und Gable nicht in die Sache verwickelt sind, gibt es nur noch eine Möglichkeit.«

»Und die wäre?«

Hood musste das, was er jetzt sagen wollte, vorsichtig formulieren. Er redete nicht mehr über Verdächtigungen, die er gegenüber Mitarbeitern des Weißen Hauses hegte, sondern über den Präsidenten selbst.

»Vielleicht ist gar nichts von alldem passiert«, sagte Hood. »Die UNO-Initiative, die Besprechungen mit den ausländischen Regierungen - nichts davon.« -

»Sie meinen, ich habe mir das alles nur eingebildet«, sagte der Präsident.

Hood antwortete nicht.

»Glauben Sie das wirklich?«, fragte Lawrence.

»Nein«, antwortete Hood wahrheitsgemäß. Er hatte zwar nicht viel in der Hand, aber den umgeleiteten Telefonanruf vom Hay-Adams hatte sich der Präsident bestimmt nicht eingebildet. »Aber ich möchte ganz offen zu

Ihnen sein, Mr. President«, fuhr Hood fort. »Sie scheinen in letzter Zeit nervös, zurückhaltend und zerstreut zu sein. Das passt gar nicht zu Ihnen.«

Der Präsident holte tief Luft. Er wollte etwas sagen, unterbrach sich dann aber. »In Ordnung, Paul. Sie haben mich überzeugt. Was tun wir als Nächstes?«

»Ich schlage vor, wir machen unter der Annahme weiter, dass wir es mit einem ernstem Problem zu tun haben«, entgegnete Hood. »Ich werde die Ermittlungen von unserer Seite aus weiterführen. Wir werden sehen, was wir über die Verbindung zum Iran herausfinden können, und feststellen, was Fenwick sonst noch unternommen hat, mit wem er geredet hat und so weiter.«

»Das hört sich gut an«, sagte Lawrence. »Fenwick soll heute Abend wieder in Washington sein. Ich werde weder ihm noch Red gegenüber ein Wort über die Sache verlieren, bis ich wieder von Ihnen höre. Lassen Sie es mich sofort wissen, wenn Sie etwas herausfinden.«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Und bitte informieren Sie auch Senatorin Fox.«

Hood nickte und stand auf. Auch der Präsident erhob sich. Er wirkte jetzt energischer, so, als hätte er alles wieder unter Kontrolle. Aber das, was Megan gesagt hatte, beunruhigte Hood immer noch. »Mr. President. Ich habe noch eine Frage.«

Der Präsident sah Hood aufmerksam an und nickte dann.

»Vor ein paar Minuten sagten sie, das sei >noch mehr von diesem Mist<. Was haben Sie damit gemeint?«

Der Präsident blickte Hood immer noch ins Gesicht. »Bevor ich antworte, möchte ich *Ihnen* eine Frage stellen.«

»Bitte.«

»Kennen Sie die Antwort auf Ihre Frage nicht bereits?«, wollte der Präsident wissen.

Hood verneinte.

»Sie haben nur wegen der Ereignisse gestern Abend um ein Gespräch mit mir gebeten?«

Hood zögerte. Der Präsident wusste, dass er und die

First Lady gute Freunde waren. Es stand Hood nicht zu, dem Präsidenten zu sagen, dass sich seine Frau Sorgen um ihn machte. Aber Hood wollte nicht zu den Menschen gehören, die Lawrence anlogen. »Nein«, antwortete er daher wahrheitsgemäß. »Das war nicht der einzige Grund dafür.«

Der Präsident lächelte leicht. »Dabei wollen wir es belassen, Paul. Mehr will ich nicht wissen.«

»Danke, Sir.«

»Aber zu dem >Mist< will ich Ihnen noch etwas sagen«, fuhr Lawrence fort. »Das war nicht das einzige Durcheinander, das wir hier in den letzten Wochen gehabt haben. Es ist alles ziemlich frustrierend.« Der Präsident hielt Hood die Hand hin. »Ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind, Paul. Und danke, dass Sie mich zu einer Entscheidung gezwungen haben.«

Hood lächelte und schüttelte dem Präsidenten die Hand. Dann drehte er sich um und verließ das Oval Office.

In Mrs. Leighs Büro wartete bereits eine Gruppe aufgeregter Pfadfinder mit einem Fotografen. Ihren Schärpen nach zu urteilen hatten sie wohl irgendeinen Preis gewonnen. Hood zwinkerte ihnen zu und blieb einen Moment stehen, um sich die Jungen anzusehen, die vor Staunen den Mund aufsperrten. Dann bedankte er sich bei Mrs. Leigh, während er an ihrem Schreibtisch vorbeiging. Als sie ihm einen besorgten Blick zuwarf, bedeutete er ihr mit einer Geste, dass er sie anrufen werde. Ihre Lippen formten ein lautloses >Danke<; dann führte sie die Pfadfinder in das Büro des Präsidenten.

Hood eilte zu seinem Wagen. Er ließ den Motor an, dann holte er sein Handy aus der Tasche und sah nach, ob jemand eine Nachricht für ihn hinterlassen hatte. In seiner Mailbox wartete eine Nachricht von Bob Herbert. Während Hood in Richtung 15th Street fuhr, rief er Herbert an. »Bob, hier ist Paul. Was ist los?«

»Eine ganze Menge«, erwiderte Herbert. »Matt hat den Anruf zurückverfolgt, der aus dem Hay-Adams kam.«

»Und?«

»Der Anruf stammt von Fenwicks Handy.«

»Volltreffer!«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, wandte Herbert ein.

»Das müssen Sie mir erklären«, sagte Hood.

»Ich habe vor ein paar Minuten einen Anruf bekommen, mit dem ich nicht gerechnet hatte.«

»Von wem?«

»Von Fenwick. Er war sehr offen und reagierte überrascht auf das, was ich ihm zu sagen harte. Er sagte, dass er gestern Abend überhaupt nicht mit dem Präsidenten telefoniert habe. Und dass ihm sein Aktenkoffer gestohlen worden sei. Deshalb habe er die Nachrichten nicht bekommen, die ich auf die Voice-Mail seines Handys gesprochen habe. Angeblich hat er nur die Nachricht bekommen, die ich in seinem Büro für ihn hinterlassen habe.«

»Das kaufe ich ihm nicht ab«, erwiderte Hood. »Der Präsident hat einen Anruf bekommen, und dieser Anruf wurde über das Hotel geleitet.«

»Richtig«, sagte Herbert. »Können Sie sich noch an Marta Streeb erinnern?«

»Die Frau, die mit Senator Lancaster eine Affäre hatte?«

»Ja.«

»Was ist mit ihr?«, wollte Hood wissen.

»Ihre Anrufe wurden über eine Telefonzelle in der Union Station geleitet, damit man sie nicht zurückverfolgen konnte.«

»Ich kann mich daran erinnern«, sagte Hood. »Aber der Präsident hat keine Affäre.«

»Sind Sie sicher?«, fragte Herbert. »Seine Frau sagte doch, dass er sich sehr merkwürdig benimmt. Das könnten durchaus Schuldgefühle sein ...«

»Das wäre möglich, aber wir sollten zunächst einmal ausschließen, dass es um eine Frage der Nationalen Sicherheit geht«, fuhr Hood ihn an.

»Natürlich«, erwiderte Herbert.

Hood brauchte einen Moment, um sich wieder zu beruhigen. Es überraschte ihn, dass er so wütend geworden

war. Er selbst hatte nie eine Affäre gehabt, aber trotzdem hatte er nach Herberts Kommentar ein schlechtes Gewissen wegen Sharon. »Was hat Fenwick sonst noch gesagt?«

»Dass er nichts von einer UNO-Initiative wisse«, sagte Herbert. »Er habe keine Anrufe deswegen bekommen und auch nichts in der Zeitung darüber gelesen. Er sagte, er sei nach New York geschickt worden, um den Iranern bei der Sache mit dem Harpooner und angeblichen aserbajdschanischen Terroristen am Kaspischen Meer zu helfen. Daran könnte möglicherweise etwas dran sein. Wenn die CIA drüben Mist gebaut hat, wäre es möglich, dass die Iraner jemand anderen um Hilfe bitten. Jemand, der ihnen innerhalb kurzer Zeit die notwendigen Abhörkapazitäten beschaffen kann.«

»Haben die Iraner mit der CIA an der Sache gearbeitet?«

»Ich bin gerade dabei, das herauszufinden«, antwortete Herbert. »Sie kennen doch die Jungs von der CIA. Sie sprechen nicht gern über das, was sie tun. Aber es wäre durchaus möglich. Das Op-Center hat auch schon mit anderen Regierungen zusammengearbeitet, und einige von ihnen waren uns nicht gerade freundlich gesinnt. Wir würden doch auch mit Teheran ins Bett gehen, wenn wir wüssten, das es nur ums Kuscheln geht.«

Hood musste zugeben, dass Herbert Recht hatte.

»Und Fenwick ist tatsächlich in der diplomatischen Vertretung des Iran gewesen«, fuhr Herbert fort. »Soviel ist sicher.«

»Das ist so ziemlich das Einzige, was sicher ist«, erwiderte Hood. »Bob, Sie sagten, dass Fenwick nach New York *geschickt* wurde. Hat er gesagt, wer ihn geschickt hat?«

»Ja«, sagte Herbert, »und ich glaube nicht, dass Ihnen das gefallen wird. Fenwick sagt, er sei vom Präsidenten persönlich geschickt worden.«

»Lassen Sie mich raten - es gibt nichts Schriftliches darüber«, fragte Hood.

»Genau.«

»Du meine Güte«, entfuhr es Hood. »Aber irgendjemand muss doch über diese Sache mit dem Iran informiert gewesen sein!«

»Ja, sicher«, stimmte ihm Herbert zu. »Vermutlich der Vizepräsident. Der Stabschef...«

»Rufen Sie das Büro von Vizepräsident Cotten an«, bat Hood. »Finden Sie heraus, was er zu der Sache zu sagen hat. Ich bin so schnell wie möglich wieder im Büro.«

»Ich werde uns eine Pizza bestellen«, sagte Herbert noch, bevor er auflegte.

Hood steckte sein Handy in die Tasche und versuchte, sich auf den immer dichter werdenden Verkehr zu konzentrieren.

In diesem Moment war sogar ein Verkehrsstau in Washington eine willkommene Abwechslung für ihn.

18

Gobustan/Aserbaidshon - Dienstag, 1 Uhr 22

Die anderen Männer schliefen auf den abgenutzten Maten, die sie gebraucht in Baku gekauft hatten, aber Maurice Charles war noch wach. Er saß immer noch an dem Holztisch in der Schäferhütte. Der Harpooner hatte zwar nie Schwierigkeiten damit gehabt, vor einem Auftrag zu schlafen, aber er hatte ein Problem, wenn er darauf warten musste, dass andere Leute etwas erledigten. Etwas, von dem das Gelingen des Auftrags abhing. Und bis dahin würde - und konnte - er sich keine Ruhe gönnen.

Als das Telefon endlich klingelte, durchfuhr es ihn wie ein elektrischer Schock. Das war es. Der letzte unerledigte Punkt vor der Stunde Null.

Charles ging zu dem Tisch mit seiner Ausrüstung hinüber. Neben dem Stellar Photo Judge 7 lag eine Zed-4-I Einheit, die 1992 vom KGB entwickelt worden war. Das abhörsichere Telefonsystem war so groß wie ein normales

Buch und sah auch in etwa so aus. Der kleine, flache Empfänger passte genau an die Seite. Verglichen mit den Punkt-zu-Punkt-Funkgeräten, mit denen er bei seinen ersten Aufträgen gearbeitet hatte, war das Gerät eine enorme Verbesserung. Die Funkgeräte hatten eine Reichweite von bis zu vier Kilometern gehabt. Das Zed-4 nutzte mehrere Satellitenverbindungen für den Empfang von Mobilfunkübertragungen aus der ganzen Welt. Mehrere eingebaute Tonfrequenzverstärker sorgten dafür, dass die Verbindung nicht mehr zusammenbrach und keine Signale verloren gingen.

Das Zed-4 war außerdem fast völlig abhörsicher. Die meisten abhörsicheren Telefonleitungen - wie zum Beispiel die Tac-Sat-Einheiten der Amerikaner - wurden mit einer 155-stelligen Zahl verschlüsselt. Um den Code zu knacken, mussten Lauscher diese Zahl in ihre beiden Primzahlkomponenten zerlegen. Selbst modernste Computer wie der Cray 916 brauchten dazu mehrere Wochen. Der CIA war es gelungen, die Rechenzeit auf wenige Tage zu reduzieren, indem sie Heimcomputer anzapfte. 1997 hatte der Geheimdienst damit begonnen, die fraglichen Zahlen im Huckepack-Verfahren über Internet-Server in Heimcomputersysteme einzuschmuggeln, wo ein Teil des Speichers an dem Problem arbeitete, ohne dass der Anwender etwas davon bemerkte. Über ein Netzwerk aus mehreren Millionen PCs standen der CIA dann zusätzliche Gigabyte an Rechenleistung für die Primzahlberechnung zur Verfügung.

Dadurch bekamen die Programmierer der Gegenseite Probleme, da sich das so genannte >Stealth Field<-System der CIA nicht ausschalten ließ. Dies führte schließlich zur Entwicklung des *Zed-4*, das mit einem komplizierten, 309-stelligen Verschlüsselungscode arbeitete. Selbst das SFS der CIA hatte nicht die Rechenleistung, die man brauchte, um den Code zügig zu knacken.

Charles antwortete nach dem dritten Piepston. »B-moll«, sagte er. »B-moll« war der Codename des Empfängers.

»C-Dur«, erwiderte der Anrufer.

»Sprechen Sie«, sagte Charles.

»Ich habe die Zielperson auf der anderen Straßenseite vor mir«, sagte der Anrufer. »Sie bringen ihn gerade durch eine Seitentür hinaus.«

»Kein Krankenwagen?«

»Nein.«

»Wer ist bei der Zielperson?«, fragte Charles.

»Zwei Männer. Keiner von beiden trägt eine Uniform.«

Charles lächelte. Amerikaner ließen sich ja so einfach vorausberechnen. Wenn man es mit mehr als einem Agenten zu tun hatte, lief alles unweigerlich nach dem Benutzerhandbuch ab: *Leitfaden für Soldaten und Spione*, Regel 53: Der Mensch ist wichtiger als der Auftrag. Diesen Grundsatz gab es schon, als die Kavallerie der Vereinigten Staaten in den wilden Westen gezogen war. Immer wenn einer der angriffslustigeren Indianerstämme verfolgt wurde, hörten die Krieger des Stammes sofort mit den Überfällen auf die Farmen der Siedler auf. Sie vergewaltigten eine der Siedlerfrauen und ließen sie an einer Stelle zurück, wo sie von der Kavallerie leicht gefunden werden konnte. Die Soldaten schickten die Frau mit einer Eskorte in das nächste Fort. Dadurch wurden die Verfolger nicht nur aufgehalten, sondern auch dezimiert.

»Ist die Reserve am Einsatzort?«

»Ja.«

»Dann schnappt sie euch«, sagte Charles.

»Schon erledigt«, sagte der Anrufer zuversichtlich.

»Ende.«

Die Verbindung brach ab, und Charles legte auf.

Das war es. Das letzte Puzzleteilchen. Er hatte den Geheimagenten am Leben gelassen, um die anderen herauszulocken. Eine Injektion in den Nacken, eine bakteriell ausgelöste Lungenentzündung, schon konnte er sämtliche Akteure vor Ort aus dem Verkehr ziehen. Und dann gab es niemanden mehr, der die Puzzleteilchen zusammensetzen konnte und ihn daran hinderte, seinen Auftrag zu erfüllen.

Er musste nur noch einen Anruf machen, bevor er sich hinlegen konnte. Der Anruf wurde über eine abhörsichere Leitung nach Washington geleitet, und der Mann am anderen Ende der Leitung war der Einzige, der wusste, dass Charles an der Operation beteiligt war.

Ein Mann, der sich nicht an die Regeln hielt.

Der Mann, der eine der verwegensten Intrigen der jüngsten Vergangenheit ausgeheckt hatte.

19

Baku/Aserbaidshan - Dienstag, 1 Uhr 35

Die Fahrt zum VIP-Krankenhaus dauerte nicht einmal zehn Minuten. Das VIP war das einzige Krankenhaus in Baku, dem die amerikanische Botschaft eine medizinische Versorgung auf westlichem Standard zutraute. Die Botschaft hatte eine Vereinbarung mit Dr. Kanibow, einem der wenigen Ärzte in der Stadt, die Englisch sprachen. Der 57-jährige Kanibow wurde bar bezahlt, um rund um die Uhr für Notfälle zur Verfügung zu stehen und, falls notwendig, entsprechend qualifizierte Spezialisten zu empfehlen.

Tom Moore wusste nicht, ob ein Spezialist notwendig sein würde. Er war vor zwanzig Minuten von Pat Thomas geweckt worden, der David Battat auf seiner Liege hatte stöhnen hören. Thomas war aufgestanden und zu Battat hinübergegangen, wo er dann festgestellt hatte, dass dieser völlig durchgeschwitzt war und am ganzen Leib zitterte. Die herbeigerufene Krankenschwester der Botschaft hatte sich Battat angesehen und festgestellt, dass er fast 41 Grad Fieber hatte. Sie vermutete, dass er sich den Kopf gestoßen hatte oder Kapillargefäße verletzt worden waren, als er niedergeschlagen worden war. Anstatt auf einen Krankenwagen zu warten, trugen Thomas und Moore ihren Kollegen in den Wagen eines Botschaftsangehörigen und fuhren ihn selbst in die Klinik. Die Krankenschwester

rief Dr. Kanibow an und sagte, dass sie einen Mann mit Nervenschock einlieferten.

Dass ein Mann ausfällt, hat uns gerade noch gefehlt, dachte Thomas, während er durch die dunklen, menschenleeren Straßen des Botschafts- und Geschäftsviertels fuhr. Es war schon schlimm genug, zu wenig Leute für die normale nachrichtendienstliche Arbeit zu haben. Aber um den Harpooner zu finden, einen der meistgesuchten und gefährlichsten Terroristen der Welt, würden sie Verstärkung brauchen. Thomas hoffte nur, dass sie nach seinem Anruf in Washington mit den Kontakten des Op-Centers in St. Petersburg arbeiten konnten.

Dr. Kanibow wohnte nur ein paar Blocks vom Krankenhaus entfernt. Der groß gewachsene Arzt mit dem weißen Ziegenbärtchen wartete schon auf sie, als sie vor dem Krankenhaus ankamen. Battat klapperte mit den Zähnen und hustete fortwährend. Als ihn zwei Pfleger unmittelbar hinter dem Eingang auf eine Bahre legten, waren Lippen und Fingernägel des Amerikaners blau angelaufen.

»Unzureichende Blutzirkulation«, sagte Kanibow zu einem der Pfleger. »Sauerstoff.« Er sah in Battats Mund. »Spuren von Schleim. Absaugen und dann Temperatur oral messen.«

»Was ist mit ihm?«, fragte Thomas.

»Das weiß ich noch nicht«, erwiderte Kanibow.

»Die Krankenschwester der Botschaft hat gesagt, es könnte ein neurologischer Schock sein«, sagte Thomas.

»Wenn es ein neurologischer Schock wäre, wäre sein Gesicht blass. Aber wie Sie sehen, hat er einen hochroten Kopf«, erwiderte der Arzt verärgert. Er sah Thomas und Moore scharf an. »Sie können hier warten oder wieder in die Botschaft fahren ...«

»Wir warten«, entgegnete Thomas. »Zumindest so lange, bis Sie wissen, was mit ihm los ist.«

»Wie Sie wollen«, sagte der Arzt, während Battat in die Notaufnahme gerollt wurde.

Für eine Notaufnahme war es hier merkwürdig ruhig, dachte Thomas. Wenn sich einer seiner drei Söhne in

Washington oder Moskau verletzte und er mit ihm ins Krankenhaus musste, wirkten die Unfallstationen wie der Westflügel des Weißen Hauses auf ihn: ein lautes, zielgerichtetes Chaos. Die Kliniken in den ärmeren Vierteln von Baku mussten so ähnlich sein. Aber die totenähnliche Stille hier war trotzdem zermürend.

Thomas sah Moore an. »Es macht keinen Sinn, wenn wir beide hier bleiben«, sagte er. »Wenigstens einer von uns sollte ein wenig Schlaf bekommen.«

»Ich habe gar nicht geschlafen«, erwiderte Moore. »Ich habe die Kontakte angerufen, über die wir gesprochen hatten, und die Dateien durchgesehen.«

»Haben Sie etwas gefunden?«, fragte Thomas.

»Nein«, entgegnete Moore.

»Ein Grund mehr, warum Sie zurück in die Botschaft gehen sollten. David arbeitet für mich, daher bin ich für ihn verantwortlich. Ich werde hier warten.«

Moore überlegte kurz. »In Ordnung«, sagte er dann. »Aber Sie rufen mich an, sobald Sie etwas wissen, ja?«

»Natürlich.«

Moore klopfte Thomas aufmunternd auf die Schulter, dann durchquerte er die Eingangshalle des Krankenhauses. Er stieß die Tür auf und ging um den Wagen herum zur Fahrerseite.

Einen Moment später wurde Tom Moores Kopf scharf nach rechts gerissen. Der CIA-Agent fiel zu Boden.

20

Washington, D.C. - Montag, 18 Uhr 46

Paul Hood war im Op-Center angekommen, wo er sich mit Bob Herbert und Mike Rodgers treffen wollte. Vom Auto aus hatte er Liz Gordon angerufen und sie gebeten, noch etwas länger zu bleiben, damit er später mit ihr sprechen konnte. Er wollte sich mit ihr über den Präsidenten unter-

halten und wissen, ob sie vom klinischen Standpunkt her etwas dazu sagen konnte.

Als Hood auf dem Weg zu seinem Büro war, traf er Ann Farris. Sie begleitete ihn durch das Gewirr des Großraumbüros mit seinen halbhohen Trennwänden und den vielen Arbeitsplätzen.

»Geht gerade etwas Interessantes vor?«, fragte Ann.

»Das übliche Durcheinander«, erwiderte Hood. »Dieses Mal passiert es aber hier in Washington und nicht im Ausland.«

»Ist es ernst?«

»Das weiß ich noch nicht. Aber anscheinend ist jemand in der NSA durchgedreht.« Hood wollte ihr nicht sagen, dass es möglicherweise ein Problem mit dem Geisteszustand des Präsidenten gab. Er vertraute Ann, aber Megan Lawrence hatte ihn gebeten zu schweigen. Zumindest fürs Erste wollte er so wenig Leute wie möglich informieren. »Was ist bei Ihnen los?«

»Wir sorgen wie immer für eine effektive und fachmännische Koordinierung aller Informationen«, sagte sie mit einem entwaffnenden Lächeln.

»Es ist also nichts los.«

»Genau«, erwiderte Ann. Sie zögerte. »Wie lange sind Sie heute noch hier?«, fragte sie dann.

»Ein paar Stunden mindestens«, antwortete er. »Es spricht absolut nichts dafür, jetzt schon ins Hotel zu gehen. Ich würde sowieso nur herumsitzen und mir einen schlechten Film ansehen.«

»Wie wäre es, wenn wir zusammen Abend essen?«, fragte sie.

»Es könnte eine lange Nacht werden«, wandte Hood ein.

»Ich habe nichts vor. Mein Sohn bleibt die Woche über bei seinem Vater. Zu Hause warten nur eine verzogene Katze und der gleiche schlechte Film auf mich.«

Hoods Pulsschlag ging etwas schneller als sonst. Er wollte das Angebot wirklich gerne annehmen. Aber er war immer noch verheiratet, und wenn er mit einer geschiede-

nen Kollegin ausging, konnte das Ärger geben, sowohl rechtlich als auch moralisch. Das Op-Center konnte so etwas nicht gebrauchen. Außerdem war sein Team sehr geschickt, wenn es darum ging, Informationen zu beschaffen. Bis morgen würden alle wissen, dass Hood mit Farris ausgegangen war. Und wenn er eine Verabredung mit Ann im Hinterkopf hatte, würde er sich nicht mehr auf die Krise im Beraterstab des Präsidenten konzentrieren können.

»Ann, ich würde wirklich gern Ja sagen«, sagte er aufrichtig. »Aber ich weiß nicht, wie lange es heute Abend dauern wird. Ein anderes Mal, ja?«

»Sicher«, antwortete sie mit einem kleinen, traurigen Lächeln. Sie berührte ihn kurz an der Schulter. »Viel Glück für Ihre Besprechung.«

»Danke«, sagte Hood.

Als Ann gegangen war, fühlte sich Hood schrecklich. Er hatte nicht das getan, was er wollte. Er hatte mit Ann essen gehen wollen. Und jetzt hatte er ihre Gefühle verletzt.

Abrupt blieb er stehen. Er wollte ihr nachgehen, ihr sagen, dass er mit ihr essen gehen würde. Aber wenn er diese Tür erst einmal aufgestoßen hatte, gab es kein Zurück mehr. Er ging weiter.

In seinem Büro telefonierte er kurz mit Rodgers und Herbert. Rodgers sagte, er sei sofort da. Herbert saß gerade am Computer und wollte in ein paar Minuten nachkommen.

Rodgers war so lebhaft und professionell wie immer. Der General hatte das Op-Center schon immer leiten wollen. Wenn er Hood gegenüber einen Groll hegte, weil man ihm das Op-Center auf einem silbernen Tablett serviert und dann ganz plötzlich unter der Nase weggerissen hatte, zeigte er es nicht. Rodgers war ein guter Mann und ein Teamspieler.

General Rodgers hatte den größten Teil des Tages damit verbracht, die Aktivitäten des Op-Centers zu beaufsichtigen, während sich Paul Hood um die Sache mit dem Präsidenten und der UNO-Initiative gekümmert hatte. Während Hood seinen Stellvertreter über Herberts Gespräch

mit Fenwick informierte, rollte Herbert herein. Dem Leiter der Aufklärungsabteilung standen Schweißtropfen auf der Stirn. Er hatte sich offenbar beeilt, in Hoods Büro zu kommen.

»Wie ist Ihre Beziehung zu Sergej Orlow im russischen Op-Center?«, fragte Herbert außer Atem.

Die Frage überraschte Hood. »Ich habe seit sechs Monaten nicht mehr mit ihm gesprochen. Warum?«

»Ich habe gerade eine E-Mail bekommen, die von der amerikanischen Botschaft in Baku weitergeleitet wurde«, erwiderte Herbert. »Einer der CIA-Agenten dort, Tom Moore, ist fest davon überzeugt, dass der Harpooner in Baku gewesen ist. Moore weiß nicht, warum der Mistkerl dort war ...«

»Es könnte etwas mit dem zu tun haben, was Sie mir gerade erzählt haben«, sagte Rodgers zu Hood. »Bobs Gespräch mit Fenwick ...«

»Dass der Iran Terroranschläge aus Aserbaidschan befürchtet?«, entgegnete Hood.

Rodgers nickte.

»Das wäre möglich«, stimmte Herbert zu. »Paul, wenn es wirklich der Harpooner gewesen ist, will Moore verhindern, dass er aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion herauskommt. Er hofft, dass das russische Op-Center ihm dabei helfen kann.«

»Aber wie?«, wollte Hood wissen. »Orlow und ich haben unsere Dateien schon vor Jahren miteinander verglichen. Es gab absolut nichts über den Harpooner.«

»Orlows Organisation war damals noch ganz neu«, wandte Herbert ein. »Vielleicht haben er oder seine Leute in der Zwischenzeit in den alten KGB-Akten etwas über den Harpooner gefunden. Etwas, wovon sie uns nichts erzählt haben.«

»Schon möglich«, stimmte Hood zu. Das Op-Center hatte zu wenig Leute, und bei seinem russischen Äquivalent war die Situation sogar noch schlimmer. Es war schwierig, einen kontinuierlichen Informationsfluss aufrechtzuerhalten.

»Abgesehen von Informationen über den Harpooner«, fuhr Herbert fort, »hofft Moore darauf, dass Orlows Leute die nördlichen und nordwestlichen Teile von Russland im Auge behalten können. Er war der Meinung, dass der Harpooner vielleicht versuchen wird, die Region über Skandinavien zu verlassen.«

Hood sah auf die Uhr. »Es ist ungefähr drei Uhr morgens in Russland.«

»Können Sie ihn zu Hause erreichen?«, fragte Herbert. »Es ist wichtig.«

Der Leiter der Aufklärungsabteilung hatte Recht. Ganz abgesehen von dem berechtigten Interesse Herberts, den Terroristen gefasst, verurteilt und hingerichtet zu sehen, war der Harpooner einer jener Männer, die es verdient hatten, aus dem Verkehr gezogen zu werden. »Ich werde anrufen«, sagte Hood schließlich.

»Bevor Sie das tun - was ist mit Präsident Lawrence?«, fragte Rodgers. »Wie ist es im Weißen Haus gelaufen?«

»Darüber werde ich Sie nach meinem Gespräch mit Orlow informieren«, erwiderte Hood, während er auf seinem Schreibtisch nach der Liste mit abhörsicheren Telefonnummern suchte. »Wie es aussieht, sind wir in einer aussichtslosen Situation. Entweder leidet der Präsident unter einer Art geistiger Erschöpfung, oder wir haben es mit einer Gruppe hochrangiger Berater aus dem engsten Kreis um den Präsidenten zu tun, die eine verdeckte Operation ins Rollen gebracht haben ...«

»Oder beides«, sagte Herbert.

»Oder beides«, stimmte Hood zu. »Ich werde später mit Liz Gordon sprechen. Vielleicht finde ich dann heraus, was mit dem Präsidenten los sein könnte.«

Bevor Hood die Telefonnummer von Orlows Privatanschluss wählte, rief er das Sprachenzentrum des Op-Centers an und verlangte Orly Turner. Orly war eine der vier Übersetzerinnen des Op-Centers und für Osteuropa und Russland zuständig. Hood stellte eine Konferenzschaltung her, sodass sie mithören konnte. Obwohl Orlow recht gut Englisch sprach, wollte Hood sichergehen, dass es keine

Missverständnisse gab und eine umständliche Erklärung von Fachausdrücken oder Abkürzungen nicht zu einer Verzögerung des Gesprächs führte.

»Wollen Sie wissen, was mir mein Instinkt sagt?«, fragte Herbert.

»Was?« Hood wählte Orlows Nummer.

»Dass alles irgendwie zusammenhängt«, erwiderte Herbert. »Dass der Präsident nicht informiert wird, dass Fenwick Geheimverhandlungen mit dem Iran führt, dass der Harpooner in Baku auftaucht. Es hängt alles zusammen - wir wissen nur noch nicht, wie.«

Hood widersprach nicht. Sein Instinkt sagte ihm, dass sie vielleicht sogar noch einen Schritt weitergehen mussten.

Dass hinter der ganzen Sache vielleicht noch mehr steckte, als sie sich vorstellen konnten.

21

Baku/Aserbaidshan - Dienstag, 3 Uhr 58

Als Tom Moore zu Boden ging, rannte Pat Thomas zum Eingang des Krankenhauses. Er war schon an der Tür, als er sah, dass Blut aus Moores Kopf strömte. Er blieb stehen und wollte in Deckung gehen, aber in diesem Moment schlug eine Kugel in die Glasfüllung der Tür ein. Die Kugel blieb in seinem linken Oberschenkel stecken und schleuderte ihn nach hinten. Er kam in eine sitzende Position hoch und versuchte, aus der Schusslinie zu kriechen. Eine zweite Kugel zersplitterte eine grüne Fliese nur wenige Zentimeter von seinem Fuß entfernt. Thomas rutschte rückwärts über den Boden und stieß sich dabei mit den Handflächen und seiner rechten Ferse auf den Fliesen ab. Die Wunde brannte wie Feuer, und jede Bewegung war eine Qual. Er ließ eine breite Blutspur hinter sich zurück.

Es dauerte einen Moment, bis den Angestellten des Krankenhauses klar wurde, was geschehen war. Eine junge Krankenschwester stürzte zu dem CIA-Agenten hin und zerrte ihn nach hinten. Als einige Pfleger hinzukamen, schleiften sie ihn gemeinsam hinter den Schreibtisch der Aufnahme. Eine andere Krankenschwester griff nach dem Telefon und rief die Polizei.

Ein kahlköpfiger Arzt kniete sich neben Thomas auf den Boden. Er trug cremefarbene Gummihandschuhe und brüllte den Krankenhausangestellten, die vor dem Schreibtisch in Deckung gegangen waren, auf aserbaid-schanisch etwas zu. Gleichzeitig zog er ein Taschenmesser aus seinem weißen Kittel und fing an, den Stoff um die Wunde herum auszuschneiden.

Thomas zuckte zusammen, als der khakifarbene Stoff weggezogen wurde. Er sah zu, wie der Arzt die Wunde freilegte. »Werde ich es überleben?«, fragte Thomas.

Der Arzt antwortete nicht, sondern richtete sich auf. Aber anstatt aufzustehen, setzte er sich auf die Beine des Amerikaners, genau auf die Wunde. Thomas durchzuckte ein brennender Schmerz. Er wollte schreien, konnte es aber nicht. Unmittelbar darauf griff der Arzt dem Amerikaner mit einer Hand um den Hinterkopf und hielt ihn fest. Dann stieß er ihm das Messer in die Kehle. Das Metall drang knapp unterhalb von Thomas' Kinn ein und klemmte seinen Mund zusammen. Die Klinge wurde nach oben gestoßen, bis Thomas ihre Spitze unter seiner Zunge spürte.

Thomas rang nach Luft, als Blut in seinen geschlossenen Mund strömte. Er hob die Hände und versuchte, den Kahlköpfigen zurückzustoßen. Aber er war zu schwach. Der Kahlköpfige zog den Griff des Taschenmessers nach oben, dann riss er die Klinge nach unten, bis sie Thomas' Kehlkopf erreicht hatte. Mit zwei schnellen Bewegungen - einmal nach links, einmal nach rechts - schlitze er dem Amerikaner die Kehle von einem Ohr zum anderen auf. Dann zog er das Messer aus der klaffenden Wunde, stand auf und ließ Thomas auf den Boden sinken. Er steckte das

Messer ein und ging davon, ohne noch einen Blick auf sein Opfer zu werfen.

Hilflos lag der Amerikaner da. Er spürte, wie ihm das warme Blut an beiden Seiten des Halses hinunterlief und das Gewebe um die Wunde herum kalt wurde. Er versuchte zu schreien, aber seine Stimme war ein gurgelndes Flüstern. Dann wurde ihm klar, dass sich seine Brust zwar bewegte, aber keine Luft in die Lungen gelangte. In seinem Mund schmeckte er Blut.

Thomas war verwirrt. Vor seinen Augen flimmerten schwarze Punkte. Er dachte daran, wie er nach Baku geflogen war, wie er Moore getroffen hatte - wie es Moore wohl ging? Und dann dachte er an seine Kinder. Einen Moment lang war er wieder zu Hause und spielte mit seinen Kindern Ball auf dem Rasen vor dem Haus.

Dann waren sie plötzlich verschwunden.

22

St. Petersburg/Russland - Dienstag, 4 Uhr 01

General Sergej Orlow stand im Schnee der kleinen Stadt Naryan-Mar am Nordpolarmeer, als ihn ein piepsender Vogel zusammenzucken ließ. Als er sich umdrehte, um nach dem kleinen Störenfried zu suchen, startete er auf die Leuchtanzeige seines Weckers.

Er war wieder im Schlafzimmer seiner kleinen Wohnung in St. Petersburg.

»Verdammt«, sagte er, als das Telefon noch einmal klingelte. Der ehemalige Kosmonaut träumte nicht oft von der Stadt, in der er aufgewachsen war. Er hasste es, wenn er aus einem Traum gerissen wurde, in dem er in seiner Heimatstadt und bei seinen geliebten Eltern war.

»Sergej?«, murmelte seine Frau Mascha neben ihm verschlafen.

»Ich gehe ran.« Orlow nahm den Hörer des schnurlo-

sen Telefons und hielt ihn sich an die Brust, um das Klingeln zu dämpfen. »Schlaf weiter.«

»Mhm«, machte sie.

Orlow hörte, wie die Bettdecke raschelte, als sich seine Frau auf die Seite drehte. Er seufzte und stand auf, dann nahm er seinen Bademantel von dem Haken an der Tür und zog ihn an, während er ins Wohnzimmer ging. Selbst wenn sich jemand nur verwählt hatte, würde er so schnell nicht wieder einschlafen können.

Er drückte eine Taste. »Hallo?«, fragte er leicht verärgert.

»General Orlow?«, sagte eine männliche Stimme am anderen Ende.

»Ja?«, erwiderte Orlow, während er sich mit der freien Hand den Schlaf aus den Augen rieb. »Wer ist da?«

»General, hier spricht Paul Hood.«

Orlow war mit einem Schlag hellwach. »Paul!«, rief er. »Paul Hood! Wie geht es Ihnen, mein Freund? Ich habe gehört, das Sie zurückgetreten sind. Und ich habe gehört, was in New York passiert ist. Ist alles in Ordnung mit Ihnen?«

Orlow ging zu einem Sessel, während die Mitarbeiterin des Op-Centers übersetzte. Er sprach zwar recht gut Englisch, da er nach dem Ende seiner Fliegerkarriere mehrere Jahre als Goodwill-Botschafter für das russische Raumfahrtprogramm gearbeitet hatte, aber er ließ die Frau übersetzen, um sicherzugehen, dass er nichts falsch verstand.

Orlow setzte sich. Er war knapp einsechzig groß, hatte schmale Schultern und einen kompakten Körperbau, was ihn damals zum idealen Kosmonauten gemacht hatte. Dennoch besaß er eine ungeheure Ausstrahlung. Seine dunkelbraunen Augen, die hohen Wangenknochen und der dunkle Teint waren ebenso wie sein waghalsiger Mut Teil seines asiatischen Erbes - seine Vorfahren waren Mandschuren gewesen. Er hinkte stark, da er sich bei einem seiner Raumflüge, der dann auch sein Letzter gewesen war, das linke Bein mehrfach und die Hüfte gebrochen hatte, nachdem sein Fallschirm nicht aufgegangen war.

»Mir geht es gut«, erwiderte Hood. »Ich habe meinen Rücktritt auf Wunsch des Präsidenten zurückgezogen.«

Während Turner übersetzte, schaltete Orlow die Lampe neben dem Sessel ein. Er griff nach einem Kugelschreiber und einem Notizblock, die auf dem kleinen Tisch daneben lagen. »Gut, gut!«, erwiderte er dann.

»General«, fuhr Hood fort. »Es tut mir sehr Leid, dass ich Sie zu Hause und dann auch noch so früh angerufen habe.«

»Das macht doch nichts, Paul«, antwortete Orlow. »Was kann ich für Sie tun?«

»Der Terrorist, der sich >Harpooner< nennt«, sagte Hood. »Wir haben früher schon einmal über ihn gesprochen.«

»Ja, ich kann mich daran erinnern«, erwiderte Orlow. »Wir haben in Verbindung mit den Terroranschlägen in Moskau vor ein paar Jahren nach ihm gesucht.«

»General, wir glauben, dass er sich gerade in Aserbaid-schan aufhält.«

Orlows Gesicht wurde hart. »Das würde mich nicht überraschen«, sagte er. »Wir dachten vor zwei Tagen, wir hätten ihn in Moskau aufgespürt. Ein Wachposten in der Nähe des Lenin-Mausoleums hat ihn fast zweifelsfrei identifiziert. Er hat bei der Polizei Unterstützung angefordert, aber als die Beamten anrückten, war die Zielperson schon verschwunden.«

»Soll das heißen, dass die Polizei ihn verloren hat, oder hat die Zielperson gewusst, dass sie beobachtet wurde, und ist dann entkommen?«, wollte Hood wissen.

»Russische Polizisten sind in der Regel sehr gut, wenn sie jemanden überwachen«, erwiderte Orlow. »Die Zielperson ging um eine Ecke und war plötzlich verschwunden. Vielleicht hat er sich umgezogen - ich weiß es nicht. Zuletzt wurde er in der Nähe der U-Bahn-Station Kiewskaja gesehen. Wahrscheinlich ist er dort hineingegangen.«

»Es ist sogar mehr als wahrscheinlich«, sagte Hood. »Dort hat ihn nämlich ein Angehöriger der amerikanischen Botschaft gesehen.«

»Das müssen Sie mir erklären.«

»Wir hatten gehört, dass der Harpooner sich in Moskau aufhält. Der Botschaftsangehörige ist dem Mann, den er für den Harpooner hielt, bis in die U-Bahn gefolgt. Sie sind bis zu einer Station gefahren, in der man in eine andere Linie umsteigen kann. Dort ist der Harpooner ausgestiegen. Er hat die Linie gewechselt, ist dann in der Station Paweletszkaja ausgestiegen und war plötzlich von der Bildfläche verschwunden.«

»Sind Sie sicher, dass es Paweletszkaja war?«, fragte Orlow interessiert.

»Ja«, antwortete Hood. »Ist das wichtig?«

»Vielleicht«, sagte Orlow.

»General Orlow, auf welche Weise der Harpooner Moskau auch verlassen hat, es ist möglich, dass er als Nächstes vielleicht wieder dort oder in St. Petersburg auftaucht. Glauben Sie, dass Sie uns helfen können, ihn zu finden?«

»Ich würde diesen Bastard nur zu gern fassen«, entgegnete Orlow. »Ich werde mich mit Moskau in Verbindung setzen und herausfinden, was dort über ihn vorliegt. In der Zwischenzeit könnten Sie alle Informationen, die Sie über den Harpooner haben, an mein Büro schicken. Ich bin in spätestens einer Stunde dort.«

»Danke, General«, sagte Hood. »Ich möchte mich noch einmal dafür entschuldigen, dass ich Sie geweckt habe. Aber ich wollte keine Zeit verlieren.«

»Sie haben genau das Richtige getan«, versicherte Orlow. »Es war schön, mit Ihnen zu sprechen. Ich werde mich im Laufe des Tages bei Ihnen melden.«

Orlow stand auf und ging ins Schlafzimmer zurück. Er steckte das Telefon in die Ladeschale und gab der schlafenden Mascha einen Kuss auf die Stirn. Dann trat er an den Kleiderschrank, holte seine Uniform heraus und trug sie ins Wohnzimmer. Er kehrte ins Schlafzimmer zurück und holte den Rest seiner Kleidung. Als er angezogen war, schrieb er eine kurze Nachricht für seine Frau. Nach fast dreißig Jahren Ehe hatte sich Mascha daran gewöhnt, dass er manchmal mitten in der Nacht kam oder ging. Während

seiner Zeit als Kampfpilot war Orlow zu den unmöglichsten Zeiten in den Einsatz gerufen worden. Und als Kosmonaut war es für ihn nichts Ungewöhnliches gewesen, vor Anbruch der Morgendämmerung aus dem Haus zu gehen. Vor seiner ersten Erdumkreisung hatte er ihr einen Zettel geschrieben: »Meine Liebste - ich bin für ein paar Tage nicht auf der Erde. Kannst du mich am Sonntagmorgen im Raumflugzentrum abholen? Dein dich liebender Ehemann Sergej. P.S. Ich werde versuchen, dir eine Sternschnuppe mitzubringen.«

Mascha war pünktlich da gewesen.

Orlow verließ die Wohnung und ging die Treppe zur Tiefgarage hinunter. Nach drei Jahren hatte ihm die Regierung endlich ein Dienstauto gegeben, weil die Busse unzuverlässig waren. Und da Russland mit allem Möglichen zu kämpfen hatte, von ungebärdigen Republiken bis hin zu wachsender Kriminalität in den größeren Städten, war es für Orlow unbedingt erforderlich, dass er zu jeder Tages- und Nachtzeit auf schnellstem Weg in die Zentrale des Op-Centers gelangen konnte.

Und jetzt war es mehr denn je erforderlich. Denn General Orlow hatte Hood etwas verschwiegen. Etwas, das er ihm nicht sagen durfte, weil er dadurch die militärische Sicherheit Russlands gefährdet hätte.

Die U-Bahn-Station Paweletszkaja lag direkt neben der Moskwa. Und dort befand sich eines der am besten gehüteten Geheimnisse Russlands, von dem nur einige hochrangige Regierungsvertreter wussten. Wenn der Harpooner dieses Geheimnis kannte, würde das nicht nur erklären, warum er als Terrorist so effektiv war.

Es würde auch erklären, warum es bis jetzt niemandem gelungen war, ihn zu finden.

Washington, D.C - Montag, 19 Uhr 51

Nach Hoods Gespräch mit Orlow kam Liz Gordon in sein Büro. Die Psychologin des Op-Centers war klein und stämmig, hatte funkelnde Augen und kurz geschnittenes braunes Haar, das sich zu unzähligen Löckchen ringelte. Sie kaute auf einem Nikotinkaugummi herum und hatte die unvermeidliche Tasse Kaffee bei sich. Mike Rodgers blieb, um bei ihrer Unterhaltung dabei zu sein.

Hood berichtete Gordon, wie sich der Präsident während ihres Gesprächs verhalten hatte, und gab ihr außerdem einen kurzen Überblick über die von ihm vermutete Operation, die eine Erklärung für die angeblichen Wahnvorstellungen des Präsidenten sein konnte.

Als Hood fertig war, schenkte sich Gordon aus einer Kanne, die in einer Ecke des Büros stand, noch etwas Kaffee nach. Obwohl Hood nicht viel von Psychologie gehalten hatte, als er zum Op-Center gekommen war, hatten ihn Gordons Profile sehr beeindruckt. Auch ihre gründliche Arbeitsweise hatte dazu beigetragen, dass er seine Meinung geändert hatte, denn Gordon ging bei ihren psychologischen Analysen mit der Methodik einer Mathematikerin vor. Zusammen mit ihrer mitfühlenden Art machte sie das zu einem immer unentbehrlicher werdenden und angesehenen Mitglied des Teams. Hood hatte keine Bedenken, ihr das Wohl seiner Tochter anzuvertrauen.

»Das Verhalten des Präsidenten scheint nicht allzu auffällig zu sein«, sagte Gordon, »daher können wir einige schwere Demenzen, die einen vollständigen oder nahezu vollständigen Verlust seiner intellektuellen Fähigkeiten bedeuten würden, von vornherein ausschließen. Damit blieben noch einige gefährliche, aber schwer definierbare psychische Störungen übrig, von denen es im Grunde genommen sechs verschiedene Arten gibt. Erstens organische, die durch eine Krankheit wie etwa Epilepsie oder Gewebeveränderungen im Gehirn ausgelöst werden.

Zweitens solche, die durch Pharmazeutika oder Drogen verursacht werden. Drittens somatische, die mit einer Art Hypersensibilität des Körpers zusammenhängen und beispielsweise bei Magersüchtigen oder Hypochondern auftreten. Was Sie mir beschrieben haben, fällt wohl nicht in eine der Kategorien, die ich Ihnen gerade genannt habe. Außerdem wären die Symptome den Ärzten des Präsidenten bei den regelmäßigen medizinischen Untersuchungen mit Sicherheit aufgefallen. Eine psychische Störung, die auf Größenwahn - Megalomanie - hindeuten würde, können wir ebenfalls ausschließen, denn so etwas würde sich auch in der Öffentlichkeit bemerkbar machen. Und dafür haben wir bis jetzt keinerlei Anzeichen. Übrig blieben nur Wahrnehmungsstörungen und Verfolgungswahn. Wahrnehmungsstörungen sind im Grunde genommen eine leichte Form von Verfolgungswahn, bei denen ganz beiläufig gemachten Bemerkungen eine entscheidende Bedeutung beigemessen wird. Hier scheint das aber nicht zuzutreffen. Doch Verfolgungswahn kann ich nicht so einfach ausschließen.«

»Warum nicht?«, fragte Hood.

»Weil jemand, der unter Verfolgungswahn leidet, erhebliche Anstrengungen unternimmt, um dies zu verheimlichen«, antwortete sie. »Er glaubt, dass andere versuchen, ihn irgendwie aufzuhalten oder zu verletzen. Häufig bildet er sich auch ein, man hätte sich gegen ihn verschworen. Wenn der Präsident befürchtet, dass es jemand auf ihn abgesehen hat, würde er das niemandem sagen.«

»Aber der Stress, unter dem er steht, könnte sich doch ähnlich äußern«, wandte Rodgers ein.

»Richtig«, erwiderte Gordon. »Weinen, Verschlussenheit, Zerstreutheit, Wutausbrüche - Symptome, die Paul uns beschrieben hat.«

»Ich hatte den Eindruck, als wollte er mir wirklich vertrauen«, sagte Hood.

»Auch das ist charakteristisch für diese Störung«, erwiderte Gordon. »Verfolgungswahn ist eine Form von Para-

noia. Aber es heißt auch: Manchmal haben sogar Paranoiker Feinde.<«

»Sollten wir etwas unternehmen?«, wollte Hood wissen. »Trotz der Einwände der First Lady müssen wir etwas tun, wenn der Präsident sein Amt unter diesen Umständen nicht mehr ausüben kann.«

»Alles, was Sie mir erzählt haben, deutet auf ein fortgeschrittenes Frühstadium hin«, sagte Gordon. »Es ist unwahrscheinlich, dass die Folgen dauerhaft sind.«

Hoods Telefon klingelte.

»Wenn es tatsächlich eine Verschwörung gibt und wir sie rechtzeitig aufdecken«, fuhr Gordon fort, »gibt es keinen Grund, warum der Präsident nach einer kurzen Erholungspause nicht im Amt bleiben sollte. Was auch immer hier vor sich geht, es wird wahrscheinlich keine psychischen Folgen für den Präsidenten haben, weder lang- noch kurzfristig.«

Hood nickte zustimmend, während er das Gespräch entgegennahm. »Ja?«

»Paul, hier ist Bob«, sagte Herbert.

»Was ist los?«

»Die Situation in Baku hat sich zugespitzt«, erwiderte Herbert. »Ich habe gerade einen Anruf von dem CIA-Agenten bekommen, der Tom Moores Hilfesuch aus Baku an mich weitergeleitet hat. Moore und der CIA-Agent aus Moskau, Pat Thomas, sind vor ein paar Minuten eliminiert worden. Sie brachten gerade David Battat ins Krankenhaus, das ist der Mann, den der Harpooner während der Überwachung überfallen hat. Moore wurde vor dem Krankenhaus von einem Heckenschützen erschossen, und Thomas hat man in der Eingangshalle die Kehle durchgeschnitten.«

»Wer war es?«, fragte Hood.

»Das wissen wir nicht.«

»Hat ihn denn niemand gesehen?«, wollte Hood wissen.

»Offenbar nicht«, erwiderte Herbert. »Und wenn, hat man ihn danach nicht mehr gesehen.«

»Wo ist Battat?«

»Immer noch im Krankenhaus, und deshalb hat mich der CIA-Agent auch angerufen«, sagte Herbert. »Die Botschaft hat Polizeischutz angefordert, aber wir wissen nicht, ob die Polizei von Baku in die Sache verwickelt ist oder nicht. Die CIA hat keine Leute mehr, und sie befürchten, dass Battat der Nächste ist, und zwar schon sehr bald. Wir haben niemanden in Baku, aber ich dachte ...«

»Orlow«, unterbrach ihn Hood. »Ich werde ihn sofort anrufen.«

24

Khachmas/Aserbaidshan - Dienstag, 4 Uhr 44

Maurice Charles wiederholte sich ungen.

Wenn er irgendwo in einem Auto ankam, nahm er gern den Bus, um wieder abzureisen. Wenn er mit einem Flugzeug nach Westen flog, fuhr er gern mit einem Zug nach Osten. Wenn er morgens einen Hut trug, nahm er ihn nachmittags ab. Wenn er ein Auto mit einer Rohrbombe in die Luft jagte, ließ er den nächsten Wagen mit C-4-Sprengstoff explodieren. Wenn er eine Überwachung an der Küste durchgeführt hatte, zog er sich für eine Weile ins Landesinnere zurück. Wiederholungen waren für Unternehmer das Verhängnis, egal, in welcher Branche sie arbeiteten. Wenn man ihnen ein Muster gab, konnten auch weniger intelligente Menschen den nächsten Schritt vorausberechnen. Die einzige Ausnahme waren dicht bevölkerte Städte, wo er leicht zu erkennen war. Wenn er dort eine relativ sichere Route fand, benutzte er sie auch mehr als einmal. Das Risiko, gesehen und identifiziert zu werden, war größer als das Risiko, eine abgelegene Straße oder einen versteckten Tunnel zweimal zu benutzen.

Da Charles die Ölbohrinsel im Kaspischen Meer mit dem Flugzeug ausgekundschaftet hatte, wollte er jetzt

mit einem Boot dorthin zurückkehren. Die amerikanischen und möglicherweise auch die russischen Satelliten würden inzwischen nach einem Flugzeug suchen. Er und sein Team würden die Motorjacht nehmen, die einen anderen Namen am Schiffsrumpf tragen würde als gestern. Einer der Männer aus seinem Team hatte bereits die notwendigen Vorkehrungen in Baku getroffen. Die Jacht wartete in Khachmas auf sie, einer Küstenstadt, die etwa achtzig Kilometer nördlich von Baku lag. Sie hatten in Baku eine Crew angeheuert, die mit einem von Charles' iranischen Matrosen die Küste hinaufgefahren war. Khachmas lag näher an ihrem Zielobjekt, und es war unwahrscheinlich, dass sie oder das Boot von jemandem erkannt wurden.

Nach ein paar Stunden Schlaf - die dem Harpooner völlig genügten - stiegen Charles und seine Männer in einen Minibus, der hinter der Hütte geparkt war. Die Ausrüstung war bereits verladen worden. Die Gruppe fuhr von Gobustan aus zurück nach Baku. Sie nahmen Straßen, die um diese Zeit völlig verlassen waren. Obwohl er nicht fahren musste, schlief Charles nicht. Er saß auf dem Rücksitz, die 45er auf dem Schoß. Wenn jemand den Minibus aus irgendeinem Grund anhielt, wollte er wach sein.

Der Minibus kam kurz vor 4 Uhr 30 in dem verschlafenen Khachmas an, nachdem sie die 110 Kilometer ohne Pause durchgefahren waren. Niemand war auch nur in ihre Nähe gekommen.

Die *Rachel* hieß jetzt *St. Elmo* und wartete auf ihrem Liegeplatz in einem schäbigen Jachthafen auf sie. Der Liegeplatz war ganz in der Nähe der Küste. Die gemietete Crew war bereits weggeschickt worden und auf ihrem eigenen Schiff, einem Fischerboot, das die Motorjacht nach Norden begleitet hatte, nach Baku zurückgefahren.

Charles, der das Nachtsichtgerät übergestreift hatte, stand Wache, während die Ausrüstung vom Minibus auf die *St. Elmo* geschafft wurde. Als alle Geräte an Bord waren, fuhr einer der Männer mit dem Minibus weg. Das Fahrzeug würde im Ort umlackiert und dann in eine an-

dere Stadt gebracht werden. Schließlich wurde der Anker gelichtet.

Die Fahrt zu ihrem Ziel würde fünfzig Minuten dauern. Bei ihrer Ankunft würde gerade die Sonne aufgehen, was sehr wichtig war. Charles benutzte nur ungern künstliches Licht, wenn er auf dem Meer arbeitete. Es war in der Dunkelheit leicht zu erkennen und spiegelte sich auf dem Wasser. Aber er arbeitete auch nicht gern am helllichten Tag, wenn die Taucheranzüge im Sonnenlicht glänzten. Die frühe Morgendämmerung war am besten. Sie hätten gerade genug Zeit, um ihren Auftrag zu erledigen und ungesehen wieder zu verschwinden.

Und dann würde er Aserbaidshan verlassen und einen oder zwei Monate lang nichts anderes tun, als das Leben zu genießen. Sich an den internationalen Problemen weiden, die er ausgelöst hatte. Sich wie immer die Tatsache ins Gedächtnis rufen, dass kein Staatsmann, keine Armee, kein Wirtschaftssektor mehr Einfluss auf internationale Ereignisse hatte als er.

25

St. Petersburg/Russland - Dienstag, 4 Uhr 47

Nach dem Zerfall der Sowjetunion hatten viele Funktionäre Angst vor dem Ministerstwo Bezopasnosti Ruskij, kurz MBR, dem Sicherheitsministerium Russlands. Sie hatten sogar noch mehr Angst als zu der Zeit, als die Geheimdienstbehörde noch KGB hieß und routinemäßig ihre Telefongespräche abgehört und ihre Briefe geöffnet wurden. Die Funktionäre befürchteten, dass die Leiter des ehemaligen sowjetischen Geheimdienstes entweder oppositionelle Kommunisten unterstützten, die wieder an die Macht wollten, oder versuchten, selbst an die Macht zu kommen. Daher hatte das neue Regime im Kreml einen unabhängigen Geheimdienst außerhalb von Moskau gegründet, der

nicht dem MBR unterstand. Die Zentrale dieses Geheimdienstes siedelte sie in St. Petersburg an. Und getreu der Maxime, das man etwas am besten dort versteckt, wo es alle sehen können, brachte sie das Op-Center in einem der am häufigsten besuchten Gebäude ganz Russlands unter - in der Eremitage.

Die Eremitage war von Katharina der Großen als Lustschloss in Auftrag gegeben worden. Das gewaltige, in neoklassischem Stil erbaute Gebäude in strahlendem Weiß hieß früher Winterpalast. Dort genoss Katharina ihre Juwelen und die Gemälde, Zeichnungen und Skulpturen alter Meister, die sie von 1762 bis 1772 erworben hatte - durchschnittlich ein Kunstwerk pro Tag. Als Katharina der adligen Bevölkerung zum ersten Mal die Tore ihres Schlosses öffnete, verlangte sie lediglich, dass die Besucher sich an der Kunst erfreuen sollten. »Allerdings«, so fügte sie hinzu, »dürfen sie auf keinen Fall etwas beschädigen, zerbrechen oder anknabbern.« Die Eremitage wurde bis 1917 als Museum für die Sammlung der Zarin genutzt und nach der russischen Revolution für alle Volksschichten geöffnet. Die Bestände wurden erweitert und umfassen inzwischen auch Kunstwerke anderer Schulen und moderne Kunst. Zurzeit beherbergt die Eremitage über achttausend Gemälde, vierzigtausend Stiche und Radierungen sowie 500 000 Abbildungen. Nur der Louvre in Paris besitzt heute mehr Exponate.

Das russische Op-Center lag direkt unter einem voll funktionsfähigen Fernsehstudio. Obwohl das Studio lediglich als Tarnung für das Op-Center eingerichtet worden war, strahlten die Satellitenschüsseln die Fernsehproduktionen der Eremitage in die ganze Welt aus. Die meiste Zeit über wurde die Hightech-Anlage jedoch vom Op-Center genutzt, das damit auf Satelliten für inländische und internationale Kommunikation zugriff. Das Kommen und Gehen von Museumsangestellten und Touristen trug dazu bei, dass die Mitarbeiter des Op-Centers in der Masse untergingen. Außerdem war der Kreml der Meinung, dass die Eremitage im Fall eines Krieges oder einer Revolution

nicht bombardiert werden würde. Selbst wenn ein Feind für Kunst nichts übrig hatte, ließen sich die Gemälde und Skulpturen immer noch verkaufen und waren damit so gut wie bares Geld.

Es war noch dunkel, als der 53-jährige Orlow das Museum erreichte. Da die Eremitage noch geschlossen war, betrat er das Gebäude durch eine unauffällige Studiotür auf der Nordostseite des Museums. Dabei sah er nach Norden auf die dunkle Newa. Am anderen Ufer des Flusses lagen die Akademie der Wissenschaften und das Museum für Anthropologie und in der Nähe die Frunze-Marineakademie. Neben den Kadetten waren dort auch die zwölf Soldaten untergebracht, die der Sondereinsatzgruppe Molot-Hammer des Op-Centers angehörten.

Hinter einem Schreibtisch im Fernsehstudio saß ein Wachposten, dem Orlow im Vorbeigehen zunickte. Der ältere Mann stand auf und salutierte. Der General erreichte eine Tür, die er über ein Tastenfeld öffnete. Er trat ein, durchquerte den im Dunkeln liegenden Empfangsbereich und ging dann über ein paar Treppenstufen bis zu einer Tür, wo er über ein Tastenfeld den vierstelligen Tagescode eingab. Die Tür klappte auf. Der Code für den nächsten Tag wurde Orlow immer am Ende eines Arbeitstages vom Sicherheitschef des Op-Centers mitgeteilt. Als Orlow die Tür hinter sich schloss, wurde automatisch die Deckenbeleuchtung eingeschaltet. Vor ihm lag eine zweite Treppe, die ihn weiter in die Tiefe führte. Er stieg hinunter, gab noch einmal den Code ein und betrat das Op-Center.

Die einzelnen Räume des Op-Centers waren über einen endlos langen Korridor zu erreichen, von dem rechts und links die Büros der Mitarbeiter abzweigten. Orlows Büro lag am Ende des Korridors, fast schon am Ufer der Newa. Manchmal konnte er sogar die Schiffe auf dem Fluss hören.

Normalerweise kam Orlow nicht vor neun Uhr ins Büro, sodass die wenigen Mitarbeiter, die über Nacht Dienst hatten, erstaunt den Blick hoben, als der General eintrat. Er begrüßte sie, ohne stehen zu bleiben. Als er in

seinem kleinen, holzgetäfelten Büro war, schloss er die Tür hinter sich und ging zu seinem Schreibtisch, der genau gegenüber der Tür stand. An den Wänden hingen gerahmte Fotos, die Orlow aus dem All aufgenommen hatte. Obwohl er stolz war auf das, was er erreicht hatte, blickte er ungern zurück. Er sah nur, dass er seine Ziele nicht erreicht hatte. Er hatte davon geträumt, auf dem Mond spazieren zu gehen und Kommandant einer bemannten Mission zum Mars zu sein. Er hatte davon geträumt, das Kosmonautenkorps wachsen zu sehen. Wenn er seinen bekannten Namen besser und offensiver genutzt hätte, wenn er sich gegen den Krieg in Afghanistan ausgesprochen hätte, wäre dieser Traum vielleicht wahr geworden. Die Kämpfe hatten den Ressourcen und dem Stolz des Landes geschadet und den Zerfall der Sowjetunion beschleunigt.

Keines der Fotos an den Wänden zeigte den General, weil er lieber in die Zukunft blickte. In der Zukunft gab es kein Bedauern - nur Hoffnung.

Als Orlow sein Voice-Mail-System abhörte, fand er eine Nachricht von Paul Hood, der er allerdings nur entnehmen konnte, dass es dringend war. Er setzte sich und schaltete seinen Computer ein. Während er die Liste mit den abhörsicheren Telefonnummern aufrief und über den Computer Hoods Nummer wählte, musste er daran denken, wie ihm das amerikanische Op-Center dabei geholfen hatte, ein Komplott rechtsgerichteter russischer Funktionäre zum Sturz der Regierung aufzudecken. Bei dem Gegenangriff war einer von Hoods Topleuten, Lieutenant Colonel Charles Squires, ums Leben gekommen. Seit damals hatten die beiden Op-Center zwar gelegentlich Informationen ausgetauscht, aber sie waren keine gleichberechtigten Partner geworden, was Hood und Orlow eigentlich vorgehabt hatten. Wie bei anderen progressiven Träumen Orlows waren die Bürokraten noch nicht so weit gewesen. Das Misstrauen zwischen den beiden Ländern war immer noch zu groß.

Das Freizeichen erklang einmal.

Hood antwortete sofort. »Hallo?«

»Paul, hier ist Sergej«, antwortete Orlow.

Die Dolmetscherin des Op-Centers war noch in ihrem Büro. Es dauerte nur ein paar Sekunden, bis sie zugeschaltet war.

»General, Sie müssen mir jetzt vertrauen«, sagte Hood. Sein dringlicher Ton schloss jede Diskussion aus.

»In Ordnung«, erwiderte Orlow.

»Auf unser Team, das nach dem Harpooner gesucht hat, ist in einem Krankenhaus in Baku ein Anschlag verübt worden«, informierte ihn Hood. »Es ist vor etwa einer Stunde passiert. Zwei unserer Männer sind tot. Der eine wurde vor dem Krankenhaus von einem Heckenschützen erschossen, dem anderen hat man in der Eingangshalle die Kehle durchgeschnitten. Der dritte Mann ist Patient in diesem Krankenhaus. Sein Name ist David Battat, er wurde dort wegen eines Fieberanfalls eingeliefert.«

Orlow schrieb sich den Namen auf.

»Die Polizei ist bereits im Krankenhaus, aber wir wissen nicht, wer der Killer ist«, fuhr Hood fort. »Er oder sie ist vielleicht noch dort.«

»Der Killer könnte ein Polizeibeamter sein«, wandte Orlow ein.

»Genau«, erwiderte Hood. »General, haben Sie jemanden in Baku?«

»Ja, haben wir«, sagte Orlow ohne zu zögern. »In welchem Zimmer liegt Mr. Battat?«

»Er ist in Zimmer 157.«

»Ich werde sofort jemanden schicken«, sagte Orlow. »Aber Sie dürfen niemandem etwas davon sagen.«

Hood versprach es ihm.

Orlow legte auf.

Die drei mächtigsten Geheimdienste in Russland arbeiteten nur mit eigenen Leuten. Es gab das MBR, die militärische Auslandsaufklärung Glawnoje Razvedywatelnoje Uprawlenie, kurz GRU, und das Ministerium für innere Angelegenheiten, Ministerstwo Vnutrennikh Del, kurz MVD. Das russische Op-Center hatte nicht die finanziel-

len Mittel, um sein eigenes Netzwerk aus Spionen und Gegenspionen zu unterhalten, und musste sich daher Mitarbeiter mit einigen kleineren russischen Organisationen teilen. Diese wurden von SOUD - eine Abkürzung für Systeme Objedinennowo Utschotja Dannych o Proriwniki - verwaltet, dem Verbundsystem zur Feinderkennung. SOUD stellte auch die Mitarbeiter für den zivilen Auslandsnachrichtendienst Sluzhba Wneschnej Razwedki, kurz SVR, den Sicherheitsdienst Federalnaja Sluzhba Bezopasnosti, FSB, den Abwehrdienst Federalnaja Sluzhba Kontr-razvedki, FSK, und die Schutzorganisation Federalnaja Sluzhba Okhrani, FSO.

Orlow fing sofort damit an, die Dateien von SOUD zu durchsuchen. Er gab Rot 13 ein, den Code für die höchste Priorität. Dieser Code bedeutete, dass die Abfrage von einem hochrangigen Beamten - Ebene 13 - stammte und einen Fall von höchster nationaler Bedeutung betraf - die Eliminierung des Harpooners. Mit dem Code Rot 13 konnte Orlow weltweit die Namen, Standorte und Telefonnummern russischer Agenten abfragen. Selbst wenn die Agenten gerade an einem anderen Auftrag arbeiteten, konnte er sie für seinen Fall abziehen.

Orlow öffnete die Datei für Baku, Aserbaidshan.

Er fand rasch, wonach er gesucht hatte.

Doch er zögerte.

Er wollte einem verdeckt arbeitenden russischen Agenten befehlen, einem amerikanischen Spion zu helfen. Wenn die Amerikaner eine Operation in Baku pflanzen, wäre dies der schnellste Weg, um die russischen Agenten dort zu enttarnen und zu neutralisieren. Aber um das zu glauben, hätte Orlow annehmen müssen, dass Paul Hood sein Vertrauen missbrauchte.

Er wählte die Nummer.

Washington, D.C - Montag, 21 Uhr 00

Paul Hood war wütend, als das Gespräch mit Orlow zu Ende war.

Wütend auf das System, auf die Geheimdienste und auf sich selbst. Die toten Männer waren nicht seine Mitarbeiter gewesen. Der Mann, dessen Leben auf dem Spiel stand, war nicht sein Agent. Aber sie hatten versagt, und der Harpooner hatte sein Ziel erreicht, zum Teil auch wegen der Arbeitsweise von Spionen. Der Harpooner war Chef eines Teams. Die meisten amerikanischen Agenten waren Teil eines Teams. Theoretisch sollte ihnen das die erforderliche Unterstützung sichern. Aber in der Praxis zwang es sie dazu, innerhalb einer Bürokratie zu operieren. Eine Bürokratie, die Verhaltensregeln hatte und Rechenschaft gegenüber Abteilungsleitern verlangte, die nicht in der Schusslinie standen. Niemand konnte einen Mann wie den Harpooner mit einem solchen Klotz am Bein bekämpfen. Und Hood unterstützte dieses System. Wie seine Kollegen bei der CIA, der NSA und anderen Geheimdiensten.

Die Ironie bestand darin, dass Jack Fenwick offenbar einen Alleingang unternommen hatte. Und Hoods Aufgabe war es herauszufinden, um was es dabei ging.

Die Bürokraten spionieren den Bürokraten hinterher, dachte Hood verbittert. Aber wahrscheinlich war es besser, jetzt nicht darüber nachzudenken. Er war müde und frustriert wegen der Situation mit Battat. Und er hatte noch immer nicht bei sich zu Hause angerufen und gefragt, wie es Harleigh ging.

Rodgers war die ganze Zeit über in seinem Büro geblieben, vom ersten Anruf Hoods bei Orlow bis zu dessen Rückruf. Während sie darauf warteten, dass Bob Herbert zurückkam, ging Rodgers kurz hinaus, um sich etwas zu trinken zu holen. Hood beschloss, zu Hause anzurufen.

Aber das Gespräch verschlimmerte seine Laune nur noch.

Er tat nämlich genau das, was Sharon immer gehasst hatte. Er machte Überstunden. Er rief zu Hause an, weil es ihm irgendwann eingefallen war. Hood konnte den Ärger in ihrer Stimme hören, in der Art, wie sie seine Fragen mit kurzen, knappen Sätzen beantwortete.

»Ich mache gerade die Wäsche«, sagte sie. »Harleigh ist im Wohnzimmer und spielt Solitaire am Computer. Alexander ist in seinem Zimmer. Er macht Hausaufgaben und lernt für eine Arbeit in Geschichte.«

»Wie geht es Harleigh heute?«, fragte Hood.

»Was glaubst du wohl? Eure Psychologin hat doch gesagt, dass es eine Weile dauern wird, bis es zu einer Veränderung kommt. Wenn es überhaupt zu einer Veränderung kommt«, fügte sie noch hinzu. »Aber mach dir keine Sorgen, Paul. Ich werde schon damit fertig, egal, was kommt.«

»Ich bin doch nicht aus der Welt, Sharon. Ich möchte dir wirklich helfen.«

»Das freut mich. Möchtest du mit Alexander sprechen?«

»Nicht, wenn er für die Schule lernt«, erwiderte Hood. »Aber sag ihm, dass ich angerufen habe.«

»In Ordnung.«

»Gute Nacht«, sagte Hood.

Er spürte, dass Sharon noch etwas sagen wollte. Es war nur ein kurzer Augenblick, aber er dauerte unendlich lange.

»Gute Nacht, Paul«, sagte sie dann nur und legte auf.

Hood saß mit dem Telefonhörer in der Hand da und starrte vor sich hin. Jetzt war er nicht nur ein Bürokrat, sondern auch noch ein Mistkerl. Nach einer Weile legte er den Hörer auf, faltete die Hände und wartete auf Rodgers. Und während er so dasaß, fing etwas in ihm zu ticken an. Es war weder eine Uhr noch eine Bombe, eher schon die Pleuelstange eines Kolbenmotors. Mit jedem Auf und Ab der Stange wurde die Sprungfeder in seinem Inneren weiter zusammengedrückt. Der Wunsch, etwas zu tun - nicht nur zu diskutieren oder die Russen um Hilfe zu bitten -, wurde übermächtig. Hood wollte handeln. Hier war etwas nicht in Ordnung, und er wollte wissen, was.

Als Rodgers und Herbert zurückkamen, hatte ihr Chef seinen Stuhl herumgedreht und starrte auf die Wand hinter seinem Schreibtisch, an der bis vor kurzem noch Plaketten und gerahmte Fotos aufgehängt waren - Erinnerungen an die Jahre, die er im Dienst der Regierung verbracht hatte. Bilder mit ausländischen Staatsoberhäuptern, Bilder mit Wählern. Bilder von Hood, der einen Grundstein legte oder an Thanksgiving in einer Suppenküche arbeitete.

Sein Leben als verdammter Bürokrat. Als Teil des Problems, nicht als dessen Lösung.

»Alles in Ordnung?«, fragte Herbert.

»Aber ja«, erwiderte Hood.

»Gibt es Neuigkeiten?«, wollte Herbert wissen.

»Nein«, erwiderte Hood. »Aber ich hätte gerne welche.«

»Sie kennen meinen Standpunkt«, sagte Herbert. »Woüber haben Sie gerade nachgedacht?«

»Battat«, antwortete Hood. Das entsprach allerdings nicht ganz der Wahrheit. Er hatte darüber nachgedacht, dass es besser gewesen wäre, seinen Rücktritt nicht zurückzuziehen. Er hätte das Op-Center verlassen und keinen Gedanken mehr daran verschwenden sollen. Hood fragte sich, ob er wegen sich selbst zurückgetreten war - und nicht, um mehr Zeit für seine Familie zu haben, wie er bis vor kurzem geglaubt hatte. Aber jetzt war er wieder da, und weglaufen kam für ihn nicht in Frage.

Battat war der nächste Stopp in diesem Gedankengang. »Man hat ihn ins Krankenhaus gebracht, wo bereits zwei Attentäter gewartet haben«, sagte Hood. »Das klingt nicht gerade nach einem Zufall.«

»Sie haben Recht«, stimmte Herbert zu. »Meine Braintrusts und ich haben das bereits untersucht.«

Herberts >Braintrust< bestand aus den vier stellvertretenden Leitern der Aufklärungsabteilung - drei Männern und einer Frau -, die vom militärischen Geheimdienst, der NSA und der CIA zum Op-Center gekommen und zwischen 29 und 57 Jahre alt waren. Zusammen mit dem Input von Darrell McCaskey, der die Verbindung zum FBI

und zu Interpol hielt, hatte das Op-Center das beste Aufklärungsteam von Washington.

»Die CIA ist zu 99 Prozent sicher, dass der Harpooner über Moskau nach Baku gekommen ist«, sagte Herbert. »Ein Mitarbeiter des Außenministeriums glaubt, dass er ihn auf einem Flug nach Moskau gesehen hat, aber das könnte Absicht gewesen sein.«

»Warum?«, fragte Rodgers.

»Es wäre nicht das erste Mal, dass sich ein Terrorist absichtlich zu erkennen gibt«, erwiderte Herbert. »1959 hat sich der sowjetische Spion Igor Slawosk so lange in der Grand Central Station in New York herumgedrückt, bis die Polizei ihn erkannte und er das FBI zu seiner Wohnung locken konnte. Als die FBI-Beamten seine Wohnung betraten, flog sie in die Luft. Slawosk kam zurück, sammelte die Dienstmarken und Ausweise ein und ließ perfekte Fälschungen davon herstellen. Damit hat er es dann bis in die FBI-Zentrale in Washington geschafft. Ich halte es durchaus für möglich. Es könnte sein, dass uns der Harpooner diese Information über seine eigenen Kanäle zugespielt hat.«

»Weiter«, sagte Hood leise. Er wurde langsam ungeduldig. Nicht wegen Bob Herbert - der Leiter der Aufklärungsabteilung hatte einfach das Pech, ein bequemes Ziel zu sein. Hood wartete darauf, dass Orlow ihn anrief. Er wollte hören, dass im Krankenhaus alles in Ordnung war. Er wollte zur Abwechslung einmal gute Nachrichten.

»Entschuldigung«, sagte Herbert. »Der Harpooner verbreitet also, dass er nach Baku unterwegs ist. Er hat einen Einsatz geplant und weiß, dass in der Botschaft CIA-Agenten arbeiten. Er weiß auch, dass die CIA nur ungern die Identität ihrer Mitarbeiter preisgeben möchte, da das aserbaidschanische Ministerium für Innere Sicherheit vermutlich einige Leute auf das Botschaftspersonal angesetzt hat, die nach CIA-Aktivitäten Ausschau halten sollen. Und daher lässt die CIA jemanden aus Moskau einfliegen.«

»Battat«, warf Hood ein.

»Genau«, sagte Herbert. Er schien etwas nervös zu sein. »David Battat war Leiter der CIA-Außenstelle in New York und damit der Vorgesetzte von Annabelle Hampton, die er auch eingestellt hat.«

»Die junge Argentin, die wir während der Geiselnahme bei den Vereinten Nationen geschnappt haben?«, fragte Rodgers.

Herbert nickte. »Battat war zu der Zeit in Moskau. Wir haben ihn überprüft. Er ist sauber. Einer meiner Kontakte bei der CIA hat mir erzählt, dass Battat nach Baku geschickt wurde, um den Schlamassel in New York wieder gutzumachen.«

Hood nickt. »Okay. Battat ist also in Baku.«

»Battat geht zum Zielgebiet und wartet darauf, dass der Harpooner dort auftaucht. Er wird überfallen«, fuhr Herbert fort. »Aber er bleibt am Leben, obwohl ihn der Harpooner ohne Probleme hätte töten können. Battat wurde offenbar mit einem Virus oder einer Chemikalie infiziert, damit er zu einem bestimmten Zeitpunkt krank wird. So sehr, dass man ihn ins Krankenhaus bringt.«

»In Begleitung seiner Kollegen von der CIA«, sagte Hood.

»Genau«, erwiderte Herbert. »Wie die Hühner auf der Stange.«

»Und der Harpooner braucht sich keine Sorgen mehr darüber zu machen, dass ihm die CIA bei dem, was er vorhat, in die Quere kommen könnte«, warf Hood ein.

»Es sieht ganz danach aus«, erwiderte Herbert. »Außer den Vereinigten Staaten, Russland und vielleicht noch dem Iran hat kein Land Geheimagenten in Baku stationiert.«

»Wegen des Öls im Kaspischen Meer?«, wollte Rodgers wissen.

Herbert nickte. »Es könnte sein, dass der Harpooner auch Agenten aus Moskau und Teheran erwischt hat, aber davon wissen wir nichts.«

Hood überlegte. »Iran«, sagte er dann leise.

»Wie bitte?«, fragte Herbert.

»Das ist schon das zweite Mal, dass wir heute über den Iran sprechen«, meinte Hood.

»Aber nicht aus demselben ...«, begann Herbert, dann unterbrach er sich.

»Nicht aus demselben Grund?«, fragte Hood.

»Nein«, erwiderte Herbert nach einem kurzen Zögern. »Nein.«

»Moment mal«, warf Rodgers ein. »Habe ich hier was übersehen?«

»Sie glauben, dass es zwischen dem Harpooner, Teheran, Jack Fenwick, der NSA, der CIA und dem umgeleiteten Telefonanruf an den Präsidenten eine Verbindung gibt«, sagte Herbert.

»Es wäre möglich«, erwiderte Hood.

»Das würde bedeuten, dass Fenwick in eine Angelegenheit verwickelt ist, die mit dem Harpooner zu tun hat.«

»Eine Angelegenheit, von der der Präsident nichts wissen darf.«

Herbert schüttelte den Kopf. »Das gefällt mir gar nicht. Ich will nicht, dass wir mit Maurice Charles zusammenarbeiten. Nicht mit dem Schweinehund, der meine Frau getötet hat.«

»Bob, bitte beruhigen Sie sich«, sagte Hood.

Herbert starrte auf Hoods Schreibtisch.

»Wenn der Harpooner in Baku etwas vorhat, können wir ihn vielleicht noch erwischen«, sagte Hood. »Aber nur, wenn wir uns nicht ablenken lassen.«

Herbert schwieg.

»Bob?«

»Ich höre zu«, erwiderte Herbert. »Und ich lasse mich nicht ablenken.«

Hood sah Rodgers an. Vor einer Minute hatte Hood nach jemandem gesucht, an dem er sich abreagieren konnte. Aber jetzt, da es einem seiner Freunde nicht gut ging, hatte er kein Verlangen mehr danach. Er wollte nur noch Herbert helfen.

Warum hatte er Sharon gegenüber nie so empfunden, wenn sie wütend gewesen war?

»Mike«, sagte Hood. »Wir müssen unbedingt herausbekommen, was Fenwick vorhat und mit wem er zusammenarbeitet - wenn er überhaupt mit jemandem zusammenarbeitet.«

»Ich kümmere mich darum«, entgegnete Rodgers. »Aber eines kann ich Ihnen jetzt schon sagen. Ich habe in meinen Computerdateien zwei E-Memos gefunden, die vor sechs Monaten von Jack Fenwick und Red Gable geschrieben wurden.«

»Um was ging es darin?«, wollte Hood wissen.

»Es war eine Stellungnahme zu einem Weißbuch des Pentagons. In dem Weißbuch wurde festgestellt, dass von potenziellen Militärbündnissen Russlands mit seinen Nachbarn nur eine minimale Bedrohung für die Vereinigten Staaten ausgeht. Fenwick und Gable waren allerdings völlig anderer Meinung.«

»Der Leiter der National Security Agency und der Stabschef des Präsidenten haben sich unabhängig voneinander gegen den Bericht ausgesprochen?«, fragte Hood.

»Richtig«, antwortete Rodgers. »Die Memos wurden an sämtliche Kongressabgeordnete und mehrere hochrangige Vertreter des Militärs geschickt.«

»Ich frage mich, ob sich die beiden nicht online verabredet haben«, meinte Hood. »Um welche Zeit sind die Memos verschickt worden?«

»Im Abstand von ein paar Stunden«, erwiderte Rodgers. »Es wurde wohl nichts zwischen ihnen abgesprochen, aber beide haben den Bericht auf das Schärfste kritisiert.«

»Wahrscheinlich spielt es keine Rolle, ob Fenwick und Gable diese Memos unabhängig voneinander verschickt haben oder ob sie beim Lesen des Memos herausgefunden haben, dass sie auf der gleichen Wellenlänge liegen«, sagte Hood. »Die Frage ist, ob sie danach noch etwas unternommen haben. Ob sie sich zusammengesetzt und einen Plan ausgeheckt haben.«

»Wie kommen Sie zu der Annahme?«, fragte Herbert und beteiligte sich damit endlich wieder an der Unterhaltung.

»Bei meinem Gespräch mit dem Präsidenten heute fiel auch Gables Name«, erwiderte Hood. »Er und Fenwicks Assistent Don Roedner waren dafür zuständig, den Kongressausschuss über diese UNO-Initiative auf dem Laufenden zu halten.«

»Was sie aber nicht getan haben«, warf Herbert ein.

»Genau.« Hood trommelte mit den Fingern auf dem Schreibtisch herum. »Wir haben es hier mit zwei Problemen zu tun«, sagte er dann. »Fenwicks Aktivitäten in New York und die Aktivitäten des Harpooners in Baku.«

»Aber nur, wenn wir davon ausgehen, dass es zwei getrennte Operationen sind«, warf Herbert ein. »Allerdings haben sie beide mit dem Iran zu tun. Der Harpooner hat früher schon einmal für Teheran gearbeitet.«

Hood nickte. »Und wenn er wieder für die Iraner arbeitet?«

»Gegen Aserbaidshen?«, fragte Herbert.

»Es wäre möglich«, sagte Rodgers. »Für die Iraner gibt es zwei potenzielle Krisenherde in Aserbaidshen - die Ölvorkommen im Kaspischen Meer und die Grenzregion Berg-Karabach.«

»Aber warum sollte sich Fenwick in so etwas hineinziehen lassen?«, wandte Herbert ein. »Nur um zu beweisen, dass sich das Pentagon geirrt hat?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Hood. Er sah Rodgers an. »Reden Sie mit ihm, und bringen Sie ihn dazu, dass er uns alles erzählt. Nicht nur die Sache mit dem Iran, sondern auch, warum er den Präsidenten angelogen hat.«

»Sagen Sie ihm, dass Sie Informationen haben, die Sie ihm nur persönlich mitteilen können«, schlug Herbert vor.

»Genau«, warf Hood ein. »Lassen Sie sich von Liz ein psychologisches Profil des Präsidenten erstellen. Eines, das auf direkten Beobachtungen beruht, einschließlich meiner eigenen, und es so aussehen lässt, als würde der Präsident demnächst die Kontrolle über sich verlieren. Bringen Sie das Gutachten zu Fenwick, unter dem Vorwand, alles müsse geheim bleiben. Fragen Sie ihn, ob er schon etwas darüber gehört hat.«

Rodgers nickte und verließ das Büro.

Hood sah Herbert an. »Wenn die Iraner eine militärische Operation planen, haben sie vielleicht Truppen oder Material bewegt. Das NRO weiß womöglich etwas darüber. Arbeitet Stephen Viens wieder dort?«

»Seit letzter Woche sitzt er wieder in seinem Büro«, sagte Herbert.

NRO war die Abkürzung für National Reconnaissance Office - die Geheimorganisation, die fast alle amerikanischen Spionagesatelliten betreibt. Das Aufklärungsbüro untersteht dem Außenministerium und arbeitet mit Personal von der CIA und verschiedenen Militärgattungen sowie Zivilangestellten des Außenministeriums. Das NRO war so geheim, dass seine Existenz erst im September 1992, zwanzig Jahre nach seiner Gründung, offiziell zugegeben wurde. Stephen Viens war ein alter College-Freund von Matt Stoll, dem Computerchef des Op-Centers. Er hatte ihnen geholfen, an Informationen zu kommen, als etabliertere Organisationen wie militärischer Geheimdienst, CIA und NSA um Satellitenzeit gestritten hatten. Viens war vorgeworfen worden, während einer verdeckten Operation Geld beiseite geschafft zu haben, was sich letzten Endes jedoch als völlig aus der Luft gegriffen herausgestellt hatte.

»Gut«, sagte Hood. »Stellen Sie fest, ob Viens etwas herausfinden kann. Das NRO hat vielleicht Aktivitäten im Iran bemerkt, ohne gleich von einer unmittelbaren Gefahr auszugehen.«

»Schon dabei«, sagte Herbert.

Der Leiter der Aufklärungsabteilung rollte aus dem Büro. Hood lehnte sich zurück und starrte das Telefon an. Er brauchte Neuigkeiten von Orlow. Er wollte hören, dass der Russe jemanden ins Krankenhaus geschickt hatte und Battat in Ordnung war. Er wollte hören, dass sie es geschafft hatten, einen Damm gegen den Strom schlechter Nachrichten zu errichten, und endlich anfangen konnten, das Blatt zu wenden.

Es muss klappen, dachte Hood. Dort draußen war et-

was. Etwas Großes und Gefährliches. Er wusste nicht, was es war oder wer dahinter steckte. Er wusste nicht, ob die Puzzleteilchen, die das Op-Center gesammelt hatte, zusammenpassten. Er wusste nur eines mit Sicherheit: Egal, was es war - sie mussten es aufhalten.

27

Baku/Aserbaidtschan - Dienstag, 5 Uhr 01

David Battat fror. Er hörte sein Herz in seinen Ohren pochen, konnte es in seiner Kehle spüren. Er bekam mit, dass er irgendwohin gerollt wurde. Gesichter beugten sich über ihn, Lichter huschten an ihm vorbei. Dann wurde er hochgehoben und auf ein Bett gelegt, wobei es ihm immer noch so vorkam, als würde er durch die Gegend gerollt werden. Er wurde nicht festgeschnallt, aber jemand zog zu beiden Seiten des Betts Metallgitter hoch.

Battat schloss die Augen. Er wusste nicht, was mit ihm geschah. Er konnte sich noch daran erinnern, dass er schwitzend und zitternd in der Botschaft aufgewacht war. Moore und Thomas hatten ihn dann zum Wagen gebracht, wo er wohl eingeschlafen war. Und dann war er erst wieder auf dem Rollwagen im Krankenhaus aufgewacht.

Der CIA-Agent hörte Leute um sich herum. Er hustete und öffnete die Augen. Ein weißhaariger Mann stand über ihm und sah auf ihn herab.

»Mr. Battat, können Sie mich hören?«, rief der Mann.

Battat nickte.

»Wir werden Sie jetzt ausziehen und Ihnen ein Nachthemd überstreifen«, sagte der Mann. »Und dann müssen wir Ihnen eine intravenöse Injektion legen. Verstehen Sie das?«

Battat nickte. »Was ... ist... passiert?«

»Sie sind krank«, erwiderte der Arzt, während zwei Pfleger an sein Bett traten. Die beiden Männer hoben ihn

hoch und zogen ihn aus. »Sie haben hohes Fieber. Das müssen wir jetzt erst einmal senken.«

»Okay«, erwiderte Battat. Was hätte er sonst sagen können? Er hätte sich ja sowieso nicht wehren können. Aber er verstand nicht, warum er jetzt krank war. Bis vor wenigen Stunden war es ihm doch gut gegangen.

Der Arzt und die Pfleger bemühten sich weiter um ihn. Battat bekam nicht ganz mit, was sie mit ihm anstellten. Er wusste nur, dass er herumgedreht und untersucht wurde. Dann spürte er ein Kneifen in seinem rechten Arm, am Ellbogen, und hatte plötzlich keine Schmerzen mehr. Aber er hatte nicht aufgehört zu zittern, und kalt war ihm auch noch. Das Kissen war schweißgetränkt und fühlte sich warm an. Sein Kopf sank in die Daunen zurück, die die Geräusche um ihn herum dämpften. Er schloss die Augen wieder und erlaubte seinen Gedanken zu wandern.

Bald war alles ruhig und dunkel. Jetzt war ihm wärmer, und es ging ihm etwas besser. Das Pochen seines Herzens in den Ohren hörte er nicht mehr. Er war wach, aber seine Gedanken irrten ziellos umher. Er dachte an die letzten Tage und sah verschwommene Bilder der Botschaft in Moskau, der Reise nach Baku und der Küste aufblitzen. Er spürte wieder den Schmerz, das kurze Kneifen im Nacken, das ihn während des Angriffs überrascht hatte.

Battat wusste nicht, wie lange er so dalag und zu schweben schien. Wahrscheinlich lag es an der Infusion, dass er so entspannt war.

Plötzlich klickte es. Es hörte sich an, als hätte jemand den Hahn eines Revolvers gespannt. Battat machte die Augen auf. Links vom Bett war ein Fenster, das geschlossen war. Er sah zum Fußende des Betts hin. Als er das letzte Mal in diese Richtung gesehen hatte, war die Tür offen gewesen. Jetzt war sie geschlossen. Ein Arzt oder eine Schwester musste sie zugemacht haben. Im Zimmer war es noch ruhiger als vorher. Das war gut. Er schloss die Augen. Dieses Mal sah er keine Bilder mehr, nur Dunkelheit. Battat glitt in einen traumlosen Schlaf hinüber.

Da klickte es wieder, und Battat erwachte. Er öffnete die

. Augen. Die Tür war immer noch geschlossen. Aber jetzt war jemand im Zimmer. Da es dunkel war, konnte er nur die Umrisse einer Gestalt sehen, die vor der Tür stand.

Battat war nicht sicher, ob er wach war.

»Hallo«, sagte er. Da er seine Stimme hörte, war er mit Sicherheit wach.

Der Schatten bewegte sich langsam auf ihn zu. Jemand wollte wohl sehen, wie es ihm ging.

»Sie können das Licht ruhig anmachen. Ich bin wach«, sagte Battat etwas undeutlich.

Die Gestalt antwortete nicht. Battat konnte nicht erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war. Die Person schien einen weißen Kittel zu tragen. Und sie hielt etwas Langes, Schmales in der Hand. Es sah aus wie ein Messer.

»Sprechen Sie Englisch?«, fragte Battat.

An der Wand hinter Battat hing ein Monitor. Das grüne Leuchten warf ein schwaches Licht auf die Gestalt, die an sein Bett getreten war. Es war ein Mann. Und er hatte definitiv ein Messer in der Hand. Die lange Klinge schimmer-te im Halbdunkel.

»Was soll das?«, fragte Battat. Langsam wurde seinem benebelten Verstand klar, dass der Mann kein Arzt war. Battat versuchte, sich zu bewegen, aber seine Arme fühlten sich wie nasse Sandsäcke an.

Der Mann hob den Arm und holte aus.

»Hilfe!«, rief Battat so laut er konnte. »Hilfe!«

Und dann war der Mann plötzlich verschwunden.

Unmittelbar darauf drangen Geräusche vom Korridor in den Raum. Gedämpftes Ächzen, ein Klappern und dann ein langes Stöhnen. Danach nichts mehr.

Battat versuchte, sich aufzurichten, aber sein Arm zitterte so, dass er wieder auf das Bett fiel.

Plötzlich stand wieder jemand neben seinem Bett.

»Es sind vielleicht noch andere da«, sagte die Gestalt. »Wir müssen hier weg.«

Es war die Stimme einer Frau, die mit starkem Akzent sprach. Das Krankenhaus hatte wohl ziemlich viel Personal.

»Ich dachte, das hier wäre ein Privatzimmer«, sagte Battat.

Mit schnellen, sicheren Bewegungen ließ die Frau das Gitter am Bettrand herunter. Dann entfernte sie die Infusion und half Battat, sich aufzusetzen, wobei sie ihn mit der Hand im Rücken stützte. »Können Sie gehen?«, fragte sie.

»Wenn Sie mich jetzt loslassen ... Ich bin nicht sicher, ob ich überhaupt sitzen kann«, erwiderte er.

Die Frau ließ ihn wieder in die Kissen sinken und entfernte sich einige Schritte vom Bett. Sie war groß und schlank und hatte breite Schultern. Jetzt sah Battat, dass sie eine Polizeiuniform trug. Sie ging zum Fenster und zog die Vorhänge zur Seite, dann drehte sie am Griff und machte das Fenster auf. Eine kühle, nach Salz riechende Brise wehte herein und ließ Battat frösteln. Die Frau warf einen Blick nach draußen. Dann griff sie nach einem Bademantel, der an einem Haken hinter der Tür hing, und kehrte zum Bett zurück. Sie setzte Battat wieder auf und zog ihm den Bademantel über.

»Was machen Sie da?«, fragte er. Ohne die Infusion in seinem Arm konnte er sich besser konzentrieren. Außerdem tat ihm der Kopf weh, seit er sich aufgesetzt hatte.

»Nicht reden«, sagte sie.

»Warten Sie«, bat er sie.

»Die haben Ihre Kollegen getötet, und jetzt versuchen sie, *Sie* umzubringen«, fuhr sie ihn an. »Ich soll sie hier rausbringen.«

»Getötet?«

»Seien Sie still!«, zischte sie.

Battat hörte auf zu reden.

Sein Kopf dröhnte, als ihm die Frau beim Aufstehen half. Sie raffte Battats Kleidung zusammen, stützte ihn mit dem rechten Arm und schleppte ihn zum Fenster. Battat versuchte, sich auf das zu konzentrieren, was sie gerade gesagt hatte. Moore und Thomas waren tot? Wenn das stimmte, musste es der Harpooner gewesen sein. Vielleicht hatte er gedacht, sie wüssten zu viel. Aber wenn die beiden tot waren, wer hatte dann diese Frau zu ihm ge-

schickt? Und woher wusste er, dass sie nicht für den Harpooner arbeitete? Vielleicht brachte sie ihn ja irgendwohin, damit der Killer ihn auch noch erledigen konnte.

Aber Battat wusste, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als ihr zu vertrauen. Er war ganz gewiss nicht in der Verfassung, sich zu wehren. Außerdem ging die Frau sehr vorsichtig mit ihm um. Und wenn sie seinen Tod gewollt hätte, hätte sie ihn schon vorhin im Bett töten können. Oder sie hätte zulassen können, dass er von dem Mann mit dem Messer getötet wurde.

Als sie das Fenster erreicht hatten, sagte die Frau zu Battat, dass er sich auf das Fensterbrett stützen solle. Der CIA-Agent lehnte sich unsicher dagegen. Sie schlüpfte an ihm vorbei und stieg über das Fensterbrett, während sie ihn gleichzeitig mit der Hand stützte. Als sie draußen zwischen den Büschen stand, die vor dem Fenster wuchsen, griff sie ihm unter die Arme, half ihm hinaus und zog ihn dann nach unten. Sie kauerten einige Sekunden lang am Boden und lauschten.

Battat zitterte wieder so stark, dass seine Zähne klapperten. Aber wenigstens war er jetzt wacher als vorhin. Sie standen auf und gingen los. Er fühlte sich, als würde er durch die Nacht getragen werden. Sein Zimmer lag auf der Rückseite des Krankenhauses, sodass sie um das Gebäude herum zur Nordseite gehen mussten. Nach kurzer Zeit hatten sie den Wagen der Frau erreicht. Zu Battats Überraschung war es kein Polizeiauto, sondern ein kleiner schwarzer Hyundai.

Wahrscheinlich war sie gar keine Polizistin. Battat wusste nicht, ob das gut oder schlecht war. Aber als sie ihn auf den Rücksitz sinken ließ und sich ans Steuer setzte, wusste er eines mit Sicherheit:

Wenn er bei Bewusstsein blieb, würde er es bald herausfinden.

Washington, D.C. - Montag, 22 Uhr 03

Der Rothaarige saß hinter seinem großen Schreibtisch. Im Büro war es dunkel, bis auf das Licht einer Schreibtischlampe mit grünem Schirm und die rote Leuchtdiode auf dem Telefon. Sie wies darauf hin, dass der Zerhacker eingeschaltet war.

»Einige Leute fangen an, sich über Fenwicks Reise zu erkundigen«, sagte der Rothaarige.

»Was für Leute?«, fragte der Mann am anderen Ende der Leitung.

»Die Aufklärungsabteilung des Op-Centers.«

»Das Op-Center steht dem Präsidenten nicht sehr nahe«, erwiderte der andere. »Es hat nicht die Möglichkeiten der CIA ...«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, unterbrach ihn der Rothaarige.

»Wie meinst du das?«

»Ich habe erfahren, dass Paul Hood vor ein paar Stunden um einen Termin beim Präsidenten gebeten und ihn auch bekommen hat«, erwiderte der Rothaarige.

»Weißt du, um was es bei dem Gespräch gegangen ist?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung.«

»Warum ist das Op-Center hinzugezogen worden?«, wollte der andere wissen.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte der Rothaarige. »Hood hat gestern kurz mit der First Lady gesprochen. Ich habe das in den Akten überprüft. Sie kennen sich von früher.«

»Kannten sie sich so gut, dass wir davon profitieren könnten?«

»Nein«, sagte der Rothaarige. »Es war rein platonisch. Jedenfalls könnte ihr etwas am Verhalten des Präsidenten auffallen sein. Und vielleicht hat sie Hood etwas darüber gesagt. Ich weiß es wirklich nicht.«

»Ich verstehe.«

Eine Weile sagte keiner der beiden ein Wort. Der Rot-

haarige wartete. Er machte sich Sorgen wegen des unerwarteten Eingreifens des Op-Centers. Um sämtliche anderen Organisationen hatten sie sich gekümmert. Er und seine Partner hatten damit gerechnet, dass sich das Op-Center in der Übergangsphase von Paul Hood zu General Rodgers nur um interne Angelegenheiten kümmern würde. Leider hatten sie sich geirrt. Aber da bei ihrer Operation im Ausland die Stunde Null immer näher rückte, konnten sie es sich nicht leisten, beobachtet zu werden. Der Harpooner hatte dafür gesorgt, dass so etwas auf seiner Seite nicht passieren konnte. Und jetzt mussten sie sich auf ihrer Seite darum kümmern.

»Sind die anderen Dokumente fertig?«, fragte der andere schließlich.

Der Rothaarige sah auf seine Armbanduhr. Eigentlich brauchte er eine Brille, weil er weitsichtig war, aber er sträubte sich dagegen. Er sträubte sich gegen vieles. Er hielt den Arm etwas weiter von sich weg. »Etwa in einer Stunde«, erwiderte er.

»In Ordnung. Ich möchte nicht direkt gegen das Op-Center vorgehen. Dafür bleibt keine Zeit mehr. Und ohne sorgfältige Planung richten wir eventuell mehr Schaden als Nutzen an.«

»Der Meinung bin ich auch«, entgegnete der Rothaarige.

»Wir machen wie geplant weiter«, fuhr der andere fort. »Wenn das Op-Center Fenwick oder den Präsidenten beobachtet, ohne genau zu wissen, um was es geht, dürften sie genug zu tun haben. Aber sorg dafür, dass Fenwick nichts tut oder sagt, was ihnen mehr Informationen verschaffen könnte.«

»Verstanden«, erwiderte der Rothaarige. »Ich werde es Fenwick sagen.«

Der andere dankte ihm und beendete das Gespräch.

Der Rothaarige legte auf. In einer Minute würde er Fenwick anrufen. Mit einer solchen Situation hatten sie nicht gerechnet. Aber vorher brauchte er einen Moment, um sich ins Gedächtnis zu rufen, dass sie einen guten Grund für

das alles hatten: Sie wollten sicherstellen, dass die Vereinigten Staaten das neue Jahrtausend überlebten.

Trotz dieser kleinen Panne lief alles noch wie geplant, Sein Büro war von mehreren Journalisten angerufen worden, die mehr über die neue UNO-Initiative erfahren wollten. Eine Initiative, von der nur der Präsident etwas zu wissen schien. Auch die Mitglieder des Kongressausschusses zur Überwachung der Geheimdienste und sogar die Vereinten Nationen schienen nichts darüber gewusst zu haben. Vor einigen Stunden hatte ein äußerst hartnäckiger Fernsehjournalist angerufen und gefragt, ob sich der Präsident >diese ganze Sache etwa auch eingebildet habe.< Und Red Gable, der Stabschef des Präsidenten, hatte ganz im Vertrauen zu ihm gesagt: »Sam, ich weiß es wirklich nicht. Ich habe keine Ahnung, was mit dem Präsidenten los ist.«

Gable wusste, dass seine Meinung in der Sendung erwähnt werden würde, obwohl es eine inoffizielle Bemerkung gewesen war. Der Journalist erinnerte Red daran, dass der Präsident nun schon zum dritten Mal in einer Woche etwas völlig Falsches gesagt habe. Das erste Mal war bei einem Frühstück mit Journalisten gewesen. Der Präsident hatte ein Gesetz zur Subventionierung von landwirtschaftlichen Betrieben kommentiert, das angeblich kurz vor der Verabschiedung durch den Kongress stand. Das Gesetz war überhaupt nicht vorgelegt worden. Das zweite Mal - erst vor zwei Tagen - war auf einer Pressekonferenz gewesen. In einer seiner ersten Bemerkungen hatte der Präsident etwas über eine Bürgerrechtsklage gesagt, die angeblich gerade vor dem Obersten Gerichtshof verhandelt wurde. Die Klage gab es gar nicht.

Gable verschwieg dem Journalisten natürlich, dass die Unterlagen, die der Präsident bei seinen täglichen Besprechungen bekommen hatte, ganz anders aussahen als die, die er eigentlich hätte bekommen sollen. Die *echten* Unterlagen. Diese Dokumente hatte Gable in die Akten des Präsidenten geschmuggelt, nachdem er die falschen Angaben gemacht hatte. Als sich der Präsident die Akten bringen

ließ, war er völlig verwirrt, weil er nicht wusste, von wem er die falschen Informationen bekommen hatte. Nachforschungen von Gable und seinen Mitarbeitern hatten natürlich keinerlei Verdachtsmomente ergeben.

Gable lächelte nicht. Er konnte nicht. Die Situation war viel zu ernst dazu. Aber er freute sich. Der Journalist und viele seiner Kollegen machten sich Sorgen wegen Lawrence' Geisteszustand. Von morgen Nachmittag an würde sich auch der Rest der Nation deswegen Sorgen machen. Die Ereignisse, die auf einem anderen Kontinent und in Washington geschehen würden, waren mit großer Sorgfalt inszeniert worden. Ereignisse, die alle falsch verstehen würden - bis auf das dritte Mitglied der Gruppe, den Vizepräsidenten. Der Präsident würde fest davon überzeugt sein, dass Aserbaidshan für den Anschlag auf die iranische Ölbohrinsel verantwortlich war. Er würde empfehlen, dass sich die Vereinigten Staaten aus dem Konflikt herausziehen, weil es eine innere Angelegenheit sei. Wenn der Iran seine Truppen in der Region verstärkte, würde der Vizepräsident öffentlich dazu aufrufen, eine andere Haltung einzunehmen. Er würde sagen, dass er dem Iran nicht traue, und dringend empfehlen, amerikanische Truppen ans Kaspische Meer zu schicken. Und Fenwick würde den Vizepräsidenten unterstützen. Er würde berichten, dass sich die Iraner während seiner Besprechungen mit ihm vage über bevorstehende Ereignisse geäußert und die Vereinigten Staaten gebeten hätten, sich aus der Sache herauszuhalten, während sie ihren Anspruch auf die Ölvorkommen in der Region mit einer verstärkten militärischen Präsenz untermauerten.

Die Iraner würden das natürlich energisch bestreiten. Aber niemand in Amerika würde ihnen glauben. Und die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Präsidenten und dem Vizepräsidenten würde zu einem handfesten Streit führen, über den die Öffentlichkeit genauestens informiert sein würde.

Wenn dann die Iraner aus dem Team des Harpooners tot aufgefunden wurden - ermordet vom Harpooner-

und sie Fotos und andere Beweise für die Sabotage bei sich hatten, würde man dem Vizepräsidenten und Fenwick Recht geben.

In der Presse würde ganz offen über das mangelnde Urteilsvermögen des Präsidenten diskutiert werden. Senatoren wie Barbara Fox hätten dann keine andere Wahl mehr, als einen Antrag auf Amtsenthebung zu unterstützen. Einen Sexskandal tolerierte man. Aber ein geisteskranker Präsident? Das war etwas anderes. Lawrence würde zum Rücktritt aufgefordert werden. Und um das Wohl der Nation nicht zu gefährden, würde ihm nichts anderes übrig bleiben, als dieser Aufforderung nachzukommen.

Vizepräsident Cotten würde Präsident werden. Er würde Jack Fenwick bitten, das Amt des Vizepräsidenten zu übernehmen. Der Kongress würde seiner Wahl umgehend zustimmen. In der Zwischenzeit würden amerikanische Truppen ins Kaspische Meer verlegt werden, um den Aserbaidtschanern dabei zu helfen, ihre Bohrinseln zu schützen.

Und inmitten der wachsenden Spannungen würde Präsident Cotten wie ein Fels in der Brandung dastehen.

Aber dann würde noch etwas geschehen. Und darauf würden die USA so entschlossen und vernichtend reagieren, dass es in Zukunft kein religiöser Fanatiker mehr wagen würde, ein Ziel anzugreifen, das unter amerikanischem Schutz stand.

Und das, sagte Gable sich, war es schon wert, dass man die Karriere eines Präsidenten opferte.

29

Baku/Aserbaidtschan - Dienstag, 6 Uhr 15

Als der 47-jährige Ron Friday zum ersten Mal nach Baku gekommen war, hatte er geglaubt, man hätte ihn geradewegs ins Mittelalter katapultiert.

Dieser Gedanke hatte nichts mit der Architektur zu tun. Die Botschaften lagen alle in einem sehr modernen Viertel der Stadt, dessen Gebäude auch in Washington D.C., London, Tokio oder jeder anderen modernen Metropole hätten stehen können. Aber Baku war nicht mit den Städten zu vergleichen, in denen er so viel Zeit verbracht hatte. Wenn man erst einmal aus dem Botschafts- und Geschäftsviertel von Baku heraus war, konnte man die historischen Wurzeln der Stadt an jeder Ecke sehen. Viele Gebäude hatten bereits gestanden, als Kolumbus Amerika entdeckte.

Doch nicht die Architektur ließ Baku so alt, so feudal aussehen. Es lag an dem ausgeprägten Fatalismus seiner Bewohner. Aserbaidschan war lange Zeit von außen regiert worden. Jetzt, da die Menschen frei und unabhängig waren, schienen sie unmotiviert und ziellos zu sein. Wenn nicht unzählige Petrodollar in das Land fließen würden, wäre es wahrscheinlich schon längst auf den Stand der Dritten Welt gerutscht.

Das war jedenfalls der Eindruck, den Friday gewonnen hatte. Zum Glück würde Aserbaidschan nicht mehr ganz so unabhängig sein, wenn der ehemalige Army Ranger und seine Leute ihren Einsatz hier beendet hatten.

Friday betrat das sechsstöckige Haus, in dem seine Wohnung war. Das zehn Jahre alte Gebäude aus roten Ziegeln lag nur ein paar Blocks von der Botschaft entfernt. Er ging über die Marmortreppe nach oben. Friday wohnte im obersten Stockwerk, aber er hasste Fahrstühle. Selbst wenn er in Begleitung anderer Botschaftsangehöriger war, die hier wohnten, nahm er immer die Treppe. Fahrstühle waren zu eng und machten ihn dadurch verwundbar.

Er ging zu seiner Wohnung. Er konnte nicht glauben, dass er jetzt schon seit fast sechs Monaten hier war. Es kam ihm erheblich länger vor, und er war froh, dass sich seine Dienstzeit dem Ende näherte. Nicht, weil die stellvertretende Botschafterin Williamson ihn nicht mehr brauchte. Im Gegenteil, Friday hatte sich als sehr nützlich für die Diplomatin erwiesen, insbesondere bei ihren Bemühun-

gen, die Ansprüche Aserbaidschans auf die Ölvorkommen im Kaspischen Meer zu mäßigen. Friday hatte jahrelang als Anwalt für eine große, internationale Ölgesellschaft gearbeitet und kannte sich in dieser Materie sehr gut aus. Aber Fridays wirklicher Chef brauchte ihn bald an einem anderen Krisenherd. Er würde dafür sorgen, dass Friday versetzt wurde.

Nach Indien oder Pakistan vielleicht. Friday brannte darauf, dorthin zu gehen. Auch dort gab es Streitigkeiten um Ölvorkommen, im Arabischen Meer und an der Grenze zwischen der Wüste von Radschastan in Indien und der Wüste Thar in Pakistan. Ausschlaggebend war jedoch, dass der indische Subkontinent der Ort war, an dem der nächste große Krieg beginnen würde, möglicherweise ausgelöst durch einen nuklearen Schlagabtausch. Friday wollte vor Ort sein, um mitzuhelfen, die Politik der Länder in dieser Region zu manipulieren. Davon hatte er schon auf dem College geträumt. Seit dem Tag, an dem er zum ersten Mal für die National Security Agency gearbeitet hatte.

Er steckte den Schlüssel ins Schloss und lauschte, bis er die Katze miauen hörte. Ihr Miauen war eine ganz normale Begrüßung, daher konnte er fast sicher sein, dass in der Wohnung kein ungebetener Gast auf ihn wartete.

Friday war während des Jurastudiums von der NSA rekrutiert worden. Einer seiner Professoren, Vincent van Heusen, war im Zweiten Weltkrieg OSS-Agent gewesen. Nach dem Krieg hatte Van Heusen an der Formulierung des National Security Act von 1947 mitgearbeitet - dem Gesetz, das letztendlich zur Gründung der CIA führte.

Professor Van Heusen hatte in Friday einige der Eigenschaften entdeckt, die er selbst als junger Mann besessen hatte. Eine davon war Unabhängigkeit. Friday hatte gelernt, was das war. Er war in den Wäldern von Michigan aufgewachsen, wo er eine Schule mit einem einzigen Klassenzimmer besucht hatte und jedes Wochenende mit seinem Vater auf die Jagd gegangen war - nicht nur mit dem Gewehr, sondern auch mit Pfeil und Bogen. Nachdem er

an der New Yorker Universität seinen Abschluss gemacht hatte, ging er als Trainee zur NSA. Und als er ein Jahr später eine Stelle bei einem Ölkonzern annahm, arbeitete er gleichzeitig als Spion. Friday baute nicht nur Kontakte in Europa, dem Nahen Osten und in der Region um das Kaspische Meer auf, sondern bekam auch die Namen der CIA-Agenten, die in diesen Ländern arbeiteten. Von Zeit zu Zeit wurde er gebeten, die Agenten zu beobachten. Er sollte die Spione ausspionieren, um sicherzugehen, dass sie nur für die Vereinigten Staaten arbeiteten.

Vor fünf Jahren hatte Friday die Privatwirtschaft schließlich verlassen, weil es ihn langweilte, in der Ölindustrie zu arbeiten. Die Konzerne waren so weit, dass sie sich mehr Gedanken über die internationale Gewinnsituation als über die Dynamik Amerikas und seine Wirtschaft machten. Aber das war nicht der Grund, warum er seine Stellung aufgegeben hatte. Friday war aus Patriotismus ausgestiegen. Er wollte nur noch für die NSA arbeiten. Bei seiner Arbeit hatte er oft genug miterlebt, wie geheimdienstliche Operationen im Ausland misslangen. Und die Überwachung durch Menschen war von elektronischer Spionage abgelöst worden. Für Friday war das so, als würde er sein Fleisch aus der Metzgerei holen, anstatt das Tier selbst zu jagen und zu erlegen. Das Essen schmeckte nicht mehr so gut, wenn es aus der Massenproduktion kam. Außerdem war die Erfahrung weitaus weniger befriedigend, und der Jäger verweichlichte im Laufe der Zeit.

Friday wollte nicht verweichlichen. Daher hatte er auch sofort zugesagt, als ein Kontakt in Washington an ihn herantrat und sagte, dass Jack Fenwick mit ihm sprechen wolle. Friday traf sich mit ihm in der Bar Off the Record des Hay-Adams, in der Woche, in der die Amtseinführung des Präsidenten stattfand. Die Bar war zum Bersten voll, und kaum jemand beachtete die beiden Männer. Damals hatte ihm Fenwick von einem Plan erzählt, der so kühn und verwegen klang, dass Friday zuerst dachte, es wäre ein Witz. Oder ein Test.

Friday stimmte zu, als Fenwick vorschlug, einige andere Mitglieder der Gruppe kennen zu lernen. Und dann glaubte er es.

Sie hatten ihn hierher geschickt und dafür gesorgt, dass er über Kontakte im Iran Verbindung zum Harpooner aufnehmen konnte. Der Iran hatte keine Ahnung, dass man ein doppeltes Spiel mit ihm trieb. Sobald er eine Entschuldigung hatte, um Truppen ans Kaspische Meer zu verlagern, würde schon ein neuer amerikanischer Präsident mit aller Härte gegen das Land vorgehen.

Und der Harpooner? Friday war es egal, was mit ihm geschah. Er und der Harpooner hatten lediglich eng zusammengearbeitet, um den Angriff auf Battat und das Programm zur gezielten Desinformation der CIA zu organisieren.

Friday hatte immer noch die Sachen an, die er gestern getragen hatte. Falls ihn jemand sah, würde das die Geschichte bekräftigen, die er dann erzählen würde. Es war nur eine von vielen Geschichten, die er sich im Laufe der Jahre ausgedacht hatte, um zu vertuschen, dass er sich mit Agenten getroffen hatte. Oder Zielpersonen.

Friday war froh, dass der Harpooner einen seiner Männer als Reserve im Krankenhaus postiert hatte. Es war geplant gewesen, dass Friday sowohl Moore als auch Thomas vor dem Krankenhaus erledigte. Aber der Krankenwagen war so geparkt, dass er Thomas nicht ins Visier bekam. Friday hoffte, dass es dem Iraner gelungen war, den anderen Mann zu töten. Es wäre natürlich einfacher gewesen, wenn Friday alle drei in der Botschaft erledigt hätte. Aber dadurch hätte er sich vielleicht verraten. Die Botschaft war nicht gerade groß, was die Wahrscheinlichkeit erhöhte, von jemandem gesehen zu werden. Außerdem waren im Botschaftsgebäude überall Überwachungskameras installiert. Das Krankenhaus war die bessere Alternative gewesen.

Nach den Schüssen hatte Friday das Gewehr, das er von dem Harpooner bekommen hatte, verschwinden lassen.

Es war ein G3 - ein Modell von Heckler & Koch - aus iranischer Produktion. Er hatte die Waffe in einen Teich in der Nähe des Krankenhauses geworfen. Er wusste, dass die örtliche Polizei das Gebiet nach Hinweisen absuchen und das Gewehr vermutlich finden würde. Friday und seine Partner wollten, dass es in den Iran zurückverfolgt wurde, denn die ganze Welt sollte erfahren, dass der Iran zwei Angehörige der amerikanischen Botschaft in Baku ermordet hatte. Die Iraner würden es natürlich energisch dementieren, aber Amerika würde ihnen nicht glauben. Dafür würde die NSA schon sorgen.

Die Iraner, die mit dem Harpooner zusammenarbeiteten, hatten in den letzten Tagen über Handy miteinander kommuniziert. Sie hatten über den Bombenanschlag auf die Bohrinself gesprochen und die beiden Bereiche - >Ziel eins< und >Ziel zwei< - beschrieben, die dabei zerstört werden sollten. Die Iraner wussten jedoch nicht, dass der Harpooner diese Gespräche von der NSA abhören ließ und dafür sorgte, dass die Gespräche aufgezeichnet und dann digital verändert wurden. Auf den fertigen Bändern sprachen die Iraner nicht mehr über Stellen an einer Ölbohrinsel - sondern über Botschaftsangehörige.

In einem Telefonanruf hatte der Harpooner hinzugefügt, dass die beiden Toten eine Warnung sein sollten, damit die Amerikaner in dem kurz bevorstehenden Ölkrieg keine militärischen Aktionen gegen den Iran einleiteten. Und dass weltweit Mitarbeiter amerikanischer Behörden sterben würden, falls Washington sich einmische.

Diese Drohung würde natürlich nach hinten losgehen. Nach dem Rücktritt von Präsident Lawrence würde der neue US-Präsident Vergeltung für die brutalen Morde üben. Denn im Gegensatz zu seinem Vorgänger hing er nicht dem Motto >leben und leben lassen< an. Er war nicht bereit, zum Schaden seines eigenen Landes mit den Vereinten Nationen zusammenzuarbeiten. Die Morde - und der Anschlag auf die Bohrinself - würden unterstreichen, dass die Vereinigten Staaten jetzt etwas unternehmen mussten, was sie im letzten Jahrhundert versäumt hatten:

einen entscheidenden, vernichtenden Schlag gegen terroristische Regimes und Terroristengruppen, die von solchen Regimes geschützt wurden.

Friday betrat seine Wohnung. Er sah das rote Lämpchen am Anrufbeantworter blinken und ging hinüber, um die Nachrichten abzuhören. Es war nur ein Anruf eingegangen, von der stellvertretenden Botschafterin Williamson. Er solle sofort in die Botschaft kommen. Sie sagte, dass sie versucht habe, ihn über sein Handy zu erreichen, aber keine Verbindung bekommen habe.

Natürlich hatte sie ihn nicht erreichen können. Sein Handy steckte in seinem Jackett, und sein Jackett hatte er über einen Stuhl im angrenzenden Zimmer gehängt. Er hatte das Telefon nicht gehört, weil er im Schlafzimmer einer Frau gewesen war, die er kurz vorher in der International Bar kennen gelernt hatte.

Friday rief in der Botschaft an. Williamson fragte ihn nicht einmal, wo er gewesen war. Sie erzählte sofort, was passiert war. Tom Moore war vor dem Krankenhaus von einem Heckenschützen erschossen worden. Und Pat Thomas hatte man in der Eingangshalle des Krankenhauses die Kehle durchgeschnitten.

Friday gestattete sich ein kleines, zufriedenes Lächeln. Der Mann des Harpooners hatte seinen Auftrag ausgeführt.

»Zum Glück konnte David Battat den Mann aufhalten, der auf ihn angesetzt worden war«, fuhr Williamson fort.

Fridays Miene verdüsterte sich. »Wie hat er das gemacht?«

»Er hat dem Killer mit dessen Messer die Kehle durchgeschnitten«, antwortete sie.

»Aber er ist doch krank ...«

»Das weiß ich«, erwiderte die stellvertretende Botschafterin. »Entweder war er nicht ganz bei sich, oder er hatte Angst. Nachdem er den Killer getötet hatte, ist er aus dem Fenster gestiegen und verschwunden. Die Polizei sucht nach ihm. Bis jetzt haben sie lediglich das Gewehr gefunden, mit dem Mr. Moore getötet wurde.«

»Verstehe«, sagte Friday. Der Mann des Harpooners sprach kein Englisch. Selbst wenn Battat bei klarem Verstand gewesen war, hatte er nichts von dem Killer erfahren können. Aber Fenwick und der Harpooner würden wütend sein, wenn sie erfuhren, dass Battat immer noch lebte. »Ich werde mich der Suche besser anschließen.«

»Nein«, widersprach Williamson. »Ich brauche Sie hier in der Botschaft. Jemand muss zwischen der Polizei von Baku und Washington vermitteln. Ich muss mich um die politischen Auswirkungen kümmern.«

»Welche politischen Auswirkungen?«, fragte Friday ganz unschuldig. Das war ja großartig. Es lief wie am Schnürchen.

»Die Polizei hat das Gewehr gefunden, mit dem Moore aller Wahrscheinlichkeit nach erschossen wurde«, antwortete sie. »Die Leitung ist nicht abhörsicher, daher möchte ich jetzt nicht mehr dazu sagen. Wenn Sie in der Botschaft sind, erfahren Sie mehr.«

Das waren gute Nachrichten. Die stellvertretende Botschafterin war zu dem Schluss gekommen, dass die Morde kein Zufall und politisch motiviert waren.

»Bin schon unterwegs«, sagte Friday.

»Passen Sie auf sich auf.«

»Das tue ich immer.« Friday legte auf, drehte sich um und verließ die Wohnung. »Das tue ich immer.«

30

Baku/Aserbaidshon - Dienstag, 6 Uhr 16

Der Harpooner und sein Team erreichten die Bohrinself kurz vor Einbruch der Dämmerung. Etwa dreihundert Meter vor dem am nächsten stehenden der vier Pfeiler drosselte das Boot die Motoren. Dann ließen sich der Harpooner und vier Männer seines iranischen Teams geräuschlos ins Wasser gleiten. Alle trugen Taucheranzüge

und Pressluftflaschen. Sie verschwanden im dunklen Meer und schwammen auf die Ölbohrinsel zu.

Zwei von ihnen hatten wasserdichte Beutel dabei, in denen sich Hochenergiesprengstoff in Form von Wassergel befand. Der Harpooner hatte hitzeempfindliches Pentanitroanilin in die blauen Stäbe injiziert. Wenn die Sonne aufging, würden ihre Strahlen das Folienpaket erwärmen und die Explosion auslösen.

Die beiden anderen Männer führten ein aufblasbares Floß bei sich, das ihnen etwas Stabilität unter der Plattform der Bohrinsel verschaffen sollte. Bei vielen Bohrinseln waren Sensoren in den Pfeilern und Bewegungsmelder über der Wasseroberfläche installiert. Die sicherste Möglichkeit, an die Bohrinsel heranzukommen, bestand darin, die Pfeiler nicht zu berühren und unter den Bewegungsmeldern hindurchzuschlüpfen. Wenn sie die Sprengladungen erst einmal angebracht hatten, würde es für die Crew der Bohrinsel so gut wie unmöglich sein, diese noch rechtzeitig zu erreichen.

Der Harpooner trug eine Harpune und ein Nachtsichtgerät. Mit der Harpune wollte er die Wassergelpakete durch die Stützstreben unterhalb der Plattform feuern. Er hatte nur ein Dutzend der etwa zwei Zentimeter dicken Sprengstäbe mitgebracht. Vor langer Zeit hatte er gelernt, dass nicht unbedingt etwas sehr Großes erforderlich war, wenn man etwas sehr Großes zerstören wollte. Im Nahkampf konnte man einen Gegner mit einem kräftigen Schwinger abwehren. Aber es war weitaus effektiver und schneller, wenn man mit dem Finger gegen seine Kehle drückte, knapp unterhalb des Kehlkopfs und oberhalb des Schlüsselbeins. Wenn man seinen Fuß hinter dem Knie des Gegners einhakte und dann kräftig mit der Innenseite des Fußes nach unten trat, brachte ihn das schneller zu Fall als ein Angriff mit einem Baseballschläger. Ein Angriff mit einem Baseballschläger ließ sich darüber hinaus ganz einfach neutralisieren, indem man auf den Angreifer zulief.

Bei den iranischen Ölbohrinseln im Kaspischen Meer

handelt es sich zum größten Teil um halbversenkbare Plattformen. Sie stehen auf vier dicken Beinen mit riesigen Schwimmern, die bis unter die Wasseroberfläche versenkt werden und die Plattform tragen. Das System zum Heben und Senken der Bohrinself - der Teil der Insel, der sich unterhalb der Wasseroberfläche befindet und auch den Bohrer enthält - hängt an einem gigantischen Bohrturm, der auf der Plattform installiert ist. Um eine Plattform dieser Bauart zu zerstören, genügte es nicht, die Tragpfeiler in die Luft zu jagen - man musste das Zentrum der Plattform schwächen. Wenn das geschafft war, erledigte das Gewicht der Aufbauten den Rest. Das Team des Harpooners hatte sich Kopien von den Bauplänen der Bohrinself beschafft. Sie wussten genau, wo das Wassergel platziert werden musste.

Die Männer erreichten die Unterseite der Bohrinself ohne Zwischenfälle. Obwohl es im Wasser noch dunkel war, wurden die höher liegenden Aufbauten der Bohrinself schon vom ersten Licht der aufgehenden Sonne beschienen. Während der Harpooner sein Ziel in Augenschein nahm, pumpten zwei der Männer das Floß auf. In der Zwischenzeit befestigten die beiden anderen jeweils zwei Wassergelstäbe an den drei Harpunen, knapp unterhalb der Spitze. Die dreißig Zentimeter langen Stäbe wurden links und rechts mit Klebeband am Schaft befestigt, sodass der Speer noch in die Harpune passte und gewährleistet war, dass die Flugeigenschaften nicht beeinträchtigt wurden. Es wäre zwar einfacher gewesen, die Pakete an Bord des Schiffs zusammenzustellen, aber der Harpooner hatte die Wassergelstäbe so trocken wie möglich halten wollen. Die Feuchtigkeit machte dem Sprengstoff nichts aus, aber die nasse Folie würde länger brauchen, um sich in der Sonne zu erwärmen. Die Pakete würden nur eine halbe Stunde lang direkt von der Sonne beschienen werden. Er hatte sicherstellen müssen, dass sie trocken - und damit auch heiß - genug waren, um innerhalb dieser Zeitspanne zu explodieren.

Das Floß war sechseckig und konnte sechs Männer tra-

gen. Der Harpooner brauchte es allerdings nicht für seine Männer. Er hatte nur deshalb ein so großes Floß mitgebracht, weil es bei Wellengang nicht so stark schaukelte. Das war vor allem dann wichtig, wenn er auf dem Rücken lag und abdrückte. Er hatte die Schutzplane des Floßes entfernt, um es leichter zu machen. Die Hülle, in dem es bis zur Bohrinself transportiert worden war, ließen seine Männer jetzt davontreiben. Der Harpooner kletterte auf das Floß, während sich die anderen an die Seiten hängten, um das Floß noch etwas mehr zu stabilisieren.

Die Harpune war aus Stahl gefertigt und mattschwarz angestrichen, um eine Reflexion des Sonnenlichts zu verhindern. Die Waffe bestand aus einer einen Meter langen schwarzen Röhre und einem gelben Griff mit Abzug an einem Ende. Aus dem Ende der Harpune ragten nur dreißig Zentimeter des Schafts, der normalerweise mit einem Seil verbunden war, damit die Beute eingeholt werden konnte. Der Harpooner hatte die Seile aber schon auf dem Boot entfernt.

Unterhalb der Plattform waren zwölf Zentimeter dicke Schalldämpfer installiert, die 15 Meter über der Wasseroberfläche hingen. Die Matten aus Hartgummi sollten die Geräusche unterhalb der Plattform dämpfen, damit die Lärmbelästigung für die Arbeiter auf der Bohrinself erträglich war. Der Harpooner hatte sich seine Ziele anhand der Baupläne ausgesucht. Er wollte zwei Harpunen abschießen. Der erste Speer sollte in dem mit Matten isolierten Bereich landen, der nordöstlich unter dem Bohrturm lag. Der Bohrturm stand in der südwestlichen Ecke der Plattform. Wenn die Sprengladung hochging, würde er in deren Zentrum fallen. Als Ziel des zweiten Speers war das Zentrum der Plattform vorgesehen, der Punkt, an dem das schwere Gerüst des Bohrturms aufkommen würde. Die zweite Explosion und das Gewicht des Bohrturms würden dafür sorgen, dass die Plattform zusammenbrechen und nach innen einstürzen würde. Alles, was sich auf der Plattform befand, würde ins Zentrum und von dort aus ins Meer rutschen.

Der Harpooner brauchte die dritte Harpune nicht, um die Bohrrinsel zu zerstören, aber diesen Umstand hatte er seinen Leuten verschwiegen.

Er setzte das Nachtsichtgerät auf und legte sich auf den Rücken. Der Rückstoß der Harpune ließ sich mit dem einer Schrotflinte Kaliber 12 vergleichen. Es würde einen heftigen Ruck geben, aber das hielt seine Schulter aus. Er hob die Harpune, zielte und drückte ab. Es gab ein Geräusch, das an ein metallisches Husten erinnerte, dann flog der Speer durch die Dunkelheit.

Mit einem gedämpften Flopp traf er sein Ziel. Die Männer konnten ihn in der Dunkelheit nicht sehen, aber sie hörten kein Platschen und sahen ihn auch nicht fallen. Der Harpooner änderte blitzschnell die Stellung und feuerte den zweiten Speer ab. Auch dieser verfehlte sein Ziel nicht. Der Terrorist bedeutete seinen Männern, dass sie sich zurückziehen sollten. Sobald sie untergetaucht waren, riss der Harpooner das Klebeband von dem dritten Speer, griff nach einem der wasserdichten Beutel und legte die Wassergelstäbe hinein. Dann ließ er sich ins Wasser gleiten und folgte seinen Männern zurück zum Boot.

Als sie an Bord waren, warfen sie Sergej Tscherkassows Leiche ins Meer. Auf dem Weg zur Bohrrinsel hatten sie der Leiche Verbrennungen zugefügt, damit es so aussah, als wäre der russische Terrorist bei der Explosion ums Leben gekommen. Die Fotos, die der Harpooner vom Flugzeug aus aufgenommen hatte, steckten im Taucheranzug der Leiche. Soweit die Iraner an Bord wussten, würde die Verantwortung für den Bombenanschlag den Russen und Aserbaidshanern in die Schuhe geschoben werden.

Der Harpooner wusste allerdings mehr als sie.

Als Tscherkassow im Wasser war, fuhr das Boot davon. Sie waren fast außer Sichtweite, als die Bohrrinsel in die Luft flog.

Der Harpooner beobachtete die Explosion durch sein Hochleistungsfernglas. Er sah die gelbrote Rauchwolke unter der Plattform, sah, wie der Bohrturm zu schwanken begann und dann mit einer langsamen Drehung in das

Zentrum der Plattform fiel. Einen Moment später hörten sie das gedämpfte Plopp der ersten Explosion.

Die Iraner jubelten. Der Harpooner fand das ziemlich eigenartig. Obwohl sie der Meinung waren, sie täten dies zum Wohle ihres Landes, freuten sie sich über den Tod von mindestens einhundert ihrer Landsleute.

Unmittelbar bevor der Bohrturm auf die Plattform traf, explodierte das zweite Wassergelpaket. Der Harpooner hatte das Ganze so aufeinander abgestimmt, dass sie beinahe zur gleichen Zeit hochgingen. Wenn der Bohrturm zusammengebrochen wäre und dabei den Speer aus den Gummimatten gerissen und ins Meer geschleudert hätte, wäre das Ergebnis ganz anders ausgefallen. Eine zweite Wolke aus gelbem und rotem Rauch stieg auf, aber sie erstickte rasch, als der Bohrturm mit einem kaum zu hörenden, verzögerten Knirschen auf die Plattform krachte. Trümmer flogen durch den Morgenhimmel und vertrieben die Möwen, die um die Bohrinself kreisten.

Die ganze Bohrinself erzitterte. Der Anblick erinnerte den Harpooner an etwas, das er einmal als Kind gesehen hatte. Bei einem Sturm war eine Pappel auseinander gerissen worden und auf Starkstromleitungen gefallen. Sie traf die Leitungen, prallte zurück und berührte sie dann erneut. Die Leitungen hingen noch einen Augenblick in der Luft, bevor sie nachgaben und von den Masten links und rechts heruntergerissen wurden. Das Gleiche passierte jetzt auch. Die Plattform hielt noch einen Moment stand, nachdem sie von dem Bohrturm getroffen worden war. Dann brachen Stahl und Beton an der Stelle ein, wo die Plattform durch die zweite Explosion geschwächt worden war. Sie verbog sich nach innen, und Aufbauten, Kräne, Tanks und selbst der Hubschrauber rutschten in die Falte. Ihr Gewicht war eine zusätzliche Belastung für die Plattform. Der Harpooner konnte die hässlichen Zusammenstöße selbst aus dieser Entfernung noch hören. Er sah den Rauch und beobachtete, wie zerschmetterte Holz- und Metallteile durch die Luft flogen.

Und dann war es soweit. Das zusätzliche Gewicht war

zu viel für die Plattform. Sie brach auseinander und ließ alles ins Meer rutschen. Das Boot war schon so weit weg, dass der Harpooner nicht mehr alles erkennen konnte. Aus der Entfernung sah der Einsturz der Bohrinselfe wie ein Wasserfall aus, vor allem, als die Kaskade aus weißen und silbernen Trümmern auf das Meer traf, wo sie gigantische Wellen und Gischt verursachte.

Als die Bohrinselfe am Horizont verschwand, konnte der Harpooner nur noch eine große Dunstkugel sehen, die im Licht der Morgensonne schimmerte.

Er drehte sich um und nahm die Glückwünsche seines Teams entgegen. Sie behandelten ihn wie einen Fußballhelden, aber er fühlte sich eher wie ein Künstler. Er hatte Sprengstoff und eine Leinwand aus Stahl und Beton genommen und die perfekte Zerstörung geschaffen.

Er ging unter Deck, um sich zu waschen. Wenn er eines seiner Werke vollendet hatte, musste er sich immer waschen. Es war ein symbolischer Akt, der ihn auf seine nächste Aufgabe vorbereitete. Und die wartete schon auf ihn.

Als das Boot wieder an seinem Anlegeplatz geankert hatte, informierte der Harpooner die Crew, dass er an Land gehe. Er sagte den Iranern, dass er feststellen wolle, ob die aserbaidische Polizei schon etwas von dem Bombenanschlag erfahren habe. Denn falls sie es bereits wisse, würde sie vielleicht sämtliche einlaufenden Schiffe durchsuchen und nach möglichen Terroristen und Augenzeugen der Explosion suchen.

Seine Männer hielten das für eine gute Idee.

Der Harpooner sagte, dass sie Anker lichten und auf das offene Meer hinausfahren sollten, wenn er in fünf Minuten nicht zurück sei. Falls die Polizei mit den Menschen auf den Piers spreche und sie daran hindere, das Hafengebiet zu verlassen, würde er schon irgendwie entkommen.

Die Männer nickten.

Der Harpooner ging an Land.

Sechs Minuten später wurde der Hafen von einer gewaltigen Explosion erschüttert. Der Harpooner hatte ei-

nen der Wassergelstäbe mit einem Zeitzünder verbunden, diesen eingestellt und unter einer der Kojen versteckt. An Bord des Schiffs befanden sich zahlreiche Beweise für den Anschlag. Es würde zwar eine Weile dauern, aber die Behörden würden das Wassergel an Bord und auf der Bohrinsel finden und zu dem Schiuss kommen, dass die Iraner mit Hilfe eines russischen Terroristen ihre eigene Bohrinsel zerstört hatten. Der Iran würde das natürlich dementieren, was zu einer Verschlechterung der bereits gespannten Beziehungen führen würde. Die USA würden annehmen, dass die Russen und Iraner zusammenarbeiteten, um die Ölvorkommen im Kaspischen Meer an sich zu reißen. Und was dann käme, würde niemand mehr verhindern können.

Der Harpooner stieg in den Minibus und verließ das Hafengebiet. Polizisten waren nicht zu sehen. Noch nicht. Um diese Zeit war die Polizei Bakus vor allem mit der Verkehrsregelung und der Aufnahme von Unfällen beschäftigt. Außerdem gab es noch keinerlei Hinweise darauf, dass die Explosion der Ölbohrinsel etwas mit einem Boot zu tun hatte und dass dieses Boot nach Baku gekommen war. Zu diesem Schiuss würde die Polizei erst später kommen, wenn sie den Russen gefunden und von den Amerikanern Satellitenaufnahmen der Region bekommen hatte.

Das Ziel des Harpooners war die Altstadt. Dort fuhr er die Inshaatchilar Prospekti hinauf, in Richtung der Hotels auf der Bakihanow Kuchasi. Zwei Tage vorher hatte er sich unter einem falschen Namen ein Hotelzimmer genommen. Für das Hotel hieß er Iwan Ganiew und war von Beruf Berater in der Telekommunikationsbranche. Den Namen und den Beruf hatte er sehr sorgfältig ausgewählt. Falls er von Zoll- oder Polizeibeamten befragt wurde, hatte er damit eine plausible Erklärung für die Tatsache, dass er High-tech-Equipment bei sich führte. Und Russe zu sein hatte noch einen anderen Vorteil, insbesondere hier. Einen Vorteil, der ihm helfen würde, das Land zu verlassen, wenn es soweit war.

Der Harpooner hatte Kleidung, Ausrüstung und Bargeld im Hotelzimmer gelassen und ein >Bitte nicht stören<-Schild an die Tür gehängt. Wenn er dort war, würde er duschen, seine Haare färben und erst einmal schlafen. Dann würde er sich einen falschen Schnurrbart ankleben, farbige Kontaktlinsen in die Augen setzen und ein Taxi rufen, das ihn zum Bahnhof brachte. Taxifahrer waren gute Geiseln, wenn man entdeckt und eingekreist worden war. Anschließend würde er die Stadt mit seinem gefälschten Pass verlassen.

Er parkte den Minibus in einer kleinen Gasse in der Nähe des Krankenhauses. Dann holte er ein Röllchen Zahnseide aus der Tasche und schob ein Stück davon tief zwischen zwei Zähne, bis sein Mund mit Blut gefüllt war. Er spuckte auf den Boden, das Armaturenbrett und den Bezug des Autositzes. Es war die schnellste Möglichkeit, an eigenes Blut zu kommen. Außerdem hinterließ es keine Narben, falls jemandem einfallen sollte, ihn anzuhalten und auf offene Wunden zu untersuchen. Er brauchte nicht viel Blut, nur ein paar Tropfen für die Techniker der Spurensuche. Dann ließ er einen Mikrochip aus Plastik in den Benzintank fallen, dessen Tankdeckel er wieder festschraubte.

Nachdem der Harpooner den Minibus präpariert hatte, nahm er den Koffer mit dem Zed-4-Telefon und ging davon. Er brauchte das Telefon nur noch für eine Aktion, bevor er es auseinander nehmen und die einzelnen Teile wegwerfen konnte. Wenn die Polizei den Minibus fand, würde sie darin auch Spuren finden, die auf einen Zusammenhang mit den Iranern auf dem Boot hindeuteten - unter anderem ihre Fingerabdrücke auf dem Lenkrad, dem Handschuhfach und den Türgriffen. Sie würde annehmen, dass einer oder mehrere Männer entkommen waren. Das Blut würde darauf hindeuten, dass er verletzt war. Die Polizei würde kostbare Zeit damit verschwenden, die Unterlagen des Krankenhauses auf einen potenziellen Attentäter hin zu durchsuchen.

Der Harpooner wollte nach Moskau zurückkehren.

Dann würde er Russland verlassen und sich eine Ruhepause gönnen. Vielleicht ein Urlaub in einem Land, in dem er noch keinen Terroranschlag begangen hatte. An einem Ort, wo noch nicht nach ihm gesucht wurde.

An einem Ort, wo er sich zurücklehnen und Zeitung lesen konnte.

Und wieder einmal genießen konnte, welchen Einfluss seine Kunst auf die Welt hatte.

31

Washington, D.C. -Montag, 11 Uhr 11

Paul Hood war beunruhigt, verwirrt und müde.

Bob Herbert hatte gerade mit Stephen Viens vom National Reconnaissance Office gesprochen. Viens hatte Überstunden gemacht, weil er den Papierkram erledigen musste, der während seiner Abwesenheit angefallen war. Und daher hatte er mitbekommen, dass ein Satellit des NRO eine Explosion im Kaspischen Meer aufgezeichnet hatte. Er hatte Herbert, der wissen wollte, ob sich in der Region etwas Ungewöhnliches ereignet habe, informiert. Und Herbert hatte Paul Hood angerufen.

»Nach unseren Unterlagen stimmen die Koordinaten der Explosion mit dem Standort einer iranischen Ölbohrinsel vom Typ Majidi-2 überein«, sagte Herbert.

»Könnte es auch ein Unfall gewesen sein?«, fragte Hood.

»Das überprüfen wir gerade«, erwiderte Herbert. »Wir haben ein paar schwache Funksignale von der Bohrinsel aufgefangen, es könnte also sein, dass es Überlebende gegeben hat.«

»Es könnte sein?«

>Viele dieser Bohrinseln haben automatische Funkfeuer, die Signale an Rettungsschiffe in der Nähe abgeben«, erklärte Herbert. »Vielleicht haben wir ja solche Signale ge-

hört. Der Ton bricht immer wieder ab, daher lässt sich nicht feststellen, ob es eine Aufnahme ist.«

»Okay, verstanden«, sagte Hood. »Bob, ich habe ein schlechtes Gefühl in dieser Sache. Fenwick sucht die Gesandtschaft des Irans auf, und dann wird eine iranische Bohrinsel in die Luft gejagt.«

»Ich weiß«, entgegnete Herbert. »Ich habe versucht, ihn anzurufen, aber er ist nicht rangegangen. Ich frage mich, ob die NSA von dem Anschlag gewusst hat und Fenwick die Iraner in New York darüber informiert hat.«

»Wenn Fenwick es ihnen gesagt hätte, dann hätte der Iran doch bestimmt versucht, den Anschlag zu verhindern«, wandte Hood ein.

»Nicht unbedingt«, erwiderte Herbert. »Teheran sucht verzweifelt nach einem Grund, um seine militärische Präsenz am Kaspischen Meer zu verstärken. Ein Anschlag Aserbaidschans würde ihnen einen solchen Grund liefern. Das ist nichts Neues. Historiker haben behauptet, dass Franklin Roosevelt den Angriff auf Pearl Harbour absichtlich nicht verhindert hat, nur um einen Grund dafür zu haben, am Zweiten Weltkrieg teilzunehmen.«

»Aber warum wird dann der Präsident derart hinters Licht geführt?«, fragte Hood.

»Damit er sagen kann, er hätte von nichts gewusst, wenn die Sache schiefgeht?«, schlug Herbert vor. »Der Präsident hat schließlich wiederholt falsche Informationen bekommen.«

»Das ist richtig, aber Jack Fenwick würde sich nie allein an so etwas heranwagen«, wandte Hood ein.

»Warum nicht?«, wollte Herbert wissen. »Ollie North hat während der Iran-Contra-Krise ja auch einen Alleingang hingelegt...«

»Ein Militäroffizier hätte für so etwas vielleicht den Mumm, aber nicht Jack Fenwick«, entgegnete Hood. »Ich habe mir sein Dossier angesehen. Der Mann ist ein Bürokrat. Er hat Backup-Systeme für Backup-Systeme bei der NSA eingeführt und den Kongress dazu gebracht, das Budget für nächstes Jahr um fünfzehn Prozent zu erhöhen.

Die CIA hat nur acht Prozent mehr bekommen, wir nur sechs.«

»Beeindruckend.«

»Wie man's nimmt«, sagte Hood. »Meiner Meinung nach ist er einfach nicht der Typ, der ein solches Risiko eingeht. Nicht ohne Rückendeckung.«

»Vielleicht hat er ja Rückendeckung?«

Mist, dachte Hood. Vielleicht hat er Rückendeckung.

»Denken Sie nach«, fuhr Herbert fort. »Er hat eine Budgeterhöhung bekommen, die doppelt so hoch ist wie die der anderen Geheimdienste. Wer hat so viel Einfluss auf den Kongress? Präsident Lawrence bestimmt nicht. Er ist dem Budgetausschuss nicht konservativ genug.«

»Stimmt«, pflichtete Hood bei. »Bob, stellen Sie fest, ob sich Matt in den Computer von Fenwicks Telefongesellschaft und in seinen Terminkalender hacken kann. Ich will wissen, mit wem er in den letzten Tagen und Wochen telefoniert und mit wem er sich getroffen hat.«

>In Ordnung. Aber es wird schwer sein, irgendwelche Schlussfolgerungen daraus zu ziehen. Der Leiter der NSA trifft sich mit allen möglichen Leuten.«

»Genau darum geht es«, sagte Hood.

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

>Wenn Fenwick bei einer verdeckten Operation mitmacht, wird er sich mit seinem Team nicht ausgerechnet in seinem eigenen Büro treffen. Vielleicht finden wir heraus, mit wem er sich heimlich trifft, wenn wir feststellen, mit wem er sich nicht mehr >offiziell< trifft.«

»Gute Idee, Paul«, sagte Herbert. »Darauf wäre ich nicht gekommen.«

»Aber Sorgen mache ich mir über etwas ganz anderes«, fuhr Hood fort. Das Telefon klingelte. »Bob, ich habe ein Gespräch auf der anderen Leitung. Würden Sie bitte Mike auf den aktuellen Stand bringen und ihm von unserem Gespräch erzählen?«

»Mach ich«, erwiderte Herbert und legte auf.

Hood wechselte die Leitung. Am anderen Ende war Sergej Orlow.

»Paul«, sagte Orlow. »Ich habe gute Nachrichten. Wir haben Ihren Mann.«

»Was meinen Sie mit >Sie haben ihn<?«, fragte Hood. Der russische Agent hatte Battat nur im Auge behalten sollen.

»Unser Agent kam gerade noch rechtzeitig, um ihm das Schicksal seiner Kameraden zu ersparen«, erwiderte Orlow. »Der Killer war schon in seinem Zimmer. Wir haben Ihren Mann aus dem Krankenhaus weggebracht. Er ist jetzt woanders.«

»General, ich weiß nicht, was ich sagen soll«, sagte Hood. »Ich danke Ihnen.«

»Das reicht mir schon«, wehrte Orlow ab. »Aber was tun wir jetzt? Kann Ihr Mann uns dabei helfen, den Harpooner zu finden?«

»Das hoffe ich doch. Der Harpooner muss noch in Aserbajdschan sein, sonst hätte er es nicht für nötig befunden, die CIA-Agenten in eine Falle zu locken und zu töten. General, haben Sie schon gehört, was im Kaspischen Meer passiert ist?«

»Ja - eine Bohrinsel der Iraner ist explodiert. Egal, ob sie es gewesen sind oder nicht, die Schuld daran wird man den Aserbajdschanern geben. Wissen Sie mehr darüber?«

»Noch nicht«, erwiderte Hood. »Aber der Agent, den Sie gerettet haben, kann uns vielleicht weiterhelfen. Wir müssen wissen, ob der Harpooner hinter dem Mordversuch steckt. Können Sie dafür sorgen, dass der amerikanische Agent mich auf dieser Leitung anruft?«

»Ja.«

Hood dankte ihm und sagte, er werde neben dem Telefon auf den Anruf warten.

Orlow hatte Recht. Die Aserbajdschaner würden auf jeden Fall verdächtigt werden. Schließlich waren sie diejenigen, die gegen die Anwesenheit des Irans in diesem Teil des Kaspischen Meeres protestierten. Sie hatten am meisten zu gewinnen. Doch der Harpooner hatte bis jetzt vor allem für Länder im Nahen Osten gearbeitet. Und wenn

die Aserbaidsschaner nichts mit dem Anschlag zu tun hatten? Wenn ein anderes Land versuchte, es so aussehen zu lassen?

Hood rief Herbert an, dann schaltete er Mike Rodgers in die Leitung und erzählte ihnen von Orlovs Anruf. Als er fertig war, herrschte gespannte Stille.

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll«, sagte Herbert schließlich. »Wir brauchen mehr Informationen.«

»Der Meinung bin ich auch«, stimmte Hood zu. »Aber vielleicht haben wir schon mehr Informationen, als wir glauben.«

»Was meinen Sie damit?«, wollte Herbert wissen.

»Wir wissen, dass die NSA mit dem Iran zusammenarbeitet«, antwortete Hood. »Wir wissen, dass der Präsident von der NSA absichtlich nicht darüber informiert wurde. Wir wissen, dass ein Terrorist, der mit dem Iran zusammenarbeitet, CIA-Agenten in Aserbaidsschan tötet. Wir wissen, dass eine iranische Bohrinsel vor der Küste von Aserbaidsschan in die Luft gejagt wurde. Uns liegen eine Menge Informationen vor. Aber vielleicht interpretieren wir sie nicht richtig.«

»Paul, wissen wir, wie die CIA herausgefunden hat, dass der Harpooner in Baku ist?«, fragte Rodgers.

»Nein«, antwortete Hood. »Gute Frage.«

»Ich werde sofort jemanden darauf ansetzen«, sagte Herbert.

Hood und Rodgers warteten, während Herbert einen seiner Mitarbeiter anrief. Hood versuchte, Sinn in die Fakten zu bringen, aber er wusste immer noch nicht, um was es ging. Beunruhigt, verwirrt und müde. Eine gefährliche Kombination, besonders für einen Mann, der die Vierzig schon überschritten hatte. Früher war es ihm nicht schwer gefallen, eine Nacht durchzuarbeiten. Heute war das ganz anders.

Herbert war wieder in der Leitung. »Ich habe jemanden damit beauftragt, mit einem Code Rot-Eins im Büro des CIA-Direktors anzurufen«, informierte er sie. »Wir werden die Information bald haben.«

Code Rot-Eins bedeutete, dass das nationale Interesse bedroht war. Obwohl unter den Geheimdiensten ein starker Konkurrenzkampf geführt wurde, wurden CR1-Anfragen in der Regel umgehend beantwortet.

»Danke«, sagte Hood.

»Paul, kennen Sie die Geschichte von dem Mann, den es nie gab?«, fragte Rodgers.

»Diese Geschichte aus dem Zweiten Weltkrieg? Ich habe das Buch in der High School gelesen. Er war Teil einer Desinformationskampagne im Zweiten Weltkrieg.«

»Stimmt«, erwiderte Rodgers. »Ein britischer Geheimdienst beschaffte sich die Leiche eines Obdachlosen, erfand eine gefälschte Identität für ihn und steckte ihm Papiere in die Taschen, die aussagten, dass die Alliierten nicht in Sizilien, sondern in Griechenland landen würden. Die Leiche wurde an einem Ort zurückgelassen, wo sie von den Deutschen gefunden werden musste. Mit diesem Trick hat man die Achsenmächte von Sizilien abgelenkt. Ich erwähne das nur, weil ein Schlüsselspieler bei der Operation ein britischer General namens Howard Tower war. Und zwar deshalb, weil man auch ihn mit falschen Informationen gefüttert hatte.«

»Aus welchem Grund?«, wollte Hood wissen.

»General Towers Kommunique wurden von den Deutschen abgefangen«, erklärte Rodgers. »Dafür hat der britische Geheimdienst gesorgt.«

»Eines verstehe ich nicht«, warf Herbert ein. »Warum unterhalten wir uns hier über den Zweiten Weltkrieg?«

»Als Tower erfuhr, was geschehen war, hat er sich den Lauf seiner Waffe ins Ohr gesteckt und abgedrückt«, sagte Rodgers.

»Weil er benutzt worden war?«, fragte Hood.

»Nein«, antwortete Rodgers, »weil er dachte, er hätte die ganze Sache vermässelt.«

»Ich begreife es immer noch nicht«, gab Herbert zu.

»Paul, Sie sagten, der Präsident sei ziemlich aufgebracht gewesen, als sie mit ihm gesprochen haben«, fuhr Rodgers fort. »Und bei Ihrem Gespräch mit der First Lady be-

schrrieb Sie Ihnen einen Mann, der kurz vor dem Zusammenbruch steht.«

»Richtig.«

»Das hat vielleicht gar nichts zu bedeuten«, warf Herbert ein. »Er ist schließlich Präsident der Vereinigten Staaten. Der Job kann einen schon mal alt aussehen lassen.«

»Moment bitte, Bob. Ich glaube, Mike möchte auf etwas Bestimmtes hinaus«, warf Hood ein. Er hatte ein merkwürdiges Gefühl im Magen, das immer schlimmer wurde, je mehr er über die ganze Sache nachdachte. »Der Präsident hat nicht müde ausgesehen, als ich mit ihm gesprochen habe. Er hat beunruhigt ausgesehen.«

»Das wundert mich nicht«, sagte Herbert. »Er wurde nicht informiert und hat den Vereinten Nationen gegenüber einen schweren Fauxpas begangen. Es war ihm peinlich.«

»Wir haben es hier aber noch mit einer anderen Komponente zu tun«, sagte Hood. »Wir müssen auch die psychologische Gesamtwirkung einer gezielten Desinformation berücksichtigen. Und wenn bürokratische Fehler und die Glaubwürdigkeit des Präsidenten in der Öffentlichkeit nicht die Gründe dafür sind, dass er getäuscht wurde? Wenn es dafür noch einen anderen Grund gäbe?«

»Zum Beispiel?«, fragte Herbert.

»Was wäre, wenn die Desinformation nicht das Ziel, sondern das Mittel ist? Wenn jemand versucht, Lawrence davon zu überzeugen, dass er die Kontrolle über sich verliert?«

»Sie meinen, wenn jemand versucht, den Präsidenten der Vereinigten Staaten in den Wahnsinn zu treiben?«, wollte Herbert wissen.

»Genau«, antwortete Hood.

»Bevor ich Ihnen das abkaufe, müssen Sie mir erst noch ein paar Argumente liefern«, sagte Herbert. »Wenn jemand so etwas versuchen würde, käme er doch gar nicht damit durch. Der Präsident ist ständig von Menschen umgeben...«

»Bob, wir sind bereits zu dem Schiuss gekommen, dass Fenwick so etwas nie allein durchziehen würde - und es vermutlich auch nicht könnte«, sagte Hood.

»Ja, aber damit so etwas funktioniert, müsste er eine kleine Armee von Leuten haben, die sehr eng mit dem Präsidenten zusammenarbeiten«, wandte Herbert ein.

»Wen?«, fragte Hood. »Den Stabschef?«

»Auf jeden Fall«, sagte Herbert. »Fast alle Informationen, die der Präsident erhält, gehen durch seine Hände.«

»Bei meinem Gespräch mit dem Präsidenten wurde auch Red Gable erwähnt. Der Präsident wollte nicht, das ich mit Gable rede. Offensichtlich traut er seinem Stabschef nicht ganz. Wer noch? Wen würde man noch brauchen, damit ein solcher Plan funktioniert?«

Bevor Herbert antworten konnte, klingelte sein Telefon. Er nahm das Gespräch entgegen und schaltete sich nach kurzer Zeit wieder in die Leitung.

»Erklären Sie jetzt bloß nicht: >Ich habe es Ihnen ja gesagt<«, meldete er sich zurück.

»Warum nicht?«, wollte Hood wissen.

»Die Informationen über den Harpooner hat ein hochrangiger Mitarbeiter der CIA in Washington von der NSA bekommen«, berichtete Herbert. »Die NSA hat niemanden in Baku, daher haben sie die CIA benachrichtigt. Und die hat David Battat nach Aserbaidtschan geschickt.«

»Und der Harpooner hat natürlich gewusst, wo er Battat finden würde. Anstatt ihn zu töten, hat er ihn irgendwie infiziert. Dann wurde Battat als Köder benutzt, um Moore und Thomas zum Krankenhaus zu bringen.«

»So sieht es jedenfalls aus«, gab Herbert zu.

»Paul, Sie hatten gerade eine Frage gestellt«, sagte Rodgers. »Sie wollten wissen, wen man für eine solche Operation noch brauchen würde. Das ist zwar eine gute Frage, aber wir sollten uns zunächst noch etwas ganz anderes fragen.«

»Und das wäre?«, fragte Hood.

»Wer würde am meisten von einer geistigen Unzurechnungsfähigkeit des Präsidenten profitieren? Und wessen

Stellung wäre am besten geeignet, um zu einer Desinformation des Präsidenten beizutragen?«

Hoods Magen krampfte sich zusammen. Die Antwort lag auf der Hand.

Der Vizepräsident.

32

Washington, D.C. - Montag, 23 Uhr 24

Vizepräsident Charles Cotten saß im Wohnzimmer seines Amtssitzes. Die Villa lag auf dem weitläufigen Gelände des US Naval Observatory, nur zwanzig Minuten von den beiden Büros des Vizepräsidenten im Weißen Haus und im benachbarten Old Executive Office Building entfernt. Von der Villa aus war es nur ein kurzer Spaziergang zur National Cathedral. In letzter Zeit war Cotten häufig in der Kathedrale gewesen.

Um zu beten.

Eine Assistentin klopfte an die Tür und trat ein. Sie sagte, dass sein Wagen bereitstehe. Der Vizepräsident dankte ihr und stand auf. Durch den dunklen, holzgetäfelten Korridor ging er auf die Eingangstür zu. Im oberen Stockwerk schliefen seine Frau und Kinder.

Meine Frau und meine Kinder - Cotten hatte nie gedacht, dass diese Worte einmal Teil seines Lebens werden würden. Als Senator in New York war er ein Frauenheld gewesen. Bei jeder offiziellen Veranstaltung war er mit einer anderen, blendend aussehenden Frau am Arm erschienen. In der Presse wurden diese Frauen, die erheblich jünger waren als er, >Cottens Zuckerpuppen< genannt. Es gab regelmäßig Witze darüber, was unterhalb von Cottens Gürtellinie vor sich ging. Aber dann lernte er bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung des Museum of Modern Art in Manhattan Marsha Arnell kennen, und plötzlich war alles ganz anders. Marsha war 27, elf Jahre jünger als er,

und von Beruf Malerin und Kunsthistorikerin. Sie unterhielt sich gerade mit einigen Gästen über Kunst des späten 20. Jahrhunderts und darüber, wie die Arbeit von Werbegrafikern wie Frank Frazetta, James Bama und Rieh Corben eine neue amerikanische Vision geschaffen hatte - Gestalt und Gesicht des Menschen, verschmolzen mit Landschaften, die es nur in Träumen oder der eigenen Fantasie gab. Cotten war fasziniert von der Stimme der jungen Frau, ihren Ideen und ihrer optimistischen Einstellung zu Amerika.

Vier Monate später waren sie verheiratet.

Seit fast zehn Jahren waren Marsha und ihre Zwillingsschwestern nun schon das Fundament in Charles Cottens Leben. Sie waren der Mittelpunkt, um den seine Gedanken kreisten. Ihre Zukunft lag ihm am Herzen.

Und sie waren auch der Grund dafür, dass der Vizepräsident diesen Plan ersonnen hatte. Er wollte Amerika für seine Familie bewahren.

Denn Cotten war fest davon überzeugt, dass die Vereinigten Staaten in Gefahr waren. Nicht nur wegen Terroristenanschlägen, obwohl deren wachsende Zahl zu einer echten Bedrohung geworden war. Die Gefahr bestand darin, dass die Vereinigten Staaten auf dem besten Weg waren, unwichtig zu werden. Das amerikanische Militär besaß so viel Schlagkraft, dass es die Welt gleich mehrfach zerstören konnte. Aber andere Länder wussten, dass es das nie tun würde, und hatten daher keine Angst mehr vor den USA. Die amerikanische Wirtschaft war relativ stark. Aber das waren die Volkswirtschaften vieler anderer Länder und Allianzen auch. Der Euro war stark, und die neue Südamerikanische Liga und ihre SAL-Währung gewannen immer mehr an Macht und Einfluss. Mittelamerika und Mexiko verhandelten über eine neue Konföderation. Kanada überlegte, der EWG beizutreten.

Cottens Ansicht nach wurde solchen Bündnissen, solchen Ländern nicht das Misstrauen und der Unmut entgegengebracht, die Amerika auf der ganzen Welt entgegen-schlügen. Und der Grund dafür? Amerika war ein Riese,

den alle zu Fall bringen wollten. Sie wollten ihn nicht zerstören, nein, denn sie brauchten die Vereinigten Staaten viel zu sehr für die internationale Politik. Sie wollten sie demütigen und erniedrigen. Für ihre Feinde waren die Vereinigten Staaten ein Gauner, der sich in alles einmischte, und für ihre angeblichen Verbündeten ein arroganter großer Bruder.

Cotten war der Auffassung, dass andere Länder in Zeiten internationaler Wirtschaftskrisen nicht so zimperlich gewesen waren. Es war in Ordnung, in Frankreich einzumarschieren, um die Franzosen von Hitler zu befreien. Aber es war nicht in Ordnung, Frankreich zu überfliegen, um Libyen zu bombardieren, ein Land, in dem ebenfalls ein Tyrann sein Unwesen trieb. Es war in Ordnung, militärische Präsenz in Saudi-Arabien zu zeigen, um das Land vor Saddam Hussein zu schützen. Aber es war nicht in Ordnung, von Riad aus Kampfflugzeuge zu starten, um amerikanische Truppen in der Region zu beschützen.

Die amerikanischen Staaten wurden weder respektiert noch gefürchtet, dachte Cotten. Das musste sich ändern. Und zwar, lange bevor Michael Lawrence das Weiße Haus in drei Jahren wieder verlassen würde. Denn dann würde es zu spät sein.

Das Problem war nicht von Michael Lawrence verursacht worden. Er war lediglich der letzte Fackelträger eines arroganten Isolationismus. Während seiner Zeit als Senator war Cotten der Meinung gewesen, dass die Vereinigten Staaten ein Land sein sollten, das sein Augenmerk stärker auf den Rest der Welt richtete. Ein Land, wie Teddy Roosevelt es beschrieben hatte. Ein Land, das eine große Keule trug und keine Angst hatte, sie einzusetzen. Aber auch ein Land, das die leisen Töne beherrschte. Ein Amerika, das wusste, wie man Diplomatie und wirtschaftlichen Druck einsetzte. Ein Land, das Auftragsmorde und Erpressung nutzte, anstatt bei jedem nichtigen Anlass einen Minikrieg zu beginnen, der von der Öffentlichkeit sowieso nicht unterstützt wurde.

Als der Senator gebeten wurde, bei den nächsten Wahlen zusammen mit dem Präsidentschaftskandidaten Michael Lawrence anzutreten, akzeptierte er. Die Öffentlichkeit mochte Lawrence Slogan >Ich bin für das Volk<, und ihr gefiel die Vorstellung, einen Mann vor sich zu haben, der aus der politischen Wildnis zurückgekehrt war, um ihr zu dienen. Aber Lawrence hatte als Gegenpol für seine verhältnismäßig direkte und unabhängige Art jemanden haben wollen, der wusste, wie man die Hinterzimmer des Kongresses beeinflusste, und sich mit den Machtzentren im Ausland auskannte.

Cotten verließ die Villa und stieg in den Wagen. Sein Chauffeur schloss die Tür hinter ihm, dann fuhren sie in die dunkle, stille Nacht. Cottens Gewissen meldete sich. Er fand keinen Gefallen an dem, was er und seine Verbündeten tun würden. Er konnte sich noch gut daran erinnern, wie er an sie und andere herangetreten war. In einem Gespräch unter vier Augen hatte er wie zufällig einige beiläufige Bemerkungen gemacht. Waren diese ignoriert worden, hatte er das Thema fallen gelassen. Falls nicht, war er etwas deutlicher geworden. Er hatte damals gedacht, dass er in der gleichen Lage war wie ein verheirateter Mann, der eine Frau fragte, ob sie mit ihm eine Affäre haben wollte - wenn man bei der Falschen zu weit ging, wurde nie etwas daraus.

Jeder der Männer war aus dem gleichen Grund sein Verbündeter geworden: Patriotismus. Sie alle wollten ein Amerika schaffen, das die Völkergemeinschaft anführte, anstatt lediglich auf sie zu reagieren. Ein Amerika, das Frieden mit Wohlstand belohnte und Kriegshetzer nicht mit einer öffentlichen Standpauke bestrafte, sondern mit einem einsamen, stillen Tod. Lawrence war nicht bereit, die Grenze zwischen legalem Krieg und illegalem Mord zu überschreiten, auch wenn damit Menschenleben gerettet werden konnten. Aber das 21. Jahrhundert war keine Zeit für Kriege. Kriege verursachten kurzfristig Elend und Not und langfristig Hass. Die Welt wurde zu klein und zu eng für Bomben. So widerwärtig ihr Plan auch war, es musste

sich etwas ändern. Um der Nation und ihrer Kinder willen. Um seiner Kinder willen.

Der Wagen fuhr durch die menschenleeren Straßen. Nachts war Washington immer so ruhig. Um diese Zeit waren nur noch Spione und Verschwörer unterwegs. Es war merkwürdig, von sich selbst in dieser Kategorie zu denken. Bis jetzt hatte er immer mit offenen Karten gespielt. Wenn einem etwas am Herzen lag, sagte man auch seine Meinung dazu. Aber das hier war etwas ganz anderes. Die Operation musste streng geheim gehalten werden. Eingeweiht waren nur die Männer, die aktiv an der Planung und Ausführung beteiligt waren.

Sie hatten es bald geschafft, dachte Cotten. Die letzte Phase des Plans war angelaufen. Nach Informationen von Mitarbeitern des Präsidenten hatte es Lawrence völlig aus der Fassung gebracht, öffentlich eine UNO-Initiative bekannt zu geben, die gar nicht existierte. Es hatte ihm mehr zugesetzt als all die anderen Enten, die Fenwick und Gable ihm zugespielt und anschließend dementiert hatten - in der Regel bei einer Kabinettsitzung oder einer Besprechung im Oval Office.

»Nein, Mr. President«, hatte Cotten dann gesagt - mit leiser Stimme, als würde er sich für die Verwirrung des Präsidenten schämen. »Es gab niemals einen Bericht des Pentagons, in dem stand, dass sich Russland und China über den Amur hinweg Feuergefechte geliefert hätten. Sir, wir haben nichts davon gehört, dass der FBI-Direktor seinen Rücktritt angedroht hat. Wann soll das gewesen sein? Mr. President, erinnern Sie sich denn nicht mehr? Wir hatten doch vereinbart, dass Mr. Fenwick diese Information an den Iran weiterleiten wird.«

Die Weitergabe von Informationen an den Iran war für die letzte Phase der Operation von entscheidender Bedeutung gewesen. Jack Fenwick hatte dem iranischen Botschafter gesagt, dass Kontakte der amerikanischen Geheimdienste vor einem Anschlag Aserbaidschans warnten. Sie waren nicht sicher, auf welches Ziel, aber es würde vermutlich ein Terroranschlag im Zentrum Teherans sein.

Fenwick hatte dem Iran versichert, dass sich die Vereinigten Staaten im Falle iranischer Vergeltungsaktionen nicht einmischen würden. Die USA strebten engere Beziehungen zu der islamischen Republik an und wollten einer Selbstverteidigung des Landes keinesfalls im Wege stehen.

Lawrence würde natürlich so manipuliert werden, dass er etwas weniger freundlich reagierte. Wenn ihm klar wurde, wohin seine verwirrte Wahrnehmung das Land gebracht hatte, würde er zurücktreten müssen.

Die Tatsache, dass Lawrence nichts über Fenwicks Besprechung mit den Iranern wusste, spielte keine Rolle. Bei ihrer Besprechung heute Abend, an der nur der engste Beraterkreis um den Präsidenten teilnahm - Gable, Fenwick und der Vizepräsident -, würden die Männer dem Präsidenten einreden, dass er die ganze Zeit auf dem Laufenden gehalten worden war. Sie würden ihm Memos zeigen, die er gesehen und unterschrieben hatte. Sie würden ihm den Terminkalender zeigen, den seine Sekretärin auf ihrem Computer führte. Der Termin war hinzugefügt worden, als sie bereits nach Hause gegangen war. Und dann würden sie mit der momentanen Krise weitermachen. Sie würden den Präsidenten seine eigenen Schlüsse ziehen lassen und voll und ganz seiner Meinung sein. Morgen Früh würde Lawrence öffentlich einen Konfrontationskurs einschlagen und sich mit zwei der unberechenbarsten Länder der Welt anlegen.

Am Morgen darauf würde die *Washington Post* mit Hilfe nicht genannter Quellen in der NSA einen Artikel auf der oberen Hälfte der Titelseite bringen, in dem der Geisteszustand des Präsidenten kritisch beäugt wurde. Der Artikel würde sich zwar vor allem mit dem UNO-Fiasko beschäftigen, aber auch exklusive Details über einige der zunehmend Besorgnis erregenden und eindeutig belegten Fehlleistungen des Präsidenten enthalten. Die Nation würde einen labilen Geisteszustand ihres obersten Befehlshabers nicht tolerieren. Vor allem jetzt nicht, wo er sich gerade anschickte, das Land in einen Krieg zu verwickeln.

Und dann würde alles sehr schnell gehen. In der Ver-

fassung war nicht vorgesehen, dass sich der amerikanische Präsident beurlauben ließ. Und ein schnellwirkendes Heilmittel gegen Geisteskrankheit gab es auch nicht. Lawrence würde zurücktreten müssen, wenn nicht auf Druck der Öffentlichkeit, dann von Gesetz wegen. Cotten würde Präsident werden. Die amerikanischen Truppen würden sofort aus dem Kaspischen Meer abgezogen, eine Konfrontation mit dem Iran und Russland vermieden werden. Stattdessen würden sie anhand von Beweisen ihrer Geheimdienste belegen, dass die gesamte Operation vom Iran geplant worden war. Teheran würde zwar protestieren, aber mit der Glaubwürdigkeit der Regierung würde es danach nicht mehr sehr weit her sein. Dann würden die Vereinigten Staaten auf diplomatischem Wege Möglichkeiten finden, um den gemäßigten Kräften im Iran mehr Einfluss zu verschaffen. Und Aserbaidshan, dem eine militärische Konfrontation mit dem Iran und Russland erspart geblieben war, würde in Amerikas Schuld stehen.

Nachdem die Gefahr eines Krieges gebannt war, würde Präsident Cotten allerdings noch etwas anderes tun: Er würde dafür sorgen, dass sich Aserbaidshan und Amerika die Ölvorkommen im Kaspischen Meer teilten. Der Nahe Osten würde nie Druck auf die Vereinigten Staaten ausüben können. Weder in amerikanischen Botschaften noch an den Tankstellen des Landes.

Wenn die Ordnung wiederhergestellt war und Einfluss und Glaubwürdigkeit Amerikas einen Höhepunkt erreicht hatten, würde Präsident Charles Cotten den Nationen der Welt die Hand entgegenstrecken. Er würde sie einladen, an einem dauerhaften Frieden und Wohlstand teilzuhaben. Wenn die Menschen dieser Länder zum ersten Mal Frieden und wirtschaftliche Stabilität erfuhren, würden sie ihre Regierungen nach einiger Zeit zum Teufel jagen. Irgendwann würde auch China diesem Beispiel folgen. Es gab gar keine andere Möglichkeit. Die Menschen waren gierig, und die Kommunisten der alten Schule würden nicht ewig leben. Wenn die Vereinigten Staaten aufhörten, sie zu provozieren, wenn sie der Regierung keinen Feind

für die Öffentlichkeit mehr boten, würde Peking nachgeben und sich weiterentwickeln.

Das war die Welt, die Charles Cotten für Amerika haben wollte. Für seine Kinder. Er hatte jahrelang darüber nachgedacht. Er hatte hart gearbeitet, um sie wahr werden zu lassen. Er hatte darum gebetet.

Und sehr bald schon würde er diese Welt haben.

33

Baku/Aserbaidtschan - Dienstag, 8 Uhr 09

David Battat lag in einer kleinen, nur spärlich möblierten Wohnung auf einem harten Doppelbett. Links von ihm befand sich ein Fenster. Obwohl die Jalousien heruntergelassen waren, drang noch etwas Licht von draußen herein.

Battat fröstelte, aber er war hellwach. Seine Entführerin, Gastgeberin oder Retterin - er wusste noch nicht recht, wie er sie nennen sollte - war in der kleinen Küche, die rechts von ihm lag. Sie war gerade dabei gewesen, Eier mit Speck zu braten und Tee zu machen, als das Telefon geklingelt hatte.

Battat hoffte, dass das Gespräch nicht lange dauern würde. Das Essen roch gut, aber eine Tasse Tee war genau das, was er jetzt unbedingt brauchte. Denn er musste sich von innen wärmen, damit er aufhörte zu zittern. Er fühlte sich, als hätte er die Grippe. Er war entkräftet und sah und hörte alles wie durch einen dichten Nebel. Sein Kopf dröhnte, und in der Brust hatte er ein beklemmendes Gefühl. Noch nie hatte er sich so krank gefühlt. Aber wenn er eine Tasse Tee getrunken und anschließend etwas gegessen hatte, konnte er sich hoffentlich besser konzentrieren. Dann würde er vielleicht auch verstehen, was im Krankenhaus geschehen war.

Die Frau kam zu ihm ans Bett, in der Hand das Telefon. Sie war etwa einsfunfundsiebzig groß und hatte ein

schmales, dunkles Gesicht mit hohen Wangenknochen und blauen Augen, das von schulterlangem schwarzem Haar eingerahmt war. Battat hätte wetten können, dass sie litauische Vorfahren hatte.

Sie hielt ihm das Telefon hin. »Hier ist jemand, der Sie sprechen möchte.« Sie sprach Englisch mit starkem Akzent.

»Danke.« Battats Stimme war lediglich ein heiseres Krächzen. Er nahm ihr das schnurlose Telefon aus der Hand, fragte aber nicht, wer ihn sprechen wollte. Das würde er noch früh genug herausfinden. »Hallo?«

»David Battat?«, sagte der Anrufer

»Ja ...«

»David, hier spricht Paul Hood, der Direktor des Op-Centers.«

»Paul Hood?« Battat war verwirrt. Woher wusste das Op-Center, dass er hier war, und weshalb rief Hood ihn an? »Sir, es tut mir wirklich Leid, was passiert ist«, sagte Battat, »aber ich wusste nicht, dass Annabelle Hampton mit den Terroristen zusammengearbeitet hat...«

»Es geht nicht um die Geiselnahme bei den Vereinten Nationen«, unterbrach Hood. »David, hören Sie mir zu. Wir haben Grund zu der Annahme, dass die NSA Ihnen und Ihren Kollegen eine Falle gestellt hat.«

Battat brauchte einen Moment, bis er begriff, was Hood gerade gesagt hatte. »Sie haben uns eine Falle gestellt, damit sie uns umbringen können? Aber warum?«

»Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen«, erwiderte Hood. »Aber vorläufig sind Sie außer Gefahr.«

Die junge Frau kam mit einer Tasse Tee in der Hand zu ihm herüber. Sie stellte die Tasse auf den Nachttisch neben dem Bett. Battat stützte sich auf einen Ellbogen und setzte sich auf. Sie half ihm, indem sie ihm unter die Arme griff und ihn praktisch hochhob.

»Ich muss etwas wissen«, fuhr Hood fort. »Können Sie uns bei der Eliminierung des Harpooners helfen, wenn wir seinen Aufenthaltsort ermittelt haben?«

»Wenn ich irgendwie an ihn drankomme, werde ich sie sicher unterstützen können«, antwortete Battat. Allein der

Gedanke an die Eliminierung des Harpooners verlieh ihm neue Kraft.

»Gut«, erwiderte Hood. »Wir arbeiten zusammen mit einem russischen Geheimdienst an der Sache. Ich weiß nicht, wann uns neue Informationen vorliegen. Aber wenn es soweit ist, werde ich Sie und Ihre neue Partnerin sofort informieren.«

Battat sah zu der jungen Frau hinüber, die in der Küche stand und die Eier auf zwei Teller verteilte. Als er das letzte Mal im Einsatz gewesen war, waren die Russen noch seine Feinde gewesen. Er hatte schon einen merkwürdigen Beruf.

»Können Sie uns sonst noch etwas über den Harpooner sagen?«, fragte Hood. »Haben Sie etwas gehört oder gesehen, während Sie auf ihn gewartet haben? Haben Moore oder Thomas etwas über ihn gesagt?«

»Nein«, erwiderte Battat. Er trank einen Schluck Tee, der stärker war, als er es gewohnt war, und wie ein Schuss Adrenalin wirkte. »Ich weiß nur, dass mich jemand von hinten in den Würgegriff genommen hat. Und dann bin ich auf dem Boden liegend wieder zu mir gekommen. Für Moore und Thomas war die ganze Sache genauso ein Rätsel wie für mich.«

»Warum?«

»Weil der Harpooner mich am Leben gelassen hat«, antwortete Battat.

»Stimmt. Sie ruhen sich jetzt erst einmal aus. Wir wissen nicht, wo der Harpooner wieder auftauchen wird oder wie viel Zeit Sie haben werden, um ihn festzunehmen. Aber wir müssen uns darauf verlassen können, dass Sie sofort einsatzbereit sind.«

»Kein Problem«, erwiderte Battat.

Hood dankte ihm, und die Verbindung brach ab. Battat legte das Telefon auf den Nachttisch. Dann trank er noch einen Schluck Tee. Er fühlte sich immer noch sehr schwach, aber wenigstens zitterte er nicht mehr so stark wie vorhin.

Die junge Frau brachte ihm einen Teller mit Rühreiern.

Battat beobachtete sie, als sie ihm den Teller auf die Beine stellte und eine Stoffserviette und Besteck auf den Nachttisch legte. Sie sah müde aus.

»Ich heiße David Battat«, sagte er.

»Ich weiß.«

»Und Sie sind ...?«, drängte er.

»In Baku bin ich Odette Kolker«, antwortete sie. Der Ton in ihrer Stimme verbot jedes Nachfragen und sagte ihm zwei Dinge: erstens, dass sie mit Sicherheit keine Aserbaidschanerin war, die von den Russen angeworben worden war. Und zweitens, dass Battat ihren richtigen Namen nicht erfahren würde. Jedenfalls nicht von ihr.

»Freut mich, Sie kennen zu lernen.« Battat hielt ihr die Hand hin. »Außerdem möchte ich mich bei Ihnen bedanken, für alles, was Sie getan haben.«

»Gern geschehen«, erwiderte sie.

Mechanisch schüttelte sie Battat die Hand. Dabei bemerkte er mehrere kleine Blutflecken am Ärmel ihrer cremefarbenen Uniformbluse. An ihrer Hand und ihrem Unterarm konnte er keine Verletzungen entdecken. Das Blut schien nicht von ihr zu stammen.

»Sind Sie wirklich Polizistin?«, fragte Battat.

»Ja«, antwortete sie.

»Hatten Sie gerade Nachtschicht?«

»Nein. Man hat mich angerufen.« Sie lächelte. »Überstunden bekomme ich für das hier übrigens nicht.«

Battat trank noch etwas Tee und erwiderte das Lächeln dann. »Es tut mir Leid, dass Sie aufgeweckt wurden.« Er stellte den Teller auf den Nachttisch und wollte die Bettdecke zur Seite schieben. »Ich sollte Ihnen nicht Ihr Bett wegnehmen ...«

»Nein, nein, das ist schon in Ordnung«, wehrte sie ab.

»Ich muss in einer Stunde zum Dienst. Außerdem bin ich es gewohnt, unerwartet Gäste zu bekommen.«

»Berufsrisiko«, bemerkte er.

»Sozusagen. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte. Ich muss etwas essen. Und Sie sollten das auch tun. Essen Sie, und dann ruhen Sie sich aus.«

»Versprochen«, sagte Battat.

»Brauchen Sie Salz oder sonst noch etwas?«

»Nein, danke.«

Odette drehte sich um und ging langsam wieder in die Küche.

Vor kaum einer Stunde hatte sie einen Mann getötet, gerade eben Frühstück gemacht. Sie hatten wirklich einen merkwürdigen Beruf.

34

Washington, D.C. - Dienstag, 00 Uhr 10

»Hallo, Paul.«

Sharons Stimme klang kühl und gereizt. Hood sah auf die Uhr seines Computers und fluchte leise. Er hatte Sharon schon vor über einer Stunde anrufen wollen. Aber dann hatte Herbert mit dem Bericht von Viens angerufen, und er hatte es vergessen.

»Sharon, es tut mir wirklich Leid«, sagte er.

»Was tut dir Leid?«, fragte Sharon.

»Dass ich nicht angerufen habe«, erwiderte er. »Ich wollte ...«

»Paul, die Entschuldigung kannst du dir sparen. Ich wollte dir nur sagen, dass ich gerade aus dem Krankenhaus komme.«

»Du warst im Krankenhaus? Was ist passiert?«

»Harleigh ist vor neunzig Minuten durchgedreht. Ich habe einen Krankenwagen gerufen - ich wusste nicht, was ich sonst hätte tun sollen.«

»Du hast genau das Richtige getan«, sagte Hood. »Wie geht es ihr?«

»Dr. Basralian hat ihr ein Beruhigungsmittel gegeben. Sie schläft jetzt.«

»Was meint der Arzt?«, fragte Hood. »Ist es physisch ... ?«

»Er ist sich nicht sicher«, erwiderte sie. »Sie werden morgen früh noch ein paar Tests machen. Der Arzt hat gesagt, dass ein traumatisches Erlebnis manchmal auch Auswirkungen auf die Physis haben kann. Es kann zu einer Überfunktion der Schilddrüse führen oder zu einem Adrenalinüberschuss. Aber ich habe dich nicht angerufen, damit du alles stehen und liegen lässt und ins Krankenhaus fährst. Ich wollte nur, dass du Bescheid weißt.«

»Danke«, sagte Hood. »Aber ich werde sie trotzdem besuchen, sobald ich hier weg kann.«

»Das dachte ich mir. Gibt es ein Problem?«, fragte Sharon.

»Mit was?«

»Mit der Welt«, sagte Sharon.

»Ständig«, erwiderte Hood.

»Ich hatte es zuerst im Hotel versucht«, sagte Sharon.

»Aber als du dort nicht zu erreichen warst, habe ich mir gedacht, dass du wieder den Feuerwehrmann spielen und irgendwo ein Feuer löschen musst.«

Hood war nicht sicher, wie er die Bemerkung auffassen sollte. Er versuchte, keine tiefere Bedeutung darin zu sehen. »Wir haben ein Problem im Nahen Osten. Es könnte kritisch werden.«

»Dann will ich dich nicht aufhalten«, entgegnete Sharon. »Aber bring dich nicht um dabei, Paul. Du bist kein Kind mehr. Du brauchst Schlaf. Und die Kinder brauchen dich.«

»Ich pass auf mich auf«, versprach er.

Sharon legte auf. Als Hood und seine Frau noch zusammen gewesen waren, war Sharon immer enttäuscht und verärgert, wenn er lange arbeitete. Jetzt, nachdem sie sich getrennt hatten, war sie ruhig und besonnen. Oder vielleicht bemühte sie sich wegen Harleigh, nicht die Fassung zu verlieren. Egal, aus welchem Grund, für die Familie war die Trennung ein schwerer Schlag.

Aber Hood hatte keine Zeit, über die Scheidung oder den Zustand seiner Tochter nachzudenken, denn kaum hatte er aufgelegt, klingelte das Telefon schon wieder.

Auch dieser Anruf kam von einer Frau, die sich Sorgen machte.

Doch dieses Mal war es die Frau des Präsidenten.

35

St. Petersburg/Russland - Dienstag, 8 Uhr 30

General Orlow war stolz darauf, dass seine Agentin den Amerikaner gerettet hatte. Stolz, aber nicht überrascht.

Odette - Natalia Basow - war seit drei Jahren für ihn tätig. Die 32-Jährige hatte früher als Dechiffrierexpertin gearbeitet und ihre Karriere bei der GRU, der militärischen Auslandsaufklärung, begonnen. Ihr Mann Viktor war Offizier bei der russischen Spezialeinheit Spetsnaz gewesen. Als Viktor bei einem Einsatz in Tschetschenien getötet wurde, verfiel Basow zunehmend in Depressionen und wollte keine Schreibtischarbeit mehr machen. Und weil die GRU zu der Zeit gerade umstrukturiert und verkleinert wurde, schickte man Basow zu Orlow. Orlow war froh, dass er die junge Frau einsetzen konnte. Sie war nicht nur in elektronischer Spionage ausgebildet, sondern hatte von ihrem Mann auch die Selbstverteidigungstechniken des Sambo gelernt, das in der Spetsnaz als tödliche Kampfsportart unterrichtet wurde.

Orlow hatte die Grundlagen des Sambo gelernt, um sich fit zu halten. Bei dieser Kampfsportart verließ man sich bei einem Angriff nicht auf einstudierte Bewegungen oder Körperkraft, sondern reagierte mit einem Gegenangriff, der von instinktiven Verteidigungsbewegungen diktiert wurde. Wenn man auf der rechten Seite des Brustkorbs getroffen wurde, drehte man instinktiv die rechte Körperhälfte weg, um dem Angriff auszuweichen, sodass die linke Körperhälfte nach vorn kam. Der Gegenangriff wurde daher mit dem linken Arm geführt. Allerdings wurde kein einzelner Schlag platziert, sondern gleich ein drei-

facher, also beispielsweise ein Faustschlag auf das Kinn, ein Schlag mit dem Ellbogen an den Kiefer und ein harter Schlag mit dem Handrücken, alles unmittelbar nacheinander. Noch während des Zuschlagens veränderte man seine Stellung so, dass man sofort den nächsten Dreifachschlag anbringen konnte. In der Regel bekam der Gegner nur einmal die Gelegenheit zum Angreifen. Und wenn man es mit mehreren Angreifern zu tun hatte, waren diese so damit beschäftigt, ihren zu Boden fallenden Kameraden aus dem Weg zu gehen, dass sie nicht alle gleichzeitig angreifen konnten.

Basow war Expertin in Sambo. Und sie hatte gute Arbeit in Aserbaidshon geleistet. Orlovs Leute hatten ihr eine falsche Identität verschafft, sodass sie eine Stellung bei der Polizei von Baku antreten konnte. Als Polizistin konnte sie problemlos andere Leute, Kollegen, Wachposten und Sicherheitspersonal von Fabriken und Militärbasen beobachten und befragen. Auf diese Weise erfuhr sie, was in Bakus Machtkreisen und Militär geschah. Da sie eine schöne Frau war, waren die meisten Männer gerne bereit, sich mit ihr zu unterhalten, besonders in Bars. Und die meisten machten den Fehler, sie zu unterschätzen.

Basow hatte gesagt, dass sie und ihr Gast in Sicherheit seien. Um sie machte sich Orlow keine Gedanken. Aber er überlegte fieberhaft, wie sie den Harpooner finden konnten. Basow hatte Orlow berichtet, dass über den Polizeifunk von Baku eine Explosion im Hafengebiet gemeldet worden sei, bei der ein Boot in die Luft gegangen und alle Besatzungsmitglieder getötet worden waren. Orlow hätte darauf schwören können, dass das Boot dem Harpooner gehört hatte. Es war eindeutig seine Handschrift - sämtliche Beweise und möglichst auch noch einige oder alle Missetäter zu vernichten. Den Toten würde man vermutlich den Anschlag auf die Bohrinsel in die Schuhe schieben. Orlow fragte sich, wer sie wohl waren. Aserbaidshoner? Iraker? Russen? Für einen solchen Auftrag hätte der Harpooner überall Leute anheuern können. Allerdings nur, solange

sie nicht wussten, was er normalerweise mit seinen Angestellten machte.

Die meisten von Orlows Mitarbeitern kamen um halb acht zur Arbeit. Der General hatte eine E-Mail an die beiden Schlüsselmitglieder seines Teams gesandt - Boris und Pjotr -, in der er sie bat, so schnell wie möglich in sein Büro zu kommen. Wenn der Harpooner für den Anschlag im Kaspischen Meer verantwortlich war, würde er wahrscheinlich nicht versuchen, Baku sofort zu verlassen. Bei seinen früheren Aufträgen hatte er offenbar immer einen oder zwei Tage gewartet und war erst dann verschwunden. Er kam auffällig oft nach Moskau. Niemand kannte den Grund dafür. Kaum hatten die Behörden herausgefunden, dass er in der Stadt war, war er schon wieder untergetaucht. General Orlow wollte das nicht noch einmal geschehen lassen. Aber wie sollten sie ihn finden? Vielleicht hatte Paul Hood ihnen unwissentlich einen Hinweis gegeben.

Boris Groski war ein mürrisch aussehender, grauhaariger Veteran des Geheimdiensts, der den Kalten Krieg vermisste. Pjotr Korsow war ein eifriger Newcomer, der an der Technion im israelischen Haifa studiert hatte. Er fand es aufregend, in diesem Bereich, der ihm sehr gefiel, tätig sein zu können, und als Vorgesetzten einen Mann zu haben, der einer der Wegbereiter der russischen Raumfahrt gewesen war. Die Männer kamen im Abstand von einer Minute in Orlows fensterloses Büro und setzten sich auf das Sofa vor dessen Schreibtisch. Groski hielt eine Tasse Tee in der Hand, Korsow balancierte einen Laptop auf seinen Knien.

Orlow informierte die beiden. Groski begann erst Interesse zu zeigen, als der General erwähnte, dass die NSA und die CIA in den Anschlag am Kaspischen Meer verwickelt sein könnten.

»Ich möchte Folgendes wissen«, sagte Orlow. »Wir haben doch bereits früher die Telefone amerikanischer Agenten abgehört. Wir sind bei vielen abhörsicheren Leitungen durchgekommen.«

»Wir sind bei den meisten durchgekommen«, korrigierte Groski.

»Sie versuchen, das Abhören zu verhindern, indem sie das Signal jede Sekunde ändern«, sagte Korsow. »Hier geht es um Modulationen von wenigen Megahertz in der Superhochfrequenz. Aber wir haben gelernt, wie wir die meisten dieser Modulationen mitmachen können.«

»Das Schwierige daran ist die Dechiffrierung von Nachrichten, die elektronisch verschlüsselt wurden«, fügte Groski hinzu. »Die amerikanischen Geheimdienste arbeiten mit sehr komplizierten Codes. Unsere Computer schaffen es nicht immer, solche Anrufe zu entschlüsseln.«

»Verwendet ein Anrufer in der Regel immer die gleichen Signale und Muster?«, wollte Orlow von Korsow wissen.

»Normalerweise schon. Sonst gäbe es eine Überlagerung der Ton- und Hörfrequenzen. Die Anrufer würden sich ständig gegenseitig stören.«

»Archivieren wir die Aufzeichnungen der Anrufe?«, fragte Orlow.

»Die Gespräche?«, fragte Groski. »Ja. Wir versuchen, sie zu entschlüsseln ...«

»Ich meine die Signale«, unterbrach Orlow.

»Ja, sicher«, sagte Groski. »Wir schicken sie zum Laika hoch, damit er gezielt nach solchen Signalen suchen kann.«

Der Laika war der Spionagesatellit des russischen Op-Centers. Er war nach der sowjetischen Weltraumhündin benannt und kreiste in einer geostationären Umlaufbahn über Washington, D.C. Der Satellit konnte Signale aus den Vereinigten Staaten, ganz Europa und Teilen Afrikas auffangen.

»Wenn der Harpooner mit einem Geheimdienst in Washington gesprochen hat, haben wir möglicherweise das Signal und vielleicht auch den Inhalt aufgenommen«, sagte Orlow.

»Richtig«, pflichtete Korsow bei.

Sehr gut. Gehen Sie die Computerdatensätze für die

letzten zwei Wochen durch. Suchen Sie nach Kontakten zwischen Aserbaidshan und der National Security Agency in Washington. Bringen Sie mir sämtliche Informationen, die wir darüber haben.«

»Auch, wenn wir sie noch nicht entschlüsselt haben?«, wollte Korsow wissen.

»Auch dann«, erwiderte Orlow. »Ich möchte wissen, von wo genau der Harpooner oder einer seiner Leute Gespräche geführt hat.«

»Und was werden Sie tun, wenn Sie das wissen?«, fragte Groski.

»Ich werde das amerikanische Op-Center anrufen und bitten, sämtliche Satellitenbilder zu durchsuchen, die es für diese Region hat«, sagte Orlow. »Der Harpooner musste den Sprengstoff und seine Leute in Position bringen. Wenn es uns gelingt, seinen Standort zu bestimmen, werden wir ihn vielleicht auf den Satellitenbildern finden ...«

»Und Hinweise darauf, wo er jetzt sein könnte«, warf Groski ein.

Orlow nickte.

»Wir bringen Ihnen die Informationen so schnell wie möglich«, sagte Korsow. »Es wäre großartig, wenn wir dieses Monster schnappen könnten.«

»Ja, das wäre es«, stimmte Orlow zu.

Die beiden Männer verließen das Büro. Orlow griff zum Telefon und wählte Paul Hoods Nummer, um ihn über den aktuellen Stand ihrer Ermittlungen zu informieren.

Die Eliminierung des Harpooners wäre ein Höhepunkt seiner Karriere. Aber mehr als das fragte er sich, ob die enge Kooperation der beiden Op-Center nicht mehr und mehr zur Routine werden könnte. Ob Vertrauen und Kooperation zu weniger Misstrauen und mehr internationaler Sicherheit führen könnten.

Das wäre dann wirklich großartig.

Washington, D.C - Dienstag, 00 Uhr 30

»Paul, ich glaube, Sie sollten herkommen«, sagte Megan Lawrence. »Hier ist etwas im Gange.«

Die Stimme der First Lady klang ruhig und gefasst. Aber Hood kannte sie gut genug, um zu wissen, dass es Megans >Ich-muss-stark-sein-Stimme< war. Er hatte diese Stimme während des Wahlkampfes gehört, als ihr von der presse unverschämte Fragen wegen einer Abtreibung gestellt wurden, obwohl sie den Präsidenten zu der Zeit noch gar nicht gekannt hatte. Und genau wie damals schöpfte Megan diese Kraft tief aus ihrem Inneren. Sie würde erst zusammenbrechen, wenn alles vorbei war.

»Was ist los?« Hood musste sich zusammenreißen, um sich mit dem Problem der First Lady beschäftigen zu können. Der Anruf von Sharon hatte ihm zugesetzt.

»Wir wollten gerade zu Bett gehen, als Michael einen Anruf von Jack Fenwick erhielt«, sagte Megan. »Was immer Fenwick zu meinem Mann gesagt hat, es hat ihn sehr mitgenommen. Während des Gesprächs und danach blieb seine Stimme ganz ruhig, aber ich habe wieder diesen Ausdruck auf seinem Gesicht gesehen.«

»Was für einen Ausdruck?«, fragte Hood.

»Ich kann ihn schlecht beschreiben.«

»War er reserviert, erschreckt, unsicher?«

»Alles zusammen«, erwiderte Megan.

Hood verstand, was sie sagen wollte. Genau das hatte er im Oval Office gesehen. »Wo ist der Präsident jetzt?«

»Er ist nach unten gegangen, um sich mit Fenwick, dem Vizepräsidenten und Red Gable zu treffen«, erwiderte Megan.

»Hat er gesagt, um was es bei der Besprechung geht?«

»Nein. Aber er hat gesagt, dass ich nicht aufbleiben und auf ihn warten soll.«

Es ging vermutlich um den Anschlag im Kaspischen Meer. Ein kleiner Teil von Hood, der nicht an eine Ver-

schwörung glaubte, flüsterte ihm zu, dass er sich deswegen wohl keine Sorgen zu machen brauchte. Andererseits traf sich der Präsident mit Leuten, die ihn bereits vorher mit falschen Informationen gefüttert hatten. Vielleicht war es das, was Megan im Gesicht ihres Mannes gesehen hatte. Die Angst, dass es wieder geschehen würde.

»Paul, egal, was hier vor sich geht, ich glaube, Michael braucht jetzt seine Freunde«, sagte Megan. »Er sollte mit Menschen zusammen sein, die er gut kennt und denen er vertrauen kann. Politische Berater gehören nicht zu dieser Kategorie.«

Hoods neue Assistentin Stef Van Cleef meldete sich über die Gegensprechanlage. Sie sagte, dass General Orlow auf der anderen Leitung angerufen habe. Hood sagte ihr, sie solle sich bei dem General für die Verzögerung entschuldigen. Er werde das Gespräch gleich annehmen.

»Megan, ich bin voll und ganz Ihrer Meinung«, sagte er dann. »Aber ich kann mich nicht selbst zu einer Besprechung im Oval Office einladen ...«

»Sie haben doch die Unbedenklichkeitsbescheinigung«, wandte sie ein.

»Für den Westflügel, nicht für das Oval Office«, erinnerte er sie. Hood überlegte. Er sah das blinkende Licht auf seinem Telefon. Vielleicht würde er sich ja gar nicht selbst einladen müssen.

»Paul?«

»Ich bin noch dran«, sagte Hood. »Megan, ich muss jetzt einen Anruf annehmen, aber dann gehe ich ins Weiße Haus rüber. Ich rufe Sie später auf Ihrer Privatleitung an und sage Ihnen, wie es gelaufen ist.«

»In Ordnung. Danke.«

Hood legte auf und schaltete auf die Leitung um, auf der Orlows Anruf wartete. Der russische General informierte ihn darüber, wie er versuchen wollte, den Aufenthaltsort des Harpooners herauszufinden. Außerdem erzählte er Hood von dem Boot, das im Hafen von Baku explodiert war. Er ging davon aus, dass die Leichen ent-

weder Kriminelle waren, die der Harpooner angeheuert hatte, oder Menschen, die entführt worden waren, damit man sie für Teammitglieder des Harpooners hielt.

Hood bedankte sich bei Orlow und sicherte dem General die volle Unterstützung des Op-Centers zu. Er wies Orlow darauf hin, dass er eine Weile nicht im Büro sein würde, und bat ihn, Mike Rodgers zu kontaktieren, wenn neue Informationen vorlagen. Nachdem Hood aufgelegt hatte, rief er über sein Handy Herbert und Rodgers an. Er erzählte ihnen von dem Gespräch mit Orlow, während er zum Parkplatz eilte.

»Soll ich dem Präsidenten sagen, dass Sie kommen?«, fragte Rodgers.

»Nein«, erwiderte Hood. »Ich möchte Fenwick keinen Grund geben, die Besprechung vorzeitig zu beenden.«

»Aber damit geben Sie Fenwick und seinen Leuten mehr Zeit zum Handeln«, wandte Rodgers ein.

»Dieses Risiko müssen wir eingehen. Wenn Fenwick und Gable die letzte Phase des Plans anlaufen lassen, möchte ich Ihnen Zeit geben, so viel wie möglich zu erzählen. Vielleicht können wir sie ja auf frischer Tat ertappen.«

»Ich halte es trotzdem für sehr riskant«, erwiderte Rodgers. »Fenwick wird den Präsidenten zu einer Entscheidung drängen, bevor er mit anderen Beratern reden kann.«

»Das könnte auch der Grund für den ungewöhnlichen Zeitpunkt dieser Besprechung sein«, gab Herbert zu bedenken. »Wenn es eine Verschwörung gibt, hat man mit Sicherheit geplant, dass etwas passiert, wenn es hier mitten in der Nacht ist.«

»Wenn es etwas mit dem Anschlag im Kaspischen Meer zu tun hat, wird der Präsident schnell handeln müssen«, fuhr Rodgers fort.

»Mike, Bob, ich stimme Ihnen voll und ganz zu«, sagte Hood. »Aber ich möchte diesen Bastarden nicht die Chance geben, alles zu widerlegen, was ich vielleicht zu sagen habe, bevor ich dort bin.«

»Es wird ganz schön schwierig werden«, sagte Herbert. »Sie haben nicht viele Informationen über die Lage in Aserbaidshan.«

»Ich weiß«, erwiderte Hood. »Hoffentlich liegen uns bald mehr vor.«

»Ich drücke Ihnen die Daumen«, sagte Herbert. »Und wenn das nichts hilft - ich bin gerade dabei, noch ein paar Quellen anzuzapfen.«

»Danke«, sagte Hood. »Ich melde mich wieder.«

Hood raste durch die verlassen Straßen auf die Hauptstadt zu. Im Handschuhfach lag eine Dose Cola für Notfälle. Er holte sie heraus und öffnete sie, weil er jetzt ein wenig Koffein gebrauchen konnte. Obwohl die Cola warm war, fühlte er sich besser, nachdem sie durch seine Kehle geflossen war.

Rodgers hatte Recht. Hood ging ein großes Risiko ein. Aber er hatte den Präsidenten vor Fenwick gewarnt. Der umgeleitete Telefonanruf, der Besuch in der iranischen Gesandtschaft, die Tatsache, dass er Senator Fox und den Kongressausschuss zur Überwachung der Geheimdienste nicht informiert hatte ... Hoffentlich sah sich der Präsident alle Daten, die ihm vorgelegt wurden, genau an. Er konnte sich auch die Zeit nehmen und alle Informationen vom Op-Center überprüfen lassen, um sicherzugehen, dass sie richtig waren.

Aber Hood konnte nichts an der Tatsache ändern, dass der Präsident zurzeit unter großem Stress stand. Es gab nur einen Weg, um in Erfahrung zu bringen, was Michael Lawrence tun würde. Hood musste ihm neue Informationen liefern, und zwar sofort. Und während er dort war, musste er dem Präsidenten dabei helfen, die von Fenwick vorgelegten Daten auszuwerten.

Doch Hood musste noch etwas tun: beten, dass Mike Rodgers sich täuschte - und dass er nicht zu spät kam.

Baku/Aserbaidshon - Dienstag, 9 Uhr 01

Charles richtete sich in seinem kleinen Zimmer im Hyatt ein. In dem Raum standen ein Doppelbett und ein großer Schrank, in dem Fernsehgerät und Minibar untergebracht waren. Links davon befand sich ein Schreibtisch und zu beiden Seiten des Betts ein Nachttisch. In der Ecke gegenüber dem Schreibtisch hatte man gerade noch einen Sessel untergebracht. Es war ziemlich eng in dem Zimmer, aber Charles war es lieber so. Er mochte keine Suiten. In einer Suite gab es zu viel Platz - und zu viele Möglichkeiten, wo sich jemand verstecken konnte.

Als Erstes band Charles ein Nylonseil um ein Bein des Schreibtisches, der in der Nähe des Fensters stand. Das Zimmer lag in der zweiten Etage des neunstöckigen Hotels. Wenn Charles aus irgendeinem Grund in die Enge getrieben wurde, war es für die Polizei so gut wie unmöglich, völlig geräuschlos von unten heraufzuklettern oder sich vom Dach herabzulassen. Daher blieb nur die Tür, um ins Zimmer zu gelangen. Und darauf war Charles vorbereitet. Er hatte immer ein paar Dosen Rasierschaum bei sich, die mit leicht entzündlichem flüssigem Methanol gefüllt waren. Wenn er das Methanol unter dem Türeingang versprühte und entzündete, brannte es so schnell und heftig, dass jeder, der vor der Tür stand, zurückweichen musste. Das würde ihm Zeit geben, jeden zu erschießen, der vor dem Fenster auf ihn wartete, und an dem Seil nach unten zu klettern. Darüber hinaus waren die Dämpfe der Flüssigkeit so stark, dass man erblinden konnte, auch wenn man ihnen nur kurze Zeit ausgesetzt war.

Charles machte das Licht neben dem Bett an und zog die schweren Vorhänge zu. Als Nächstes öffnete er mit einem Dietrich die verschlossene Tür zu dem angrenzenden Raum, damit er notfalls eine zweite Fluchtmöglichkeit hatte. Dann nahm er den Stuhl, der vor dem Schreibtisch stand, und klemmte ihn mit der Lehne unter den Knauf

der Verbindungstür. Wenn er fliehen musste, konnte er ihn im Bruchteil einer Sekunde wegstoßen. Aber wenn jemand im angrenzenden Zimmer versuchte, die Tür zu öffnen, würde er denken, sie wäre abgesperrt.

Charles brauchte knapp eine halbe Stunde für die Sicherheitsvorkehrungen. Als er fertig war, setzte er sich kurz auf das Bett. Dann ging er zu seinem Gepäck und holte eine 45er heraus, die er neben dem Bett auf den Boden legte. Er zog ein Schweizer Offiziersmesser aus der Tasche und legte es auf den Tisch, dann holte er eine Tasche mit Plüschtieren, die er gekauft hatte, als er zum ersten Mal in Baku gewesen war. Alle Tiere trugen kleine Kostüme. Falls man Charles nach dem Spielzeug fragte, würde er sagen, es sei für seine Tochter. In seiner Brieftasche war ein Foto von einem kleinen Mädchen. Es war nicht seine Tochter, aber das spielte keine Rolle.

Dann öffnete er das Zed-4. Einen Anruf musste er noch tätigen.

Der Anruf galt dem Minibus, den er in der Nähe des Krankenhauses stehen gelassen hatte. Der Mikrochip, den er in den Benzintank geworfen hatte, war ein Fernzünder und konnte Signale in einem Umkreis von 16 Kilometern empfangen. Von seinem taiwanesischen Erfinder hatte er den Spitznamen >Kamikaze-Handy< bekommen. Der Kamikaze-Chip hatte keine andere Funktion, als das Signal aufzufangen, seinen Job zu erledigen und dann zerstört zu werden. Er war so programmiert worden, dass er sich bei Empfang des Signals auf 63 Grad Celsius aufheizte. Einige dieser Chips konnten so programmiert werden, dass sie Töne im Hochfrequenzbereich von sich gaben, um elektronische Signale zu stören oder Spürhunde zu verwirren. Mit anderen konnte man ein Magnetfeld erzeugen, das Radar oder Navigationsinstrumente verrückt spielen ließ.

Der Chip würde schmelzen und keinerlei Spuren hinterlassen. Und er würde den Benzintank in Brand setzen. Polizei und Feuerwehr würden sofort auf Anrufe von besorgten Anwohnern reagieren, die ein brennendes Fahrzeug meldeten. Sie würden gerade noch rechtzeitig kom-

men, um das Fahrzeug zu löschen und einige der Beweise zu finden, die Charles für sie hinterlassen hatte. Dazu gehörten auch die Blutspuren. In der Hitze des Feuers würde das Wasser im Blut verdampfen und eindeutige Flecke auf dem metallenen Türgriff, dem Knauf des Handschuhfachs und anderen Teilen des Minibusses, die nicht verbrannt waren, hinterlassen. Die Polizei würde zu dem Schiuss kommen, dass der verwundete Terrorist vor seiner Flucht versucht hatte, den Minibus und andere Beweise zu zerstören. Sie würde davon ausgehen, dass sie durch ihre schnelle Reaktion Hinweise hatte retten können, die nicht für ihre Augen bestimmt gewesen waren.

Charles gab die Nummer des Kamikaze-Chips ein. Er wartete, während sein Signal vierzig Kilometer weit in den Weltraum schoss und dann zu einer Straße geschickt wurde, die nur ein paar Blocks vom Hotel entfernt lag. Der Terrorist hörte es zweimal kurz klicken, dann schaltete das Telefon auf den Wählton um, was bedeutete, dass der Anruf durchgekommen war. Der Chip war so programmiert, dass er die Verbindung zum Zed-4 unterbrach, wenn er sich zu erhitzen begann.

Charles legte auf.

Innerhalb von Minuten hatte er das Zed-4 auseinander genommen. Es war so konstruiert, dass man es in einzelne Module zerlegen konnte. Als er fünf kleinere Teile in Händen hielt, zog er den Plüschtieren die Kostüme aus. Dann schlitze er den Tieren mit dem Messer den Rücken auf. Er steckte die Module des Zed-4 in die Füllung und zog den Tieren die Kostüme wieder an. Taschen, die Reisende in einen Zug mitnahmen, wurden nicht mit den Durchleuchtungssystemen untersucht, die man für Flüge benutzte. Niemand würde die Teile finden. Bis auf die 45er verpackte Charles alles wieder in seinem Gepäck.

Da hörte er Sirenen. Die Fahrzeuge hielten genau dort an, wo er sie haben wollte.

Bei dem brennenden Minibus.

Maurice Charles genoss das unvergleichliche Gefühl, das er jedes Mal empfand, wenn er einen Auftrag optimal

erledigt hatte, und traf die letzten Vorbereitungen für die nächsten Stunden. Er nahm eines der Kissen vom Bett und warf es auf den Boden zwischen Bett und Fenster, genau vor den Nachttisch. Dann legte er sich auf den Boden und sah nach rechts, zum Bett hin. Der Saum des Bettüberwurfs reichte fast bis auf den Boden. In dem Spalt darunter konnte er die Zimmertür sehen. Falls jemand hereinkam, würde Charles seine Füße sehen. Das genügte, um den Eindringling aufzuhalten.

Er behielt Kleidung und Schuhe an, falls er flüchten musste. Sie störten ihn nicht beim Schlafen. Jetzt konnte ihn nichts mehr ablenken. Diese Zeit genoss er am meisten - wenn er sich seine Nachruhe und sein Geld verdient hatte.

Bald darauf beeinträchtigten nicht einmal mehr die Polizei- und Feuerwehrsirenen seinen tiefen, erholsamen Schlaf.

38

St. Petersburg/Russland - Dienstag, 9 Uhr 32

Um 9 Uhr 22 schickte Pjotr Korsow per E-Mail eine kurze Datei an General Orlow. Sie enthielt eine Liste der abhörsicheren Telefonate, die sie in den letzten Wochen zwischen Aserbaidschan und Washington aufgefangen hatten. Die meisten Gespräche waren zwischen der amerikanischen Botschaft und der CIA oder der NSA geführt worden. Dem russischen Op-Center war es nicht gelungen, sie zu entschlüsseln, aber diese Gespräche konnte Orlow sowieso von der Liste streichen. Die Anrufe waren reine Routine und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vom Harpooner geführt worden.

In den letzten Tagen waren jedoch auch Anrufe an die NSA aufgezeichnet worden, die aus Gobustan stammten, einem kleinen Dorf südlich von Baku. Alle diese Telefo-

nate waren vor dem Anschlag auf die Ölbohrinsel geführt worden. Die Anrufe aus der amerikanischen Botschaft unterschieden sich durch eine geringfügig geänderte Bandbreite von den Anrufen aus Gobustan. Das bedeutete, dass die Anrufe von unterschiedlichen abhörsicheren Telefonen aus geführt worden waren. Korsow hatte eine Notiz an die Datei angehängt, in der er schrieb, dass er alle weiteren Anrufe auf den beiden Leitungen überwachen werde.

Orlow war nicht sehr optimistisch. Der Harpooner hatte seine Verbündeten vermutlich nicht angerufen, um ihnen zu sagen, dass er seinen Auftrag ausgeführt habe. Wer auch immer seine Auftraggeber waren, sie hatten mit Sicherheit aus eigenen Quellen von dem Anschlag gehört.

Die Tatsache, dass eine abhörsichere Satellitenverbindung eine wichtige Rolle bei ihren Ermittlungen spielte, beunruhigte Orlow, da es sich hier um die Technologie handelte, die seine Raumflüge möglich gemacht hatten - Satellitenkommunikation. Dass sie von Terroristen wie dem Harpooner so geschickt missbraucht wurde, warf die Frage auf, ob es richtig gewesen war, sie zu entwickeln. Es war die gleiche Begründung, mit der man für oder gegen die Atomspaltung argumentieren konnte. Die Atomtechnik hatte die Produktion von relativ sauberem Atomstrom möglich gemacht, gleichzeitig aber auch die Atombombe hervorgebracht. Doch dabei hatte Orlow seine Hand nicht im Spiel gehabt. Nur an der Technologie, über die er jetzt gerade nachsann, war er aktiv beteiligt gewesen.

Aber schließlich, dachte er, konnte man es auch so halten, wie es Boris Pasternak in einem von Orlows Lieblingsromanen, *Doktor Schiwago*, beschrieben hatte: »Ich mag keine Menschen, die noch nie gefallen oder gestolpert sind. Ihr Erfolg ist leblos und nicht viel wert. Das Leben hat ihnen nichts von seiner Schönheit offenbart.« Wollte man den Fortschritt, musste man wohl oder übel akzeptieren, dass Monster wie der Harpooner auftauchten. Auf diese Weise wurde den Erfindern solcher Technologien gezeigt, wo ihre Fehler lagen.

Orlow hatte das Material gerade zu Ende gelesen, als es auf seiner internen Privatleitung klingelte.

Am anderen Ende war Korsow. »Wir haben ein Ping aufgefangen«, sagte er aufgeregt.

»Was für ein Ping?« Wenn Orlows Mitarbeiter von einem >Ping< sprachen, meinten sie damit jede Art von elektronischer Kommunikation.

»Das gleiche, das wir beim Abhören des Anrufs aus Gobustan aufgezeichnet haben«, erwiderte Korsow.

»Kam der Anruf aus Gobustan?«

»Nein. Er wurde von Baku aus geführt und ging an Koordinaten ganz in der Nähe. Sie liegen ebenfalls in Baku.«

»Wie nah?«, wollte Orlow wissen.

»Anrufer und Empfänger waren weniger als siebenzig Meter voneinander entfernt«, antwortete Korsow. »Noch geringere Entfernungen können wir nicht mehr messen.«

»Vielleicht hat der Harpooner seine Komplizen angerufen, die ebenfalls eine abhörsichere Leitung haben«, schlug Orlow vor.

»Das glaube ich nicht«, widersprach Korsow. »Der Anruf hat nur drei Sekunden gedauert. Soweit wir feststellen können, hat keine verbale Kommunikation stattgefunden.«

»Was wurde gesendet?«

»Nur ein Signal«, sagte Korsow. »Wir haben die kartografischen Daten in den Computer eingegeben. Groski ist gerade dabei, das Signal zu überlagern, um den exakten Standort zu bestimmen.«

»Sehr gut«, erwiderte Orlow. »Sagen Sie mir Bescheid, sobald Sie mehr wissen.«

Orlow legte auf und rief sofort Mike Rodgers an, um ihm mitzuteilen, dass es offenbar eine Verbindung zwischen der NSA und dem Harpooner gab. Außerdem informierte er ihn darüber, dass sich der Harpooner wahrscheinlich in Baku aufhielt. Dann rief er Odette an. Er hoffte, dass es dem Amerikaner, den sie gerettet hatte, inzwischen besser ging. Orlow wollte nicht, dass Odette den Harpooner ohne Unterstützung verfolgte. Aber wenn es

sein musste, würde er ihr den Befehl dazu geben, denn er wollte den Harpooner auf keinen Fall noch einmal verlieren.

Als er Odettes Nummer tippte, war er schon etwas optimistischer gestimmt. Die Technologie, die von ihm und seinen Kollegen in den Weltraum gebracht worden war, hatte sich als zweischneidiges Schwert erwiesen. Der Harpooner hatte eine abhörsichere Satellitenverbindung benutzt, um Menschen zu töten. Doch mit etwas Glück würde diese Verbindung jetzt eine ganz andere Verwendung finden.

Sie würde ihnen dabei helfen, den Harpooner zu lokalisieren und zu eliminieren.

39

Teheran/Iran - Dienstag, 11 Uhr 07

Der Vorsitzende des Militärischen Rats der Islamischen Republik Iran war kurz nach Einbruch der Dämmerung angerufen worden. Teheran unterhielt auf vielen seiner Ölbohrinseln im Kaspischen Meer Horchposten, die ausländische Schiffe und Militärbasen entlang der Küste elektronisch abhörten. Alle fünf Minuten schickte jeder dieser Posten einen Impuls, um mitzuteilen, dass die Elektronik noch online war. Die plötzliche Stille von Posten Vier war für Teheran der erste Hinweis darauf, dass im Kaspischen Meer etwas nicht stimmte.

Unmittelbar darauf wurde von dem Luftstreitkräftestützpunkt Doschan Tapeh vor den Toren Teherans eine F-14-Tomcat losgeschickt. Die Tomcat war eines jener zehn Kampfflugzeuge, die von den 77 Flugzeugen der modernen Luftstreitkräfte des Schahs noch übrig geblieben waren. Der Pilot des Kampfflugzeuges bestätigte, dass die Ölbohrinsel zerstört worden war. Unmittelbar darauf wurden von einer Transportmaschine des Typs Kawasaki C-1

Bergungsexperten und Techniker des Militärs per Fallschirm an der Unglücksstelle abgesetzt. Während Patrouillenboote vom Stützpunkt der kaspischen Flotte in Bandar-e Anzelli zur Bohrinsel ausliefen, fanden die Techniker Brandflecken an der Plattform, die auf hochexplosiven Sprengstoff hindeuteten. Die Tatsache, dass die Unterseite der Plattform getroffen worden war, ließ auf den Angriff eines U-Boots schließen, das vom Sonar nicht entdeckt worden war.

Um 9 Uhr 30 fanden die Bergungsexperten noch etwas. Die Leiche des russischen Terroristen Sergej Tscherkassow.

Die Nachrichten von der Ölbohrinsel ließen die oft miteinander zerstrittenen Offiziere des Militärischen Rats sowie den Minister der Islamischen Revolutionsgarde, den Minister für auswärtige Angelegenheiten, den Minister des Inneren und den Minister für Aufklärung sofort aktiv werden. Die moderaten Kräfte verbrüdeten sich mit den Extremisten, und um zehn Uhr wurde der Befehl gegeben: Die Truppen der Islamischen Republik Iran sollten die iranischen Interessen in der Region am Kaspischen Meer mit allen Mitteln verteidigen.

Die erste Maßnahme auf See war die Bildung einer U-Boot-Abwehrformation, deren Angriffsspitze U-Boot-Abwehrflugzeuge und -Hubschrauber bildeten. Darüber hinaus wurden die Marinebataillone in der Region mobilisiert. Die zweite Welle sollte aus Zerstörern und Fregatten bestehen, die rund um die übrigen Bohrinseln stationiert wurden. In aller Eile wurden Silkworm-Flugkörper aus chinesischer Produktion zu den Truppen gebracht, die am Kaspischen Meer stationiert waren.

In der Luft begannen Shenjang F-6 aus chinesischer Produktion mit regelmäßigen Patrouillenflügen. Die Flugzeuge starteten von den Luftstreitkräftestützpunkten Doshan Tapeh und Mehrabad. Zusätzlich wurden drei Bataillone mit Boden-Luft-Flugkörpern in der Region in Alarmbereitschaft versetzt.

Gleichzeitig wies man die iranischen Botschaften in Moskau und Baku an, die Regierungen von Russland und

Aserbaidtschan darüber zu informieren, dass jeder weitere Verstoß gegen iranische Interessen als Kriegserklärung dieser Regierungen aufgefasst werden würde, solange die Ermittlungen wegen des Bombenanschlags auf die Bohrinsel geführt wurden. Beide Regierungen erklärten den iranischen Diplomaten gegenüber, dass sie nichts mit dem Anschlag auf die iranische Bohrinsel zu tun hatten. Regierungsvertreter in Moskau und Baku wiesen außerdem darauf hin, dass die verstärkte militärische Präsenz des Iran in der Region höchst unwillkommen war. Beide Länder deuteten an, dass sie ihre Marine und Luftstreitkräfte in Alarmbereitschaft versetzen würden und verstärkte Patrouillen in der Region durchführen wollten.

Am späten Vormittag roch es auf dem Meer, das den Fischern und den Arbeitern auf den Bohrinseln noch in der Nacht zuvor den Lebensunterhalt gesichert hatte, nicht mehr nach Salz und Öl, sondern nach etwas ganz anderem.

Es roch nach Tod.

40

Washington, D.C. - Dienstag, 00 Uhr 33

Mike Rodgers war in seinem Büro, als General Orlow sich meldete. Nachdem er über den Stand der russischen Ermittlungen im Bilde war, rief Rodgers sofort Paul Hood in dessen Wagen an und gab ihm die neuesten Informationen über den Harpooner.

»Wie sicher ist sich General Orlow, dass es zwischen der NSA und dem Harpooner eine Verbindung gibt?«, fragte Hood.

»Das habe ich ihn auch gefragt«, sagte Rodgers. »Orlow ist sich sehr sicher. Allerdings weiß ich nicht, ob der Präsident den Vermutungen eines russischen Generals sehr viel Glauben schenken wird.«

»Insbesondere, wenn mehrere seiner engsten Berater dieser Information heftig widersprechen«, erwiderte Hood.

»Paul, wenn Orlow Recht hat, werden wir mehr tun müssen, als nur den Präsidenten zu informieren«, sagte Rodgers. »Es wird eine ausgedehnte Säuberungsaktion in der NSA geben müssen. Wir können nicht zulassen, dass amerikanische Geheimdienste Terroristen anheuern, die amerikanische Interessen gefährdet und amerikanische Staatsbürger ermordet haben.«

»Und was ist mit den deutschen Raketenexperten, die wir nach dem Zweiten Weltkrieg für uns arbeiten ließen?«, fragte Hood.

»Der Satz, auf den es hier ankommt, ist >nach dem Zweiten Weltkrieg<«, wandte Rodgers ein. »Wir haben keine deutschen Wissenschaftler für uns arbeiten lassen, solange sie noch Raketen gebaut haben, die in Großbritannien abgeworfen wurden.«

»Da ist was dran.«

»Paul, der Harpooner war einer der Männer, die Bob Herberts Frau getötet haben«, fuhr Rodgers fort. »Wenn Orlows Informationen stimmen, muss die NSA dafür zur Verantwortung gezogen werden.«

»Der Meinung bin ich auch«, sagte Hood. »Hören Sie, ich bin gleich im Weißen Haus. Lassen Sie mir alle Informationen zukommen, die Sie noch beschaffen können. Vielleicht kann Bob ein abgehörtes Signal ausgraben, das Orlows Behauptungen untermauert.«

»Daran arbeitet er gerade«, erwiderte Rodgers.

Nachdem Hood aufgelegt hatte, stand Rodgers auf. Er goss sich Kaffee aus der Kanne ein, die auf einem Servierwagen hinter dem Schreibtisch stand. Der Servierwagen aus Aluminium stammte aus den Fünfzigerjahren. Er hatte ihn vor zehn Jahren auf einem Flohmarkt des Pentagons gekauft. Manchmal fragte er sich, ob irgendwo in der Molekularstruktur des Servierwagens noch der Widerhall von Krisen verborgen war. Diskussionen und Entscheidungen über Korea, den kalten Krieg, Vietnam.

Oder waren es Diskussionen darüber gewesen, wer an der Reihe war, für die anderen Kaffee und Kuchen zu holen? Das gehörte natürlich auch zu einem Krieg. Die Auszeiten, in denen Entscheidungsträger eine Pause zum Luft holen machten, in denen sie etwas ganz Reales hin konnten, anstatt nur theoretische Entscheidungen zu treffen. In denen sie sich daran erinnerten, dass sie über das Leben von Menschen und nicht nur über Statistiken redeten.

Rodgers setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und fing an, die Dossiers von hochrangigen Mitarbeitern der NSA durchzugehen. Er suchte nach Angestellten, die bereits früher eng mit Jack Fenwick zusammengearbeitet oder gegen Terroristengruppen aus dem Nahen Osten ermittelt hatten. Die NSA hätte ohne die Hilfe eines Mittelsmanns aus einer dieser Personengruppen nie Kontakt mit dem Harpooner aufnehmen können. Wenn sich herausstellte, dass Orlow Recht hatte, wollte Rodgers sofort mit der Säuberungsaktion beginnen können. Eine Säuberungsaktion unter Amerikanern, die mit einem Mann zusammengearbeitet hatten, der amerikanische Männer und Frauen getötet hatte - Soldaten und Zivilisten.

Dafür wollte er Vergeltung üben.

41

St. Petersburg/Russland - Dienstag, 9 Uhr 31

Das Weiße Haus ist ein alterndes Denkmal, an dem ständig Reparaturen durchgeführt werden müssen. An den Säulen auf der Südseite des Hauses blättert die Farbe ab, auf den Baikonen im zweiten Stock splittert das Holz.

Aber im Westflügel und besonders im Oval Office hat man den Eindruck, dass der Geist der ständigen Erneuerung herrscht. Für Außenseiter liegt der Reiz des Oval Office vor allem an der Konzentration der Macht, die in diesem Raum zu spüren ist. Für Insider ist es eher die

Vorstellung, dass sich hier jeden Tag und jede Stunde ein neues Drama entfaltet. Egal, ob es um kleine, vorsichtige Manöver gegen einen politischen Konkurrenten geht oder um die Mobilisierung des Militärs im Vorfeld einer massiven Offensive mit potenziellen Verlusten, jede Krise beginnt, entwickelt sich langsam weiter und endet schließlich. Für jemanden, der Gefallen daran findet, den Schachzügen eines Gegners zuvorzukommen oder die kurz- und langfristigen Folgen von Entscheidungen voranzusehen, ist das Oval Office die ultimative Herausforderung. Alle paar Minuten werden die Figuren vom Spielbrett gefegt, damit eine neue Runde mit neuen Regeln beginnen kann. Einigen Präsidenten setzt dieser Prozess so zu, dass sie vorzeitig altern und ausgelaugt werden. Auf andere Präsidenten dagegen wirkt er stimulierend.

Bis vor kurzem waren die Probleme, die über den Schreibtisch von Michael Lawrence liefen, keine Belastung für ihn. Er ließ sich nicht von Krisen einschüchtern, nicht einmal von jenen, auf die mit einer schnellen militärischen Aktion und der Bereitschaft, Verluste zu erleiden, reagiert werden musste. Das gehörte zu seinem Job. Der Präsident hatte die Aufgabe, den Schaden zu begrenzen, der durch Aggressionen verursacht wurde.

Aber in den letzten Tagen hatte sich etwas verändert. Lawrence war immer der Meinung gewesen, dass er alles unter Kontrolle hatte, egal, wie angespannt die Lage war. Er konnte Konferenzen kompetent und selbstbewusst leiten. Aber seit kurzem war das nicht mehr der Fall. Es fiel ihm sogar immer schwerer, sich zu konzentrieren.

Der Präsident kannte Jack Fenwick und Red Gable noch nicht sehr lange, aber sie waren alte Freunde des Vizepräsidenten, und er vertraute Jack Cotten. Er verließ sich auf dessen Urteilsvermögen, sonst wäre er nicht mit ihm in den Wahlkampf gegangen. Cotten war mehr mit den Aktivitäten der NSA befasst als alle Vizepräsidenten vor ihm - Lawrence hatte das so gewollt. Seit Jahren verfolgten CIA, FBI und militärischer Geheimdienst nur ihre eigenen Ziele. Die Exekutive brauchte ihre eigenen Augen und Ohren

im Ausland. Lawrence und Cotten hatten die NSA für geeignet gehalten. Das Militär sollte die technischen Ressourcen der NSA weiterhin nutzen können, die für die zentrale Koordination und Leitung von Spionage- und Abhöreinrichtungen der US-Regierung zuständig war. Aber unter Cotten waren die Aufgaben der NSA still und leise erweitert worden, um Bandbreite und Genauigkeit der Informationen zu verbessern, die direkt an den Präsidenten gingen. Oder besser gesagt, an Fenwick und den Vizepräsidenten.

Der Präsident starrte auf den geöffneten Laptop auf seinem Schreibtisch. Jack Fenwick sprach über den Iran. Von der NSA wurden Daten auf den Laptop übertragen. Fenwick hatte einige Fakten und viele Vermutungen. Und einen Vorsprung. Er schien auf irgendetwas hinauszuwollen, obwohl er bis jetzt noch nicht gesagt hatte, um was es ging.

Lawrence taten die Augen weh, und er konnte seine Umgebung nur schemenhaft erkennen. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren, so müde und verwirrt wie er war. Der Präsident wusste nicht mehr, wem er glauben konnte. Er wusste nicht einmal mehr, was er glauben konnte. Waren die Daten der NSA echt oder gefälscht? Stimmten Fenwicks Informationen, oder hatte er sie nur erfunden?

Paul Hood war der Meinung, dass Fenwick ein falsches Spiel mit ihm trieb. Der Direktor des Op-Centers schien sogar Beweise dafür zu haben. Und wenn Hoods Beweise nicht zuverlässig waren? Hood stand zurzeit unter erheblichem Druck. Er war von seinem Posten beim Op-Center zurückgetreten und dann wiedergekommen. Er war wegen der Geiselnahme im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen unter Beschuss geraten. Seine Tochter hatte mit den Folgen von posttraumatischem Stress zu kämpfen. Und zudem ließ er sich gerade scheiden.

Der Präsident fragte sich, ob es gar nicht Fenwick war, der eigene Ziele verfolgte, sondern Hood. Als Fenwick angekommen war, hatte er ohne Umschweife zugegeben,

dass er in der iranischen Gesandtschaft gewesen war. Aber er hatte darauf beharrt, dass der Präsident über die Besprechung mit den Iranern informiert worden sei. Der Vizepräsident bestätigte das. Genau wie der Kalender im Computer des Präsidenten. Was den Anruf bezüglich der UNO-Initiative betraf, bestand Fenwick darauf, dass dieser Anruf nicht von ihm gekommen war. Er sagte, die NSA werde die Sache untersuchen. War es möglich, dass Hood angerufen hatte?

»Mr. President?«, sagte Fenwick.

Der Präsident hob den Blick und sah Fenwick an. Der Sicherheitsberater saß in einem Sessel links neben Lawrence' Schreibtisch, Gable auf der rechten Seite, der Vizepräsident in der Mitte.

»Ja, Jack?«, erwiderte der Präsident.

»Sir, geht es Ihnen gut?«, fragte Fenwick.

»Ja«, antwortete Lawrence. »Machen Sie weiter.«

Fenwick lächelte, nickte und fuhr fort.

Der Präsident setzte sich etwas aufrechter hin. Er musste sich auf das konzentrieren, was gerade besprochen wurde. Wenn diese Krise vorbei war, würde er einen kurzen Urlaub machen. Und zwar schon sehr bald. Er würde seinen langjährigen Freund und Golfpartner Dr. Edmond Leidesdorf und dessen Frau einladen. Leidesdorf war Psychiater und praktizierte am Walter-Reed-Krankenhaus. Der Präsident hatte ihn nicht offiziell wegen seiner Probleme konsultieren wollen, weil die Presse mit Sicherheit Wind davon bekommen hätte. Und dann wäre seine politische Karriere beendet gewesen. Aber sie hatten schon früher Golf miteinander gespielt oder waren zusammen segeln gegangen. Auf einem Golfplatz oder einem Segelboot würden sie miteinander sprechen können, ohne Verdacht zu erregen.

»Wir haben gerade erfahren, dass der russische Terrorist Sergej Tscherkassow am Ort der Explosion gefunden wurde«, sagte Fenwick jetzt. »Er ist drei Tage vor dem Anschlag auf die Bohrinsel aus dem Gefängnis ausgebrochen. Seine Leiche wurde im Meer treibend gefunden und wies

Brandwunden auf, die eindeutig von der bei dem Anschlag verwendeten Sprengstoffart stammen. Darüber hinaus war die Leiche nicht sehr aufgedunsen. Tscherkassow hat nicht lange im Wasser gelegen.«

»Wissen das auch die Aserbajdschaner?«, fragte der Präsident.

»Das nehmen wir an«, erwiderte Fenwick. »Die iranische Marinepatrouille, die Tscherkassow gefunden hat, hat die Küste auf einem offenen Kanal angefunkt. Solche Kanäle werden von den Aserbajdschanern routinemäßig abgehört.«

»Vielleicht hat Teheran den Funkspruch absichtlich abhören lassen, damit der Rest der Welt diese Information auch bekommt«, wandte der Präsident ein. »Und sich dann gegen Russland stellt.«

»Das wäre möglich«, stimmte Fenwick zu. »Aber Tscherkassow könnte auch für die Aserbajdschaner gearbeitet haben.«

»Er war in einem aserbajdschanischen Gefängnis inhaftiert«, warf der Vizepräsident ein. »Vielleicht haben ihn die Aserbajdschaner entkommen lassen, damit sie ihm hinterher die Schuld an dem Bombenanschlag in die Schuhe schieben konnten.«

»Wie wahrscheinlich ist das?«, wollte der Präsident wissen.

»Wir überprüfen das gerade über unsere Kontakte im Gefängnis«, antwortete Fenwick. »Aber es ist *sehr* wahrscheinlich.«

»Das heißt, Aserbajdschan wollte mit dem Anschlag auf die Bohrinsel nicht den Iran gegen Russland aufhetzen, sondern dafür sorgen, dass sich die beiden Länder gegen Baku zusammenschließen«, sagte der Vizepräsident.

Fenwick beugte sich vor. »Mr. President, da wäre noch etwas. Wir vermuten, dass ein Militärbündnis zwischen Russland und dem Iran von Anfang an das Ziel der aserbajdschanischen Regierung gewesen ist.«

»Warum, zum Teufel, sollte sie das tun?«

>>Weil Aserbajdschan in der Region Berg-Karabach mit

dem Iran praktisch schon im Krieg liegt«, erwiderte Fenwick. »Und sowohl Russland als auch der Iran haben Anspruch auf einige aserbajdschanische Ölfelder im Kaspischen Meer erhoben.«

»Aserbajdschan hätte selbst dann keine Chance, wenn es nur gegen eines dieser Länder Krieg führen würde«, wandte der Präsident ein. »Warum sollte es also wollen, dass der Iran und Russland ein Militärbündnis eingehen?«

Kaum hatte er die Frage gestellt, konnte er sie auch schon beantworten.

Um Verbündete zu gewinnen.

»Wie viel unseres Öls bekommen wir aus dieser Region?«, fragte Lawrence.

»Dieses Jahr siebzehn Prozent, nächstes Jahr vermutlich zwanzig«, sagte Gable. »Baku macht uns erheblich bessere Preise als der Nahe Osten. Das haben wir in dem Handelsabkommen vom März 1993 mit Aserbajdschan vereinbart. Und bis jetzt hat es seine Verpflichtungen aus dem Abkommen eingehalten.«

»Mist«, sagte der Präsident. »Was ist mit den übrigen Mitgliedern der GUS? Wo werden sie stehen, wenn zwei der Mitglieder miteinander im Krieg liegen?«

»Bevor ich hierher gekommen bin, habe ich mir die Freiheit genommen, unsere Botschafter in der GUS anrufen zu lassen«, erwiderte der Vizepräsident. »Wir werden genau feststellen können, wo die Mitglieder stehen. Aber ich schätze, dass sie sich in zwei etwa gleich große Lager teilen werden. Fünf oder sechs der ärmeren, kleineren Republiken werden sich auf die Seite von Aserbajdschan schlagen, in der Hoffnung, eine neue Union bilden zu können, die die Gewinne aus dem Öl unter sich aufteilt. Die andere Hälfte wird sich Russland anschließen, und zwar aus dem gleichen Grund.«

»Es besteht also die Gefahr, dass sich der Krieg ausweitete«, sagte der Präsident.

»Aber hier geht es um mehr als den Verlust eines zuverlässigen Öllieferanten und einen potenziellen Krieg«, argumentierte Fenwick. »Die Vorstellung, dass der Iran und

der russische Schwarzmarkt Petrodollar in die Finger bekommen könnten, jagt mir eine Heidenangst ein.«

Der Präsident schüttelte den Kopf. »Ich werde die vereinigten Stabschefs über die Situation informieren.«

Der Vizepräsident nickte. »Wir werden allerdings rasch reagieren müssen. Am Kaspischen Meer ist es jetzt früher Morgen. Es wird alles sehr schnell gehen. Wenn sie uns zuvorkommen ...«

»Ich weiß«, erwiderte der Präsident. Er fühlte sich plötzlich stark und glaubte zum ersten Mal seit Beginn ihrer Besprechung, der Situation gewachsen zu sein. Er sah auf die Uhr, dann sagte er: »Red, würden Sie bitte die vereinigten Stabschefs verständigen und sie bitten, um drei Uhr hier zu sein? Und klingeln Sie auch den Pressesprecher aus dem Bett. Ich möchte ihn ebenfalls hier haben.« Er sah den Vizepräsidenten an. »Wir müssen unser Geschwader in Incirlik und die Ressourcen der Marine in der Region in Alarmbereitschaft versetzen.«

»Das wären die *Constellation* im Nordarabischen Meer und die *Ronald Reagan* im Persischen Golf, Sir«, erwiderte Fenwick.

»Ich werde sofort die Alarmbereitschaft anordnen«, sagte der Vizepräsident. Er entschuldigte sich und ging in das Arbeitszimmer des Präsidenten, einen kleinen Raum, der westlich an das Oval Office angrenzte. Dort lagen auch das Bad und ein kleines Esszimmer des Präsidenten.

»Wir werden auch das NATO-Kommando informieren müssen«, sagte der Präsident zu Gable. »Ich möchte nicht, dass uns die Verbündeten aufhalten, falls wir uns entschließen sollten zu handeln. Außerdem brauchen wir genaue Informationen über die chemischen und biologischen Waffen des aserbaidischen Militärs. Wir müssen wissen, wie weit es gehen würde, falls wir nicht eingreifen.«

»Das habe ich bereits erledigt, Sir«, sagte Fenwick. »Sie haben erhebliche Vorräte an Anthrax und Methylcyanid, außerdem Azetonitril auf der chemischen Seite. Alle Stoffe können über Boden-Boden-Flugkörper ausgebracht wer-

den. Die meisten Vorräte werden in oder in der Nähe von Berg-Karabach gelagert. Wir haben sie unter Beobachtung, um feststellen zu können, ob ein Teil davon verlegt wird.«

Der Präsident nickte, als seine Gegensprechanlage piepste. Am anderen Ende war Charlotte Parker, die stellvertretende Chefsekretärin des Präsidenten.

»Mr. President«, sagte Parker, »Paul Hood würde gern mit Ihnen sprechen. Er sagt, es sei wichtig.«

Fenwick schien darauf nicht zu reagieren. Er drehte sich zu Gable und fing an, leise mit ihm zu reden, während er auf die Daten auf seinem Notepad zeigte.

Reden Sie über die Krise am Kaspischen Meer oder über Hood?, fragte sich der Präsident. Er überlegte kurz. Wenn Hood derjenige war, der die ganze Geschichte erfunden hatte - entweder absichtlich oder aufgrund von Stress -, wäre dies der richtige Zeitpunkt und der richtige Ort, um es herauszufinden.

»Sagen Sie ihm, er soll hereinkommen«, sagte der Präsident.

42

St. Petersburg/Russland - Dienstag, 9 Uhr 56

»Wir wissen, wo der Harpooner ist!«, brüllte Korsow.

Orlow sah auf, als Korsow in sein Büro stürmte. Hinter dem jungen Agenten kam Boris Groski herein, den Orlow noch nie so gesehen hatte - er sah zwar nicht ausgesprochen glücklich aus, aber mürrisch konnte man diesen Gesichtsausdruck nicht mehr nennen. Korsow hielt einen Stapel Papier in der Hand.

»Wo ist er?«, fragte Orlow.

Korsow knallte den Computerausdruck auf Orlows Schreibtisch. Obenauf lag eine Karte, auf der ein Pfeil auf ein Gebäude wies. Ein zweiter Pfeil zeigte auf eine Straße, die nur wenige Blocks entfernt lag.

»Das Signal kam aus einem Hotel in Baku«, antwortete Korsow. »Von dort ging es zur Suleiman Ragimow Kuchasi. Das ist eine Parallelstraße zur Bakihanow Kuchasi, in der das Hotel liegt.«

»Hat er jemanden mit seinem Handy angerufen?«, wollte Orlow wissen.

»Das glauben wir nicht«, sagte Groski. »Wir haben den Polizeifunk in der Gegend abgehört, um mehr über die Explosion auf der Ölbohrinsel herauszufinden. Während wir zuhörten, wurde gemeldet, dass in der Suleiman Ragimow ein Minibus explodiert ist. Der Vorfall wird zurzeit noch untersucht.«

»Hört sich nicht gerade wie ein Zufall an«, fügte Korsow hinzu.

»Gehen wir einmal davon aus, dass der Harpooner dahintersteckt«, sagte Korsow. »Vielleicht hat er von seinem Hotelzimmer aus zusehen wollen ...«

»Das wäre gar nicht notwendig, solange er die Explosion hören kann«, wandte Orlow ein. »Nein. Der Harpooner würde sich um seine Sicherheit sorgen, wenn er sich in einem Hotelzimmer aufhält. Können wir die Koordinaten des Signals noch genauer bestimmen?«

»Nein«, sagte Korsow. »Es war zu kurz, und unsere Geräte sind nicht empfindlich genug, um Höhenunterschiede von weniger als sechzig Metern zu bestimmen.«

»Können Sie einen Bauplan des Hotels beschaffen?«, wollte Orlow wissen.

»Den habe ich schon«, erwiderte Korsow. Er zog ein Blatt Papier aus dem Stapel und legte es neben die Karte. Es war der Bauplan eines neunstöckigen Hotels.

»Natascha versucht gerade, sich in den Reservierungcomputer zu hacken«, sagte Groski. Die 23-jährige Natascha Rewski war das Computergenie des russischen Op-Centers. »Wenn sie drin ist, kann sie uns die Namen aller allein reisenden männlichen Gäste heraussuchen.«

»Lassen Sie sich auch die weiblichen Gäste ohne Begleitung ausdrucken«, sagte Orlow. »Der Harpooner ist schon in zahlreichen Verkleidungen gesehen worden.«

Groski nickte.

»Wie sicher sind Sie sich damit?«, wollte Orlow wissen.

Korsow hatte sich auf Orlows Schreibtisch gestützt. Auf diese Frage hin richtete er sich auf und stellte sich mit stolzgeschwellter Brust vor den General. »Hundertprozentig sicher«, antwortete er.

»In Ordnung«, sagte Orlow. »Lassen Sie den Bauplan bei mir. Das war gute Arbeit. Ich danke Ihnen.«

Als Groski und Korsow weg waren, griff Orlow zum Telefon. Er wollte mit Odette über das Hotel sprechen und sie dann vor Ort bringen. Hoffentlich war der Amerikaner wieder so weit bei Kräften, dass er sie begleiten konnte.

Denn der Harpooner war kein Mann, dem man allein gegenübertrat.

43

Baku/Aserbaidtschan - Dienstag, 7 Uhr 07

Odette wusch gerade das Frühstücksgeschirr ab, als das Telefon klingelte. Es war nicht das Handy, sondern der Apparat in der Wohnung. Das bedeutete, dass der Anrufer nicht General Orlow war.

Sie wartete, bis sich der Anrufbeantworter einschaltete. Es war Hauptmann Kilar. Der Kommandant ihrer Polizeieinheit war nicht da gewesen, als sie den wachhabenden Sergeanten angerufen und ihm gesagt hatte, dass sie krank sei und nicht zum Dienst komme. Kilar rief an, um ihr zu sagen, dass sie eine gute, hart arbeitende Polizistin sei und er ihr Gute Besserung wünsche. Außerdem sagte er, dass er sie erst dann wieder zum Dienst erwarte, wenn sie ganz gesund sei.

Odette hatte ein schlechtes Gewissen. Sie arbeitete wirklich hart. Bei der städtischen Polizei von Baku wurde sie relativ gut bezahlt - zwanzigtausend Manats, das wa-

ren etwa achttausend amerikanische Dollar; Überstunden wurden nicht entlohnt. Allerdings arbeitete Odette nicht immer für ihren Arbeitgeber oder die Einwohner von Baku. Ein Teil der Zeit, die sie an ihrem Computer oder auf der Straße verbrachte, war für Orlow. Baku war ein Sammelbecken für Waffenhändler und Terroristen, die in Russland und den ehemaligen Sowjetrepubliken arbeiteten. Da Odette Zugang zu Visumanträgen, Zollerklärungen und Passagierlisten von Booten, Flugzeugen und Zügen hatte, konnte sie vielen dieser Kriminellen auf der Spur bleiben.

Nachdem sie die Teller weggeräumt hatte, drehte sie sich um und sah zu ihrem Gast hinüber. Der Amerikaner war eingeschlafen und atmete gleichmäßig und ruhig. Sie hatte ihm einen nassen Waschlappen auf den Kopf gelegt, und er schwitzte schon etwas weniger als vorhin. Odette hatte die Blutergüsse an seiner Kehle gesehen. Sie sahen aus wie Würgemale. Offenbar war der Mordanschlag im Krankenhaus nicht der erste Versuch gewesen, ihn zu töten. Außerdem hatte er einen winzigen roten Punkt im Nacken, der nur von einer Nadel stammen konnte. Sie fragte sich, ob seine Krankheit durch einen Virus ausgelöst worden war, den man ihm injiziert hatte. Der KGB und andere osteuropäischen Geheimdienste arbeiteten häufig mit dieser Methode, in der Regel allerdings mit tödlichen Viren oder Gift. Das Toxin wurde in mikroskopisch kleinen Kügelchen untergebracht, die aus zuckerüberzogenen Metallkugeln mit zahllosen Löchern in der Oberfläche bestanden. Die Kügelchen wurden mit einer Schirmspitze, einem Füllfederhalter oder einem anderen scharfen Gegenstand injiziert. Der Körper des Opfers brauchte dann einige Minuten bis zu einer Stunde, um den Zuckerguss aufzulösen, sodass der Killer unbemerkt verschwinden konnte. Falls man diesem Mann einen Virus injiziert hatte, war das Ziel nicht sein Tod gewesen. Er war benutzt worden, um seine Kollegen herauszulocken. Der Hinterhalt im Krankenhaus war gut organisiert gewesen.

Wie der Hinterhalt in Tschetschenien, bei dem ihr Mann

getötet worden war. Ihr Mann, ihr Geliebter, ihr Mentor, ihr bester Freund. Sie alle verschwanden von einem Augenblick zum anderen, als Viktor an einem kalten, dunklen und einsamen Bergabhang starb.

Viktor hatte erfolgreich die tschetschenischen Mudschaheddin-Truppen infiltriert. Sieben Monate lang konnte er die ständig wechselnden Radiofrequenzen weitergeben, mit denen die verschiedenen Rebellentruppen untereinander kommunizierten. Er schrieb die Information auf und hinterlegte sie an einem vorher ausgemachten Ort für einen KGB-Agenten, der sie nach Moskau funkte. Aber dann wurde dieser Idiot von KGB-Offizier nachlässig und beging einen folgenschweren Fehler. Er verwechselte die Frequenz, auf der er senden sollte, mit der Frequenz, die er nach Moskau durchgeben sollte. Anstatt mit seinen Vorgesetzten Verbindung aufzunehmen, funkte er direkt in eines der Rebellenlager.

Er wurde gefangen genommen und gefoltert, damit er Informationen preisgab, dann getötet. Er kannte Viktors Namen nicht, aber er wusste, welche Einheit ihr Mann infiltriert hatte. Für die Rebellenführer war es nicht schwierig herauszufinden, wer der russische Spion in ihren Reihen war. Viktor versteckte seine Informationen immer unter einem Felsen, von dem er dann ein Stück wegschlug. Als er eines Nachts unterwegs war - angeblich, um Wache zu stehen -, wurde er von zehn Männern überwältigt und in die Berge gebracht. Dort schnitt man ihm die Achillessehnen und die Pulsadern an den Handgelenken durch. Viktor verblutete, bevor er zu jemandem kriechen konnte, der ihm half.

Odettes Handy auf dem Küchentisch klingelte leise. Sie nahm es auf und drehte sich von ihrem Gast weg. Um den Amerikaner nicht zu wecken, sprach sie mit gedämpfter Stimme. »Ja?«

»Wir glauben, dass wir den Harpooner gefunden haben.«

»Wo ist er?«, fragte Odette interessiert.

»In einem Hotel, das ganz in der Nähe Ihrer Wohnung

liegt«, sagte Orlow. »Wir versuchen gerade herauszufinden, welches Zimmer er hat.«

Odette ging leise zum Bett hinüber. Sie musste zwar jeden Abend ihren Dienstrevolver abgeben, wenn sie das Polizeipräsidium verließ, aber in ihrem Nachttisch lag eine zweite Waffe, die immer geladen war. Eine Frau, die allein lebte, musste schließlich vorsichtig sein. Und eine Agentin, die im Ausland arbeitete, musste noch vorsichtiger sein. Odette holte die Waffe und den Schalldämpfer aus der Schublade und steckte beides in ihre Jackentasche. »Welchen Auftrag habe ich?«

»Eliminieren Sie ihn«, erwiderte Orlow. »Wir können kein Risiko eingehen. Dieses Mal darf er uns nicht entkommen.«

»Verstanden«, erwiderte Odette. Die junge Agentin stand voll und ganz hinter ihrer Arbeit, mit der sie die Interessen ihres Landes schützte. Jemanden zu töten war für sie kein Problem, wenn dadurch Menschenleben gerettet werden konnten. Der Mann, den sie vor ein paar Stunden eliminiert hatte, bedeutete ihr nicht mehr als jemand, dem sie zufällig auf der Straße begegnet war.

»Wenn wir die Gästeliste auf die Personen reduziert haben, die der Harpooner sein könnten, werde ich Sie noch einmal anrufen«, sagte Orlow. »Wie Sie vorgehen, wird davon abhängen, was er tut und wie er reagiert. Was Sie in seinen Augen sehen. Er wird wahrscheinlich schon geduscht haben, aber immer noch sehr müde aussehen.«

»Der Mistkerl hatte schließlich eine ganze Menge zu tun«, erwiderte Odette. »Ich werde ihn schon erkennen.«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er Hotelangestellten nicht die Tür öffnen«, fuhr Orlow fort. »Und wenn Sie vorgeben, ein Zimmermädchen oder eine Sicherheitsbeamtin zu sein, wird ihn das vermutlich nur warnen.«

»Der Meinung bin ich auch«, sagte sie. »Ich werde mir etwas ausdenken, um in sein Zimmer zu gelangen und ihn zu überraschen.«

»Ich habe mit unserem Profiler gesprochen«, sagte Orlow. »Wenn Sie ihm gegenüberstehen, wird er vermutlich

ruhig bleiben und so tun, als würde er keinen Widerstand leisten. Er könnte sogar versuchen, Sie zu bestechen oder Sie so weit zu bringen, dass Sie sich Ihres Erfolges zu sicher sind. Tun Sie so, als wären Sie einen Augenblick unaufmerksam, damit er Sie angreifen kann. Hören Sie ihm nicht zu. Beurteilen Sie die Situation, und machen Sie Ihre Arbeit. Es würde mich nicht überraschen, wenn er mehrere Fallen aufgestellt hätte. Ein Dose mit Gas in einem Lüftungsschlitz, Sprengstoff, vielleicht auch nur ein Magnesiumblitz, um Sie zu blenden. Er könnte ihn mit einem Lichtschalter auslösen oder mit einer Fernbedienung im Absatz seines Schuhs, die er aktiviert, wenn er sich die Schuhe bindet. Wir wissen einfach nicht genug über ihn, um sagen zu können, wie er ein Zimmer sichert.«

»Das ist schon in Ordnung«, versicherte ihm Odette. »Ich werde ihn identifizieren und dann sofort eliminieren.«

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen raten, mit einem Polizeikommando das Hotel zu stürmen«, sagte Orlow entschuldigend. »Aber das ist in unserem Fall nicht ratsam. Eine laute Stimme, umgeleiteter Verkehr, alles, was ungewöhnlich ist, könnte ihn warnen. Oder der Harpooner spürt, dass Sie da sind. Dann wird er vielleicht entkommen, bevor Sie ihn erreichen. Ich bin sicher, dass er seine Fluchtrouten sorgfältig geplant hat. Er könnte auch versuchen, Geiseln zu nehmen.«

»Ich verstehe«, erwiderte Odette. »In welchem Hotel ist der Harpooner registriert?«

»Bevor ich Ihnen das sage, würde ich gern wissen, wie es Ihrem Gast geht.«

»Er schläft«, entgegnete Odette. Sie sah zu dem Mann auf dem Bett hinüber. Er lag auf dem Rücken, die Arme an der Seite. Seine Atemzüge waren tief und regelmäßig. »Seine Krankheit wurde vermutlich künstlich herbeigeführt. Wahrscheinlich durch eine Injektion.«

»Hat er noch Fieber?«

»Ich glaube, es ist etwas gesunken. Er wird es überstehen.«

»Gut«, sagte Orlow. »Wecken Sie ihn auf.«

»Herr General?« Der Befehl kam so überraschend für sie, dass sie einen Moment sprachlos war.

»Ich möchte, dass Sie ihn aufwecken«, sagte Orlow. »Sie nehmen ihn mit.«

»Aber das geht nicht!«, protestierte Odette. »Ich weiß ja nicht einmal, ob er stehen kann.«

»Er wird stehen können«, sagte Orlow. »Er muss.«

»General, er wird mir nicht gerade eine Hilfe sein ...«

»Ich werde nicht zulassen, dass Sie diesen Auftrag ohne Unterstützung erledigen«, sagte Orlow. »Sie wissen, wie es geht. Tun Sie es.«

Odette schüttelte den Kopf. Sie wusste, wie es ging. Viktor hatte es ihr gezeigt. Man zündete Streichhölzer unter den Fußsohlen an. Damit konnte man Kranke oder Menschen, die bis zur Bewusstlosigkeit gefoltert worden waren, nicht nur aufwecken. Der Schmerz sorgte auch dafür, dass sie wach blieben.

Odette schüttelte noch einmal den Kopf. Die Arbeit eines Agenten im Außendienst war per Definition ein Alleingang. Was mit Viktor geschehen war, unterstrich das Risiko, das man einging, wenn man mit jemandem zusammenarbeitete - selbst wenn es nur für kurze Zeit war. Auch wenn es dem Amerikaner gut gegangen wäre, würde sie ihn wahrscheinlich nicht als Partner haben wollen. Aber krank war er eher eine Last als eine Hilfe. »Verstanden«, sagte sie. Sie drehte dem Amerikaner den Rücken zu und ging wieder in die Küche. »Wo ist er?«

»Wir glauben, dass der Harpooner im Hyatt ist«, erwiderte Orlow. »Wir versuchen gerade, in den Computer des Hotels zu kommen. Ich werde Sie informieren, wenn wir uns die Dateien angesehen haben.«

»Ich bin in zehn Minuten dort«, versprach Odette. »Gibt es sonst noch etwas, General?«

»Nur noch eines«, sagte Orlow. »Ich habe schwere Bedenken, Sie auf diesen Mann anzusetzen. Ich möchte, dass Sie beide sehr vorsichtig sind.«

»Verstanden«, erwiderte Odette. »Und danke.«

Sie unterbrach die Verbindung und klemmte sich das Handy an den Gürtel. Dann schnallte sie sich das Holster um den Oberschenkel. Der lange Polizeirock würde die 38er verdecken. Im Krankenhaus hatte sie auch ein Schnappmesser dabeigehabt, das immer noch in ihrer Rocktasche war. Wenn sie es nicht zur Selbstverteidigung brauchte, würde sie es wegwerfen. Falls Sie aus irgendeinem Grund angehalten wurde - vom Sicherheitspersonal des Hotels zum Beispiel -, würde sie sagen, dass sie einen Freund besuchen wolle. Der natürlich längst abgereist war. Dann konnte sie auch vorgeben, dass sie an die falsche Tür geklopft und daraufhin vom Harpooner angegriffen worden war. Aufgrund ihrer Aussage - und den Informationen, die sie von Orlow und dem Amerikaner hatte - würde die Polizei den Toten mit dem Terroristenanschlag in Verbindung bringen.

Aber Odette hoffte, dass es nicht notwendig sein würde, jemandem etwas zu erklären. Wenn sie den Überraschungseffekt nutzte, würde sie den Harpooner vielleicht sogar unvorbereitet erwischen.

Auf Zehenspitzen schlich sie zur Eingangstür der Wohnung. Das Parkett unter ihren Füßen knarrte laut. Es war schon sonderbar, dachte Odette. Bis jetzt war es nie notwendig gewesen, leise zu sein. Bis heute hatte außer ihr nie jemand in diesem Bett gelegen. Aber das bedauerte sie nicht. Viktor war alles gewesen, was sie je haben wollte.

Sie öffnete die Tür. Bevor sie ging, warf sie noch einmal einen Blick auf den schlafenden Amerikaner.

Sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie General Orlow angelogen hatte. Obwohl ihr Beruf Lug und Trug mit sich brachte, hatte sie Orlow noch nie getäuscht. Zum Glück konnte sie bei diesem Auftrag gar nicht verlieren. Falls es ihr gelänge, den Harpooner zu eliminieren, wäre Orlow verärgert - aber nicht sehr lange. Und falls es ihr nicht gelänge, wäre sie nicht mehr da, um sich Orlows Strafpredigt anzuhören.

Odette trat in den Korridor und zog leise die Tür hinter sich zu. Wenn sie diesen Auftrag verpatzte, würde sie die

Strafpredigt wahrscheinlich von Viktor bekommen. Und ihm würde sie dann bis in alle Ewigkeit zuhören müssen. Sie lächelte. Das war ein Grund mehr, diesen Auftrag allein zu erledigen.

44

Washington, D.C. - Dienstag, 2 Uhr 08

Ein Secret-Service-Agent mit unbewegtem Gesichtsausdruck öffnete die Tür des Oval Office und ließ Paul hinein. Die große weiße Tür schloss sich mit einem leisen Klicken hinter ihm. Für Hood, der zum Schreibtisch des Präsidenten ging, hörte es sich an wie Kanonendonner. Er konnte sogar sein Herz schlagen hören. Der Direktor des Op-Centers wusste nicht mit Sicherheit, ob Fenwick einen Alleingang gestartet hatte oder Teil einer Gruppe war. Egal, welche Variante zutraf - es würde extrem schwierig sein, andere davon zu überzeugen, das er in ein internationales Komplott verwickelt war.

Die Stimmung im Oval Office war eisig. Hood spürte das schon, bevor er die Gesichter von Cotten, Fenwick und Gable sah. Keiner der Männer blickte ihn an. Die Miene des Präsidenten war sehr ernst. Mike Rodgers hatte ihm einmal erzählt, dass er in seiner Anfangszeit beim Militär einen Kommandeur hatte, der einen ganz besonderen Gesichtsausdruck aufsetzte, wenn ihm etwas nicht passte. Er sah den Betreffenden an, als wollte er ihm gleich den Kopf abreißen und damit Football spielen.

Der Präsident hatte genau diesen Gesichtsausdruck.

Hood ging zwischen den Sesseln hindurch zum Schreibtisch des Präsidenten. Durch die Fenster hinter dem Präsidenten konnte er das Washington Monument sehen. Der Turm war hell erleuchtet. Als Hood ihn sah, schöpfte er neuen Mut.

>>Mr. President, meine Herren, es tut mir Leid, dass ich

einfach so hereinplatze«, sagte Hood. »Aber das hier konnte nicht warten.«

»Bei Ihnen kann wohl nie etwas warten, stimmt's?«, fragte Fenwick.

Ein Präventivschlag, dachte Hood. Der Mistkerl war gut. Hood drehte sich um und sah den Leiter der NSA an. Der klein gewachsene, schlanke Mann hatte tief liegende Augen und dichtes weißes Haar, das einen starken Kontrast zu seinen dunklen Augen bildete.

»Ihr Team ist ja dafür bekannt, dass es sich blindlings in aufkommende Krisen stürzt, Mr. Hood. Nordkorea, das Bekaa-Tal, die Vereinten Nationen. Sie sind ein brennendes Streichholz, das nur auf das falsche Pulverfass wartet.«

»Bis jetzt haben wir noch keins in die Luft gejagt«, meinte Hood.

»Noch nicht«, stimmte Fenwick zu. Er sah Lawrence an. »Mr. President, wir müssen uns wieder den Daten zuwenden, damit Sie hinsichtlich der Krise am Kaspischen Meer zu einer Entscheidung kommen können.«

»Was hat Maurice Charles mit der Krise am Kaspischen Meer zu tun?«, wollte Hood wissen, der immer noch Fenwick ansah. Er würde es nicht zulassen, dass sich der Mann so leicht aus der Affäre zog.

»Charles? Der Terrorist?«, fragte Fenwick.

»Genau der.« Hood wollte nicht noch mehr sagen, um zu sehen, welche Richtung Fenwick einschlagen würde.

Der Präsident blickte Fenwick an. »Hat die NSA gewusst, dass Charles in diese Sache verwickelt ist?«

»Ja, Mr. President, wir haben es gewusst«, gab Fenwick zu. »Aber wir wissen nicht, inwiefern er beteiligt ist. Das untersuchen wir noch.«

»Vielleicht kann ich Ihnen einen kleinen Tipp geben, Mr. Fenwick«, sagte Hood. »Maurice Charles hat sowohl vor als auch nach dem Bombenanschlag auf die iranische Ölbohrinsel Kontakt zur NSA gehabt.«

»So ein Blödsinn!«, fuhr Fenwick ihn an.

»Da scheinen Sie sich aber sehr sicher zu sein«, erwiderte Hood.

»Da bin ich mir hundertprozentig sicher«, gab Fenwick zurück. »Niemand in meiner Organisation will etwas mit diesem Mann zu tun haben!«

Hood hatte erwartet, dass Fenwick die Anschuldigung leugnen würde, um mehr Zeit zu gewinnen. Aber weder der Vizepräsident noch Gable hatten sich eingemischt, um Fenwick zu helfen. Vielleicht, weil sie wussten, dass alles stimmte?

Hood wandte sich an den Präsidenten. »Sir, wir haben Grund zu der Annahme, dass Charles, der Harpooner, etwas mit dem Bombenanschlag auf die Bohrinsel zu tun hatte.«

»Woher haben Sie Ihre Beweise?«, wollte Fenwick wissen.

»Aus unanfechtbaren Quellen«, antwortete Hood.

»Von wem?«, fragte Vizepräsident Cotten.

Hood sah ihn an. Der Vizepräsident war ein ruhiger, besonnener Mann. Hood würde in den sauren Apfel beißen und es ihm sagen müssen. »General Sergej Orlow, Kommandeur des russischen Op-Centers.«

Gable schüttelte den Kopf, während Fenwick die Augen verdrehte.

»Die Russen«, sagte der Vizepräsident abfällig. »Soweit wir wissen, sind sie es gewesen, die Tscherkassow nach Aserbaidshan geschickt haben, damit er die Bohrinsel in die Luft jagt. Seine Leiche wurde ganz in der Nähe aus dem Meer gefischt.«

»Moskau ist natürlich daran interessiert, dass wir uns aus der ganzen Sache heraushalten«, warf Gable ein. »Wenn Aserbaidshan seine Ölfelder im Kaspischen Meer nicht mehr nutzen kann, bleibt mehr Öl für Moskau übrig. Mr. President, ich schlage vor, dass wir diesen Aspekt der Krise so lange vertagen, bis wir uns mit dem weitaus größeren Problem der iranischen Mobilmachung beschäftigt haben.«

»Wir haben die Daten, die wir von Orlow bekommen haben, überprüft, und sind der Meinung, dass sie stimmen«, sagte Hood.

»Ich würde mir diese Daten gern einmal ansehen«, sagte Fenwick.

»Dazu werden Sie noch Gelegenheit bekommen«, versprach Hood.

»Sie haben General Orlow nicht zufällig ein paar Codes gegeben, damit er diese angeblichen Gespräche mit der NSA abhören kann, oder?«

Hood ignorierte Fenwicks Frage. »Mr. President, der Harpooner ist Experte darin, komplizierte Geschichten zu erfinden und in die Tat umzusetzen. Wenn er in diese Sache verwickelt ist, müssen wir uns alle Beweise, die hereinkommen, sehr sorgfältig ansehen. Darüber hinaus sollten wir die Iraner informieren und ihnen sagen, dass der Anschlag auf die Bohrinsel vielleicht gar nichts mit Baku zu tun hat.«

»Wie bitte?«, fragte Fenwick. »Soweit wir wissen, haben die Aserbaidzschaner den Harpooner angeheuert.«

»Sie könnten Recht haben«, sagte Hood. »Aber bis auf die Tatsache, dass sich der Harpooner zurzeit in der Region aufhält und vermutlich etwas mit dem Anschlag zu tun hat, liegen uns keinerlei Beweise vor.«

»Wir haben Beweise aus zweiter Hand«, warf Fenwick ein. »Außerdem habe ich einen ganzen Tag mit dem Versuch zugebracht, einen Dialog mit dem Iran zu eröffnen, in dem es um den Austausch von nachrichtendienstlichen Informationen geht. Im Endeffekt ist es darauf hinausgelaufen, dass sie uns nicht trauen wollen und wir ihnen nicht trauen können.«

»Das entspricht nicht den Tatsachen!«, fuhr Hood ihn an. Er unterbrach sich. Er musste aufpassen - er durfte nicht wütend werden, obwohl er frustriert und todmüde war. Aber wenn er die Kontrolle über sich verlor, verlor er auch an Glaubwürdigkeit. »Eine dieser Tatsachen ist zum Beispiel«, fuhr er mit ruhiger Stimme fort, »dass zwischen der NSA, dem Kongressausschuss zur Überwachung der Geheimdienste und dem Oval Office regelmäßig falsche Informationen weitergegeben wurden ...«

»Mr. President, wir müssen weitermachen«, sagte Fen-

gelassen. »Der Iran verlegt Kriegsschiffe in die Region am Kaspischen Meer. Das ist eine Tatsache, mit der wir uns unverzüglich beschäftigen müssen.«

>>Der Meinung bin ich auch«, sagte der Vizepräsident. Cotten sah Hood an. Der Blick des Vizepräsidenten war herablassend. »Paul, wenn Sie Bedenken hinsichtlich der Handlungsweise von Mitarbeitern der NSA haben, sollten Sie die Beweise dafür nicht uns, sondern dem dafür zuständigen Kongressausschuss vorlegen. Der Ausschuss wird sich dann darum kümmern.«

»Dann wird es zu spät sein«, sagte Hood.

»Zu spät für was?«, wollte der Präsident wissen.

Hood sah Lawrence an. »Sir, die Antwort darauf kenne ich noch nicht«, gab er zu. »Aber ich glaube, dass Sie zurzeit keine Entscheidungen hinsichtlich der Krise am Kaspischen Meer treffen sollten.«

Fenwick schüttelte den Kopf. »Aufgrund von Hörensagen der Russen, die vielleicht schon selbst Flugzeuge und Schiffe in die Region bringen.«

»Der Einwand von Mr. Fenwick ist berechtigt«, erklärte der Präsident.

»Die Russen haben es vielleicht wirklich auf das Öl im Kaspischen Meer abgesehen«, räumte Hood ein. »Aber das allein kann General Orlows Informationen nicht widerlegen.«

»Paul, wie viel Zeit brauchen Sie?«

»Geben Sie mir zwölf Stunden«, bat Hood.

»Zwölf Stunden werden dem Iran und Russland genug Zeit lassen, um ihre Kriegsschiffe im Kaspischen Meer in Stellung zu bringen«, warnte Gable.

Der Präsident sah auf die Uhr. Dann überlegte er kurz. »Ich gebe Ihnen fünf Stunden«, sagte er.

Das war nicht gerade das, was Hood erwartete hatte. Aber es war offenbar alles, was er bekommen würde. Er nahm es. »Ich werde ein Büro hier brauchen«, sagte er. Er wollte keine Zeit verschwenden, indem er zurück ins Op-Center fuhr.

»Sie können den Sitzungssaal des Kabinetts nehmen«,

sagte der Präsident. »Dann weiß ich wenigstens, dass Sie bis sieben Uhr fertig sind. Um diese Zeit beginnt nämlich die nächste Kabinettsitzung.«

»Danke, Sir«, erwiderte Hood und drehte sich um.

Er ignorierte die anderen Männer, als er das Oval Office verließ. Die Feindseligkeit, die ihm entgegenschlug, war inzwischen sogar noch größer geworden. Hood war sicher, dass er ins Schwarze getroffen hatte. Leider hatte er nicht genügend Feuerkraft gehabt.

Zu erwarten, dass der Präsident alles glaubte, was Hood ihm erzählte, wäre wohl etwas zu viel gewesen. Trotz ihres Gesprächs am Nachmittag hatte sich der Präsident wohl noch immer nicht an den Gedanken gewöhnt, dass Jack Fenwick ein Verräter sein könnte. Aber wenigstens hatte er es nicht von vornherein ausgeschlossen. Und Hood hatte sich etwas Zeit verschaffen können.

Er ging über den mit grünem Teppichboden ausgelegten Korridor des Westflügels. Dabei begegnete er zwei schweigsamen Secret-Service-Agenten - einer hatte sich vor der Tür des Oval Office postiert, der andere stand zwischen der Tür, die zum Büro des Pressesprechers am nordwestlichen Ende des Korridors führte, und der zum Sitzungssaal des Kabinetts auf der Nordwestseite.

Hood betrat den länglichen Raum. In der Mitte stand ein großer Konferenztisch. Dahinter, auf der Nordseite des Raums, sah er einen Schreibtisch mit einem Computer und einem Telefon. Er ging hinüber und setzte sich.

Als Erstes musste er sich mit Orlow in Verbindung setzen und versuchen, mehr Informationen über die Kontakte des Harpooners zur NSA zu bekommen. Aber selbst wenn er die genaue Uhrzeit und die Koordinaten der Gespräche hatte, würde es ihm wohl nicht gelingen, den Präsidenten davon zu überzeugen, dass es eine Verschwörung gegen ihn gab.

Er brauchte Beweise. Doch noch wusste er nicht, wie er sie bekommen sollte.

Baku/Aserbajdschan - Dienstag, W Uhr 07

General Orlow hatte gelernt, Stimmen zu lesen, als er noch Kosmonaut gewesen war. Häufig war es die einzige Möglichkeit gewesen, um herauszufinden, ob es bei einem Flug ein Problem gab. Einmal hatte ihm die Bodenkontrolle gesagt, dass bei seinem Aufenthalt in der Saljut-Raumstation alles in Ordnung sei. In Wahrheit hatten Mikrometeoritenstaub und eine chemische Wolke, die von den Korrekturtriebwerken der Raumstation verursacht worden war, die Sonnenkollektoren korrodieren lassen. Sie waren so schwer beschädigt, dass der Raumstation der Strom ausgehen würde, bevor eine Kosmos-Raumfähre von der Erde andocken und sie nach Hause bringen konnte.

Den ersten Hinweis auf die Probleme bekam Orlow aus der Stimme des Technikers in der Bodenkontrolle. Sein Tonfall war leicht anders als sonst. Aus seiner Zeit als Testpilot hatte Orlow bereits ein Ohr für Stimmen. Er bestand darauf, dass man ihn über die Probleme der Saljut-Raumstation informierte. Das Gespräch wurde von der ganzen Welt mitgehört und brachte den Kreml in eine peinliche Lage. Aber als Orlow wusste, was los war, konnte er nicht lebenswichtige Systeme ausschalten und dadurch Strom sparen, anstatt darauf zu warten, dass die Wissenschaftler auf der Erde herausfanden, wie man die Sonnenkollektoren neu ausrichtete und gleichzeitig eine erneute Korrosion verhinderte.

Orlow vertraute Natalia Basow. Voll und ganz. Aber er glaubte ihr nicht - was nicht dasselbe war. Irgendetwas in ihrer Stimme beunruhigte ihn. Er hatte den Eindruck, als würde sie ihm etwas verheimlichen. So wie damals der Techniker in der Bodenstation.

Nur ein paar Minuten, nachdem er mit ihr über ihr Handy gesprochen hatte, wählte Orlow die Nummer des Telefons in Odette Kolkars Wohnung. Der General ließ es mehr als ein Dutzend Mal klingeln, aber niemand antwor-

tete. Falls das bedeutete, dass sie den Amerikaner mitgenommen hatte, war alles in Ordnung. Zwanzig Minuten später wählte er die Nummer noch einmal.

Dieses Mal meldete sich ein Mann, der ziemlich verschlafen klang. Auf Englisch.

Orlow sah auf das Display seines Telefons, um sich zu vergewissern, dass er die richtige Nummer gewählt hatte. Die Nummer stimmte. Also hatte Odette den Amerikaner in der Wohnung gelassen.

»Hier spricht General Sergej Orlow«, sagte er zu dem Mann. »Sind Sie Mr. Battat?«

»Ja«, erwiderte Battat benommen.

»Mr. Battat, die Frau, von der Sie gerettet wurden, ist meine Mitarbeiterin«, fuhr Orlow fort. »Sie versucht gerade, den Mann festzunehmen, der Sie am Strand überfallen hat. Sie wissen, von wem ich spreche?«

»Ja«, antwortete Battat. »Ich weiß, wen Sie meinen.«

»Sie hat keinerlei Unterstützung, und ich mache mir große Sorgen wegen ihr und des Auftrags«, sagte Orlow. »Haben Sie sich so weit erholt, dass Sie die Wohnung verlassen und in die Stadt gehen können?«

Es gab eine kurze Pause. Orlow hörte ein Ächzen und dann ein tiefes Stöhnen.

»Ich bin aufgestanden und sehe gerade, dass meine Kleidung hinter der Tür hängt«, sagte Battat. »Allerdings bin ich noch etwas unsicher auf den Beinen. Wo ist sie hingegangen?«

Orlow sagte, dass er keine Ahnung habe, wie Odettes Plan aussähe oder ob sie überhaupt einen habe. Dann fügte er hinzu, dass es seinem Team immer noch nicht gelungen war, in den Computer des Hotels zu gelangen, um herauszufinden, in welchen Zimmern alleinreisende Männer wohnten.

Battat bat Orlow, ihm ein Taxi zu rufen, da er nur ein paar Wörter der Landessprache kannte.

Orlow sagte, er erledige das, und dankte ihm. Er gab Battat seine Telefonnummer im Op-Center und legte auf.

Dann saß er regungslos da. Bis auf das leise Summen

der Leuchtstofflampe auf seinem Schreibtisch herrschte in seinem Büro unter der Erde Totenstille. Selbst der Welt-
raum war nicht so still gewesen. Es hatte immer irgendet-
was geknirscht, wenn sich Metall erwärmte und wieder
abkühlte, oder leise geklappert, wenn sich ein Gerät gelo-
ckert hatte und gegen ein anderes stieß. Die Kühlflüssig-
keit in den Leitungen und der Sauerstoff, der durch die
Lüftungsschlitze strömte, waren ständige Hintergrundge-
räusche gewesen. Und ab und zu hatte er eine Stimme in
seinem Kopfhörer gehört, entweder von der Erde oder von
einem anderen Besatzungsmitglied an Bord der Raumsta-
tion.

Aber hier nicht. Hier fühlte er sich einsamer als im Welt-
raum.

Odette hatte inzwischen wohl das Hotel erreicht. Er
hätte sie anrufen und ihr den Befehl zum Rückzug geben
können, aber er glaubte nicht, dass sie dem Befehl folgen
würde. Und wenn sie fest entschlossen war, die Sache zu
Ende zu bringen, wollte er sie nicht durcheinander brin-
gen. Sie musste wissen, dass er voll und ganz hinter ihr
stand.

Orlow war wütend auf Odette, weil sie seine Befehle
missachtet und ihn angelogen hatte. Sein Zorn legte sich
jedoch etwas, als er darüber nachdachte, warum die junge
Frau so gehandelt hatte. Ihr Mann war auch ein Einzelgän-
ger gewesen. Ein Einzelgänger, der wegen der Nachlässig-
keit eines anderen gestorben war.

Trotzdem konnte sie nicht verhindern, dass Orlow sei-
ne Arbeit machte. Und diese bestand nicht nur darin, den
Harpooner festzunehmen oder zu eliminieren.

Er hatte auch dafür zu sorgen, dass Odette nicht genau-
so endete wie Viktor.

Baku/Aserbaidtschan - Dienstag, W Uhr 07

Der Verkehr war ziemlich dicht, so dass Odette doppelt so lange brauchte wie erwartet, um das Hyatt zu erreichen. Sie parkte in einer Seitenstrasse, die kaum einen Block vom Mitarbeitereingang des Hotels entfernt lag. Direkt vor dem Haupteingang wollte sie das Auto nicht stehen lassen. Der Heckenschütze, der den amerikanischen Diplomaten vor dem Krankenhaus erschossen hatte, war sicher noch in der Stadt. Vielleicht beschattete er im Auftrag des Harpooners das Hotel. Und vielleicht hatte er ihr Auto in der Nähe des Krankenhauses gesehen und erkannte es wieder.

Die Sonne schien, und Odette genoss den kurzen Spaziergang zum Eingang des Hotels. Die Luft war klarer als sonst, und auch die Vögel schienen heute lauter zu singen. Sie fragte sich, ob es Viktor in Tschetschenien genauso gegangen war. Ob ein ganz gewöhnlicher Augenblick lohnender war, wenn die Gefahr bestand, alles zu verlieren.

Odette war bereits zweimal hier gewesen. Einmal, um einem Koch zu helfen, der sich beim Flambieren verbrannt hatte. Das zweite Mal, um einen Hotelgast zu besänftigen, der sich über ein paar Extras auf seiner Rechnung beschwert hatte. Sie wusste, wie man auf die Rückseite des Hotels gelangte. Ironischerweise ging sie davon aus, dass der Harpooner grundsätzlich den Haupteingang benutzte. Wenn er sich aus einem Hintereingang schlich oder aus einem Fenster im Erdgeschoss stieg, würde das nur die Aufmerksamkeit anderer auf ihn ziehen. Intelligente Terroristen versteckten sich dort, wo alle sie sehen konnten.

Und intelligente Terrorismusbekämpferinnen warteten auf sie, anstatt ihr Versteck zu stürmen, dachte sie.

Aber Odette hatte keine Ahnung, wann der Harpooner das Hotel verlassen würde. Es konnte mitten in der Nacht sein. Es konnte am frühen Nachmittag sein. Oder erst in drei Tagen. Sie konnte nicht die ganze Zeit hier stehen.

Außerdem wusste sie nicht, ob er maskiert war. Möglicherweise hatte er eine Prostituierte angeheuert, damit diese seine Tochter, Frau oder vielleicht sogar Mutter spielte. Es gab einige alte Prostituierte in Baku. Und einige sehr junge auch. Odette hatte schon ein paar von ihnen festgenommen.

Viele Möglichkeiten waren denkbar, und daher war es unbedingt erforderlich, dass Odette den Harpooner erwischte, bevor er das Hotel verließ. Die Frage war nur, wie sie ihn finden sollte. Sie hatte keine Ahnung, wie er hieß oder welchen Namen er benutzte.

Bis auf >Harpooner<, dachte Odette. Sie lachte leise. Vielleicht war es am besten, wenn sie einfach die Korridore entlangrannte und diesen Namen rief. Und darauf achtete, wessen Tür sich nicht öffnete. Derjenige, der nicht wissen wollte, warum jemand ein solches Theater veranstaltete, musste der Harpooner sein.

Odette bog um die Ecke und ging auf den Haupteingang des Hotels zu. An der Ecke stand ein Zeitungskiosk. Die Sonderausgabe einer Tageszeitung verkündete den Aufmarsch der Iraner am Kaspischen Meer. Auf der Titelseite waren Fotos von iranischen Schiffen abgedruckt, die von der Luftaufklärung aufgenommen worden waren. Baku war immer relativ unberührt von militärischem Säbelrasseln geblieben. Das alles war etwas ganz Neues für die Hauptstadt von Aserbaidschan. Vielleicht war das die Erklärung für den dichten Verkehr. Die meisten Menschen wohnten in den Vororten. Wahrscheinlich waren viele von ihnen zur Arbeit gekommen, hatten von dem drohenden Krieg gehört und versuchten jetzt, die Stadt wieder zu verlassen, um einem möglichen Angriff zu entkommen.

Unter der grüngoldenen Markise stand nur der Portier, der eine grüne Jacke mit passender Mütze trug. Auf dem Parkplatz war kein einziger Reisebus zu sehen, was aber nicht weiter verwunderlich war, da die Touristengruppen meistens schon vor neun Uhr abreisten. Touristen, die zusammen mit einer Gruppe in das Land eingereist waren,

konnten ihre Reisepläne vermutlich nicht spontan ändern und waren daher mit ziemlicher Sicherheit zu ihrem nächsten Ziel gefahren. Checkout war erst um zwölf. Diejenigen, die nicht hatten weiterfahren wollen, versuchten jetzt vermutlich telefonisch, ein Flugzeug, einen Zug oder einen Mietwagen zu buchen ...

Natürlich, dachte sie. Das Telefon.

Orlow hatte gesagt, dass der Harpooner ein Gespräch über ein abhörsicheres Telefon geführt hatte. Das bedeutete, dass er wahrscheinlich keine Gespräche über das Telefon in seinem Zimmer getätigt hatte. Sie musste nach einem alleinreisenden Mann suchen, auf dessen Hotelrechnung keine Telefongebühren auftauchten.

Odette betrat das Hotel. Als sie an der Rezeption vorbeiging, drehte sie den Kopf weg. Sie wollte nicht riskieren, dass der Manager oder jemand von den Angestellten sie wiedererkannte. Sie wandte sich nach rechts, in einen Korridor, der zum Hauswirtschaftsraum führte. Das kleine, einfache Büro lag im rückwärtigen Teil des Hotels. Vor der Tür saß eine Hotelangestellte hinter einem Schreibtisch. Hinter ihr standen die Wagen für die Zimmermädchen, rechts war ein Holzbrett montiert, an dem die Schlüssel für die Zimmer hingen. Am unteren Ende des Bretts war eine Reihe mit Hauptschlüsseln, die jeden Morgen an das Reinigungspersonal ausgegeben wurden. Zwei der Hauptschlüssel hingen noch da.

Odette fragte die ältere Frau hinter dem Schreibtisch, ob sie noch etwas Shampoo haben könne. Die Hotelangestellte lächelte freundlich, dann stand sie auf und ging zu einem der Wagen. Während die Frau ihr den Rücken zukehrte, nahm Odette einen der beiden Hauptschlüssel vom Brett. Die Angestellte kam mit drei kleinen Fläschchen Shampoo zurück und fragte, ob sie sonst noch etwas brauche. Sie schüttelte den Kopf und bedankte sich, dann kehrte sie in die Eingangshalle zurück und steuerte auf die Telefonzellen zu, die in einer Nische im hinteren Teil der Lobby untergebracht waren.

Während sie auf die Telefonzellen zuing, klingelte ihr

Handy. Sie ging in eine der Zellen, zog die Tür hinter sich zu und hielt ihr Handy ans Ohr.

Es war Orlow. Er sagte, dass sich sein Team in den Hotelcomputer gehackt hatte und fünf Gäste in Frage kamen. Odette schrieb sich die Namen und Zimmernummern auf.

»Wir können vielleicht noch ein paar ausschließen«, sagte Orlow. »Wenn jemand so schnell wie möglich das Land verlassen will, würde er eine Nationalität annehmen, die die Aserbaidzchaner zurzeit nicht so gern sehen.«

»Iraner«, sagte Odette sofort.

»Nein«, widersprach Orlow. »Iraner würde man vielleicht sogar inhaftieren. Russe passt schon eher. Und im Hotel sind zwei Russen.«

Odette sagte, dass sie vielleicht sogar herausfinden konnten, welcher der fünf Männer es war, wenn sie die Telefongebühren auf den Rechnungen der Gäste überprüften.

»Gute Idee«, meinte Orlow. »Bleiben Sie dran, ich werde das sofort überprüfen lassen. Und dann wäre da noch etwas, Odette.«

Odette spürte ein leichtes Ziehen in der Magengegend. In Orlows Stimme lag ein merkwürdiger Unterton.

»Ich habe vor ein paar Minuten mit Mr. Battat gesprochen«, sagte Orlow.

Odette fühlte sich, als wäre sie in einen dicken, tiefhängenden Ast gelaufen. Ihr Kopf dröhnte. Sie war nicht der Meinung, dass es eine falsche Entscheidung gewesen war, den kranken Amerikaner in ihrer Wohnung zurückzulassen. Aber sie hatte einen Befehl verweigert. Ihr fiel nichts ein, was sie zu ihrer Verteidigung hätte sagen können.

»Der Amerikaner ist auf dem Weg zum Hotel«, fuhr General Orlow mit ruhiger Stimme fort. »Ich habe ihm gesagt, dass er in der Hotelhalle nach Ihnen suchen soll. Und Sie warten, bis er Sie gefunden hat, bevor Sie sich die Zielperson vornehmen. Ist das klar, Odette?«

»Ja, General«, antwortete sie.

»Gut.«

Odette wartete, während Orlows Mitarbeiter die Auf-

Zeichnungen des Hotels durchsuchten. Ihre Handflächen waren feucht, nicht aus Nervosität, sondern weil Orlow sie bei einer Lüge ertappt hatte. Sie war durch und durch ehrlich, und dass Orlow ihr vertraute, war sehr wichtig für sie. Sie hoffte, dass er verstand, warum sie gelogen hatte. Nicht nur, um Battat zu schützen, sondern um sich auf ihren Auftrag anstatt auf einen kranken Mann konzentrieren zu können.

Orlow meldete sich wieder. Nach den Aufzeichnungen des Hotels hatten zwei der fünf Männer keine Gespräche von ihrem Hotelzimmer aus geführt. Einer der beiden, Iwan Ganiew, war Russe. Nach dem letzten Bericht, der vom Tag zuvor stammte, war Ganiews Zimmer mit der Nummer 310 in den drei Tagen, die er jetzt hier war, kein einziges Mal geputzt worden.

Orlow ging zu seinem Computer und forderte eine Überprüfung des Namens an, die nach kurzer Zeit auf dem Bildschirm angezeigt wurde. »Ganiew ist Telekommunikationsexperte und lebt in Moskau. Wir überprüfen gerade die Adresse, um sicherzugehen, dass es sie überhaupt gibt. Er scheint nicht bei einer Firma angestellt zu sein«, sagte er.

»Und daher gibt es keine Personalakte, anhand derer wir seine Ausbildung oder persönliche Angaben überprüfen könnten.«

»Genau«, erwiderte Orlow. »Er ist beim Lizenzbüro für Techniker registriert, aber eine solche Lizenz bekommt man auch durch Bestechung. Ganiew hat keine Familie in Moskau, scheint keinem Verein und keiner sonstigen Organisation anzugehören und lässt sich seine Post an ein Postfach schicken.«

Das klang plausibel, dachte Odette. Keine Post, die aus dem Briefkasten quoll, keine Zeitungen, die sich vor der Wohnungstür häuften. Keiner der Nachbarn würde wissen, ob er gerade zu Hause war oder nicht.

»Moment, wir haben seine Adresse«, fügte Orlow hinzu. Einen Augenblick lang herrschte Stille in der Leitung. Dann sagte er: »Er ist es. Er muss es sein.«

»Warum sind Sie sich so sicher?«

»Ganiews Wohnung ist nur einen Block von der U-Bahn-Station Kiewskaja entfernt«, erwiderte Orlow.

»Und was heißt das ...?«

»Dort haben wir den Harpooner schon zweimal aus den Augen verloren.«

In diesem Augenblick kam Battat in die Eingangshalle des Hotels. Unsicher wie Viktor nach zehn Runden Boxen in der Amateurliga seiner Einheit taumelte er heran. Als Battat sie sah, ging er auf sie zu.

»Dann dürfte er unser Mann sein«, sagte Odette. »Gehen wir wie geplant vor?«

Das war das Schwierigste bei der Arbeit eines Agenten. Eine Entscheidung über Leben und Tod zu treffen, die lediglich auf fundierten Vermutungen basierte. Wenn sich General Orlow irrte, würde ein unschuldiger Mann sterben. Er wäre nicht der Erste und auch nicht der Letzte. Die Nationale Sicherheit zeitigte Fehler. Aber wenn er Recht hatte, konnten sie vielleicht Hunderte von Menschenleben retten. Sie konnten natürlich auch versuchen, den Harpooner festzunehmen und an die aserbajdschanischen Behörden zu übergeben. Aber selbst wenn ihnen das gelang, gab es zwei Probleme. Erstens, die Aserbajdschaner würden herausfinden, wer Odette wirklich war. Zweitens, sie würden den Harpooner vielleicht gar nicht ausliefern wollen. Schließlich hatte er nur eine iranische Bohrinsel in die Luft gejagt. Und russische Gebäude. Und amerikanische Botschaften. Die Aserbajdschaner würden vielleicht sogar eine Vereinbarung mit ihm treffen, ihn freilassen, wenn er ihnen seine Hilfe bei verdeckten Operationen versprach. Ein solches Risiko konnte Moskau nicht eingehen.

»Versprechen Sie mir, dass Sie auf den Amerikaner warten?«, fragte Orlow.

»Er ist schon hier«, erwiderte Odette. »Wollen Sie mit ihm sprechen?«

»Das ist nicht notwendig. Der Harpooner hat vermutlich Hightech-Geräte bei sich, um seine falsche Identität zu untermauern. Nehmen Sie ein paar der Geräte mit, außer-

dem alles Bargeld, das er bei sich hat. Ziehen Sie die Schubladen heraus, und durchwühlen Sie sein Gepäck. Arrangieren Sie alles so, dass es wie ein Raubmord aussieht. Und überlegen Sie sich eine Fluchtroute, bevor Sie in das Zimmer gehen.«

»Verstanden«, sagte Odette.

Orlows Stimme hatte nichts Herablassendes an sich. Er gab ihr Anweisungen und hakte gleichzeitig eine Checkliste in seinem Kopf ab. Außerdem stellte er damit sich dass sowohl er als auch Odette wussten, was zu tun war bevor sie der Zielperson gegenübertrat.

Orlow schwieg. Odette wusste, dass er noch einmal die Daten in seinem Computer überflog. Er suchte nach zusätzlichen Informationen, die bestätigten, dass der Mann ihre Zielperson war. Oder nach einem Grund, weshalb er es nicht war.

»Ich besorge Ihnen sicherheitshalber Flugtickets, falls Sie das Land schnell verlassen müssen«, sagte er dann. Er überlegte noch einmal kurz, aber dann gab er ihr den Befehl, auf den sie die ganze Zeit gewartet hatte.

»Eliminieren Sie ihn.«

47

Washington, D.C. - Dienstag, 2 Uhr 32

Hood machte die Tür des Sitzungssaals hinter sich zu. Auf einem kleinen Tisch in der Ecke stand eine Kaffeemaschine. Als Erstes holte er eine Flasche Mineralwasser und machte frischen Kaffee. Er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er mitten in einer Krise etwas derart Profanes tat, aber er brauchte das Koffein. Dringend. Seine Gedanken überschlugen sich, aber seine Augen und sein Körper brachten ihn fast um. Allein der Geruch des frisch zubereiteten Kaffees bewirkte, dass es ihm etwas besser ging. Im Stehen blickte er auf die Kaffeemaschine, während er an die Be-

sprechung dachte, die er gerade verlassen hatte. Die schnellste Möglichkeit, die Krise von seiner Seite aus zu beenden, bestand darin, Fenwick und sein Komplott auf-fliegen zu lassen. Er hoffte, dass er bald schon mit neuen Informationen ins Oval Office zurückkonnte, die Fenwick oder Gable aus dem Gleichgewicht brachten.

»Ich brauche Zeit, um nachdenken zu können«, mur-melte er. Zeit, um sich zu überlegen, wie er sie am besten angriff, falls er wider Erwarten keine neuen Informationen bekam.

Hood setzte sich auf die Kante des großen Konferenztis-ches und zog eines der Telefone zu sich herüber. Er rief Bob Herbert an und fragte ihn, ob er Neuigkeiten für ihn habe.

Die Antwort fiel negativ aus.

»Es sei denn, >keine Neuigkeiten< ist auch eine Neuig-keit«, fügte Herbert hinzu.

Er hatte mehrere Bekannte aus dem Schlaf geklingelt, die für die NSA arbeiteten oder etwas über deren Aktivitä-ten wussten. Sie mitten in der Nacht anzurufen hatte den Vorteil, dass er sie überrumpeln konnte. Wenn sie etwas wussten, würden sie es ihm vermutlich sagen. Herbert fragte sie, ob sie etwas von einer geplanten Zusammenar-beit der amerikanischen Geheimdienste mit dem Iran wussten.

Niemand hatte etwas davon gehört.

»Das wundert mich auch nicht«, sagte Herbert. »Wenn es diese Gespräche wirklich gegeben hat, wäre die Sache so heikel, dass nur die Mitarbeiter ganz oben etwas davon wussten. Aber wenn mehr als eine Person über die Opera-tion informiert worden ist, wäre zumindest eine Andeu-tung davon durchgesickert. Das ist aber nicht der Fall.«

»Vielleicht weiß niemand in der NSA etwas davon«, meinte Hood.

»Das wäre natürlich auch möglich«, stimmte Herbert zu.

Herbert sagte, dass er immer noch darauf warte, etwas von seinen Quellen in Teheran zu erfahren. Vielleicht

wussten sie ja etwas über die Sache. »Die einzigen konkreten Informationen, die uns vorliegen, stammen von Mikes Leuten im Pentagon. Der militärische Geheimdienst hat Signale aufgenommen, die auf eine Mobilisierung russischer Truppen in der Region am Kaspischen Meer schließen lassen. Stephen Viens vom NRO hat es bestätigt. Der Kreuzer der Slawa-Klasse *Admiral Loboiv* ist offenbar schon in Richtung Süden unterwegs, und der Kreuzer der Udaloi-II-Klasse *Admiral Tschebanenko* stößt gerade zu mehreren Korvetten und kleinen Raketenbooten. Mike geht davon aus, dass die Luftunterstützung über den russischen Ölförderanlagen innerhalb weniger Stunden beginnen wird.«

»Und das alles hat der Harpooner ausgelöst - unabhängig davon, wer nun sein Auftraggeber ist«, sagte Hood.

»Von Eisenhower stammt die Metapher mit den Dominosteinen«, entgegnete Herbert. »>Wenn man Dominosteine in einer Reihe aufstellt und den ersten Stein anstößt, wird der letzte Stein in der Reihe am schnellsten umfallen.< Das war 1954. Eisenhower hat Vietnam gemeint, aber auf die Krise am Kaspischen Meer lässt sich die Metapher auch anwenden.«

Herbert hatte Recht. Man konnte sich darauf verlassen, dass aufgereihte Dominosteine immer schneller und schneller umfielen. Und die einzige Möglichkeit, die Zerstörung der kompletten Reihe aufzuhalten, bestand darin, einige Steine herauszunehmen, die weiter hinten standen.

Als er das Gespräch beendet hatte, goss sich Hood einen Kaffee ein, setzte sich in einen der Ledersessel und rief Sergej Orlow an. Der frische schwarze Kaffee war ein Lebensretter. Wenn das Chaos um einen herum tobte, war jede kurze Pause ein Geschenk.

Der General informierte Hood über die neueste Entwicklung in Sachen Harpooner. Hood konnte die Anspannung in der Stimme des Generals hören, während dieser erklärte, wie ihr Plan aussah. Hood verstand Orlows Unruhe. Der General machte sich um seine Agentin Sorgen, aber gleichzeitig wollte er der Karriere eines weltweit ge-

suchten Terroristen unbedingt ein Ende bereiten. Auch Hood war schon einmal in einer solchen Situation gewesen und hatte auf der einen Seite gewonnen, auf der anderen verloren. Dies war kein Film und kein Roman, wo der Held zwangsläufig gewann.

Hood sprach immer noch mit Orlow, als die Tür geöffnet wurde. Er hob den Blick.

Es war Jack Fenwick. Hood hatte keine Zeit zum Nachdenken mehr.

Der Leiter der NSA trat ein und machte die Tür hinter sich zu. Der Sitzungssaal des Kabinetts war sehr groß, aber mit einem Mal schien er klein und sehr beengt zu sein.

Fenwick ging zu der Kaffeemaschine und bediente sich. Hood war mit seinem Gespräch fast fertig. Er beendete die Unterhaltung so schnell wie möglich, ohne den Eindruck zu erwecken, es eilig zu haben. Er wollte nicht, dass Fenwick etwas hörte. Aber er wollte auch nicht, dass der Leiter der NSA dachte, er würde ihn nervös machen.

Hood legte auf. Er trank einen Schluck Kaffee und sah zu Fenwick hinüber. Dessen dunkle Augen waren auf ihn gerichtet.

»Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen.« Fenwick deutete auf den Kaffee.

»Warum sollte ich?«, fragte Hood.

»Ich weiß es nicht, Paul.« Fenwick zuckte mit den Achseln. »Manchmal wollen Menschen nicht teilen. Übrigens - der Kaffee ist gut.«

»Danke.«

Fenwick setzte sich auf die Kante des Konferenztisches. Er war Hood sehr nahe. »Wir haben eine kleine Pause gemacht. Der Präsident wartet auf die vereinigten Stabschefs und den Außenminister, bevor er eine Entscheidung hinsichtlich der Krise am Kaspischen Meer trifft.«

»Danke für die Information.«

»Gern geschehen«, erwiderte Fenwick. »Ich habe aber noch etwas für Sie. Eine Vorhersage.«

»Wirklich?«

Fenwick nickte zuversichtlich. »Der Präsident wird mit

einem Militärschlag reagieren. Er hat gar keine andere Wahl.«

Sowohl das Op-Center als auch die NSA hatten Zugang zu den Aufklärungsfotos des NRO. Fenwick wusste zweifellos über die Truppenbewegungen der Russen Bescheid.

Hood stand auf, um sich Kaffee nachzuschenken. Dabei dachte er über das nach, was ihm vor ein paar Minuten durch den Kopf gegangen war.

Die einzige Möglichkeit, fallende Dominosteine aufzuhalten, bestand darin, einige Steine aus der Reihe herauszunehmen, die weit genug hinten standen.

»Aber hier geht es nicht darum, was der Präsident oder das Land tun werden. Hier geht es darum, was Sie tun werden«, sagte Fenwick jetzt.

»Sind Sie deshalb hergekommen? Um herauszufinden, wie viel ich weiß?«

»Ich bin hergekommen, um mir die Beine zu vertreten«, erwiderte Fenwick. »Aber da wir nun schon darüber reden - ich bin neugierig. Was werden Sie unternehmen?«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Hood, während er sich Kaffee einschenkte. Es ging los. Sie achteten auf jedes Wort, das der andere sagte.

»Ich meine damit, was Sie wegen der aktuellen Krise unternehmen werden«, erwiderte Fenwick. »Welche Rolle werden Sie dabei spielen?«

»Ich werde meine Arbeit machen«, sagte Hood nur. Entweder wurde er jetzt verhört oder bedroht. Er wusste noch nicht genau, was zutraf. Aber eigentlich war es ihm auch egal.

»Und was heißt das?«, wollte Fenwick wissen.

»In meiner Arbeitsplatzbeschreibung steht >Krisenmanagement<«, antwortete Hood. Er sah Fenwick an. »Aber zurzeit sehe ich das nicht so eng. Meine Aufgabe besteht darin, die Wahrheit hinter dieser Krise zu finden und dem Präsidenten die Fakten vorzulegen.«

»Und welche >Wahrheit< wäre das?«, fragte Fenwick. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht, aber seine Stimme klang herablassend. »Sie halten offenbar nichts

von dem, was Mr. Gable, der Vizepräsident und ich dem Präsidenten erzählt haben.«

»Stimmt. Davon halte ich überhaupt nichts«, erwiderte Hood. Er musste vorsichtig sein. Das, was er jetzt sagen wollte, war zum Teil wahr, aber zum Teil auch reiner Bluff. Wenn er sich irrte, hatte er blinden Alarm ausgelöst. Dann würde sich Fenwick von nichts mehr beeindrucken lassen, was Hood noch zu sagen hatte. Außerdem konnte er es dazu verwenden, Hoods Glaubwürdigkeit beim Präsidenten zu untergraben.

Aber nur, wenn er sich geirrt hatte.

»Man hat mich gerade darüber informiert, dass wir den Harpooner im Hyatt in Baku festgenommen haben«, sagte Hood. Er musste es als vollendete Tatsache darstellen. Wenn er das nicht tat, würde Fenwick im Hotel anrufen und den Terroristen warnen.

»Sie haben den Harpooner?«, sagte Fenwick. »Wie beeindruckend.«

Er trank einen Schluck Kaffee und ließ ihn im Mund. Hood sagte kein Wort. Nach einer Weile schluckte Fenwick die Flüssigkeit hinunter. »Ich freue mich darüber«, sagte er ohne große Begeisterung. »Ein Terrorist weniger, um den sich Amerika Sorgen zu machen braucht. Wie haben Sie ihn gefasst? Interpol, die CIA, das FBI - alle versuchen es seit zwanzig Jahren.«

»Wir sind ihm mehrere Tage lang gefolgt«, erklärte Hood. »Wir haben ihn beobachtet und seine Telefongespräche abgehört.«

»Wer ist >wir<?«

»Eine Gruppe, die aus dem Op-Center, der CIA und Ressourcen im Ausland besteht. Wir haben sie zusammengestellt, als wir erfuhren, dass sich der Harpooner in der Region aufhält. Wir haben einen CIA-Agenten als Köder benutzt, um den Harpooner herauszulocken.«

Hood hatte kein Problem damit, die Rolle der CIA bei ihren Ermittlungen aufzudecken, da es vermutlich Fenwick selbst gewesen war, der die Information über Battat an den Harpooner weitergeleitet hatte.

Fenwick starrte Hood immer noch an. »Sie haben also den Harpooner«, sagte er. »Und was hat das alles mit >der Wahrheit< zu tun, nach der Sie suchen? Wissen Sie etwas, von dem ich nichts weiß?«

»Offensichtlich hatte der Harpooner etwas mit dem Bombenanschlag im Kaspischen Meer zu tun«, sagte Hood.

»Das überrascht mich nicht«, erwiderte Fenwick. »Der Harpooner arbeitet für jeden.«

»Sogar für uns«, sagte Hood.

Fenwick zuckte zusammen, als er das hörte. Nur ein bisschen, aber immerhin so, dass Hood es bemerkte. »Ich bin müde und habe keine Zeit für Ratespielchen«, beschwerte er sich. »Was meinen Sie damit?«

»Wir verhören ihn gerade«, fuhr Hood fort. »Er ist bereit, uns den Namen seines Auftraggebers zu sagen, wenn wir ihm dafür Strafmilderung gewähren.«

»Das war auch nicht anders zu erwarten«, kommentierte Fenwick verächtlich. »Dieser Bastard würde vermutlich alles sagen, um seine Haut zu retten.«

»Vielleicht«, stimmte Hood zu. »Aber warum sollte er lügen, wenn er sein Leben nur mit der Wahrheit retten kann?«

»Weil er ein verdammtes Schwein ist«, sagte Fenwick wütend. Der Leiter der NSA warf seinen Becher in den Papierkorb unter der Kaffeemaschine und stand auf. »Ich werde nicht zulassen, dass Sie dem Präsidenten Ratschläge geben, die auf der Aussage eines Terroristen beruhen. Ich schlage vor, Sie gehen jetzt nach Hause. Ihre Arbeit hier ist beendet.«

Bevor Hood etwas entgegnen konnte, war Fenwick schon hinausgestürmt. Er knallte die Tür hinter sich zu. Der Raum schien jetzt wieder seine ursprüngliche Größe zu haben.

Hood glaubte nicht, dass Fenwick sich Sorgen darüber machte, dass er dem Präsidenten falsche Informationen vorlegte. Er glaubte auch nicht, dass Fenwick überarbeitet war und nur deshalb so harsch reagiert hatte. Er glaubte

vielmehr, dass sie kurz davor standen, eine Verbindung aufzudecken, die Fenwick bis jetzt gut verborgen geglaubt hatte.

Die Verbindung zwischen einem hochrangigen Berater des amerikanischen Präsidenten und einem Terroristen, der ihm dabei geholfen hatte, einen Krieg zu inszenieren.

48

Baku/Aserbaidshan - Dienstag, 10 Uhr 47

Mit sechs Jahren hatte David Battat Mumps bekommen. Er war damals sehr krank geworden und hatte kaum schlucken können. Sein Bauch und seine Beine hatten wehgetan, sobald er sich nur ein bisschen bewegte, aber das war eigentlich nicht weiter schlimm, da er sowieso zu schwach war, um auch nur einen Finger zu rühren.

Jetzt fühlte sich Battat auch zu schwach, um sich zu bewegen. Außerdem hatte er Schmerzen, wenn er sich bewegte. Nicht nur in seinem Hals und seinem Bauch, sondern auch in seinen Beinen, Armen, Schultern und seiner Brust. Dieser Mistkerl von Harpooner hatte ihm etwas injiziert, was ihn völlig entkräftet hatte. Aber in gewisser Weise half es ihm sogar. Der dumpfe, pochende Schmerz in seinem Körper hielt ihn wach und sorgte dafür, dass er sich konzentrierte. Jegliche Energie, die Battat jetzt noch hatte, kam nur noch aus seiner Wut. Er war wütend darüber, dass er in eine Falle gelockt und überfallen worden war. Und jetzt war er auch noch wütend darüber, dass er indirekt für den Tod von Thomas und Moore verantwortlich war. Odette hatte ihm von dem Hinterhalt im Krankenhaus erzählt, als sie im Fahrstuhl nach oben fuhren. Und sie hatte ihm gesagt, dass der Killer noch immer frei herumlief. Sie mussten vorsichtig sein, da er eventuell das Hotel oder vielleicht auch den Harpooner selbst beobachtete.

Battats Hörfähigkeit war beeinträchtigt, und er musste ständig blinzeln, um überhaupt etwas erkennen zu können. Trotzdem wusste er genau, wie seine Umgebung aussah. Die Wände des Fahrstuhls waren aus poliertem Messing, und auf dem Boden lag grüner Teppichboden. In der Decke waren mehrere Reihen kleiner, gleißend heller Glühlampen eingebaut. Am Rand der Decke befand sich eine Klappe, daneben das Fischaugenobjektiv einer Überwachungskamera.

Bis auf Battat und Odette war der Fahrstuhl leer. Als sie den dritten Stock erreicht hatten, stiegen sie aus. Odette nahm Battats Hand, als wären sie ein junges Paar, das nach seinem Zimmer suchte. Sie sahen sich den Wegweiser mit den Zimmernummern an, der an der Wand vor ihnen angebracht war. Die Zimmer 300 bis 320 lagen rechts von ihnen. Also musste 310 in der Mitte des langen, hell erleuchteten Korridors liegen. Sie gingen auf das Zimmer zu.

»Was tun wir jetzt?«, fragte Battat.

»Wir überprüfen zuerst das Treppenhaus«, erwiderte Odette. »Ich möchte sicher sein, dass der andere Killer das Hotelzimmer nicht von dort aus beobachtet.«

»Und dann?«

»Wie würde es Ihnen gefallen, verheiratet zu sein?«, fragte sie.

»Ich habe es schon einmal versucht. Es hat mir nicht sehr gefallen«, erwiderte Battat.

»Dann wird Ihnen das, was ich vorhabe, wahrscheinlich noch weniger gefallen«, entgegnete sie. »Ich werde es Ihnen sagen, wenn wir das Treppenhaus überprüft haben.«

Sie gingen auf die Treppe am entgegengesetzten Ende des Korridors zu. Als sie sich Zimmer 310 näherten, beschleunigte sich Battats Herzschlag. An der Türklinke hing das »Bitte nicht stören«-Schild. Der Ort hatte etwas Gefährliches. Battat spürte es, als sie an dem Zimmer vorbeigingen. Er konnte nicht erklären, warum er diesen Eindruck hatte. Und er wäre auch nicht so weit gegangen zu sagen, dass er dem personifizierten Bösen begegnet war. Aber er

spürte, das hinter dieser Zimmertür die Höhle eines Hers lag.

Odette ließ seine Hand los, als sie das Treppenhaus erreicht hatten. Sie zog ihre Waffe aus dem Holster und schraubte den Schalldämpfer auf. Dann sah sie vorsichtig durch das Fenster in der oberen Hälfte der Tür. Im Treppenhaus war niemand. Sie drehte den Knauf herum und ging durch die Türöffnung. Battat folgte ihr und stützte sich dann mit einem Arm auf dem eisernen Treppengeländer ab. Es tat gut, sich nicht bewegen zu müssen.

Odette behielt einen Fuß in der Tür, damit sie nicht zuschnappte. Sie sah Battat an. »Ich bin sicher, dass der Harpooner sein Zimmer von innen gesichert hat«, sagte sie. »Da wir es vermutlich nicht schaffen werden hineinzukommen, werden wir ihn herauslocken müssen.«

»Einverstanden«, sagte Battat. Ihm war schwindlig, und er hatte Mühe, sich zu konzentrieren. »Was schlagen Sie vor?«

»Sie und ich werden jetzt eine kleine Auseinandersetzung beginnen.«

»Worüber?«

»Das spielt keine Rolle«, erwiderte sie. »Solange es darauf hinausläuft, dass wir uns darüber streiten, welches Zimmer wir haben.«

»Einer von uns sagt, es ist 312, der andere beharrt darauf, dass es 310 ist«, sagte Battat.

»Genau. Und dann machen wir die Tür von 310 auf.«

»Wie?«

Odette griff in die Tasche ihres Rocks.

»Damit.« Sie zog den Hauptschlüssel heraus, den sie im Hauswirtschaftsraum vom Brett genommen hatte. »Wenn wir Glück haben, versucht der Harpooner lediglich, uns aus dem Zimmer zu scheuchen.«

»Und wenn jemand aus seinem Zimmer kommt oder die Sicherheitsbeamten ruft?«, fragte Battat.

»Dann streiten wir uns schneller«, sagte Odette, während sie ihre Jacke auszog und sie sich über den Unterarm legte, um die Waffe zu verstecken.

Die Agentin schien ungeduldig und ein wenig nervös zu werden. Aber Battat machte ihr deshalb keinen Vorwurf. Sie hatten es mit dem Harpooner zu tun. Und wenn er nicht so benommen wäre, würde er neben seiner schwelenden Wut auch Angst empfinden.

»Es ist völlig egal, was wir tun«, fügte sie hinzu. »Solange wir es schaffen, den Harpooner lange genug abzulenken, um ihn zu töten.«

»Ich verstehe. Was soll ich tun?«

»Wenn ich die Tür aufmache, stoßen Sie sie mit aller Kraft gegen die Wand«, sagte sie. »Das dürfte den Harpooner erschrecken und mir etwas Zeit verschaffen, um ihn zu erschießen. Wenn wir fertig sind, verlassen wir das Hotel über die Treppe.«

»In Ordnung«, erwiderte Battat.

»Sind Sie sicher, dass Sie es schaffen werden?«, fragte Odette.

»Das, was ich tun soll, werde ich schon schaffen«, erwiderte er.

Sie nickte und lächelte ihm aufmunternd zu. Aber vielleicht versuchte sie auch nur, sich selbst Mut zu machen.

Einen Augenblick später waren sie auf dem Weg zu Zimmer 310.

49

St. Petersburg/Russland - Dienstag, 11 Uhr 02

Josef Noriwschij war der Verbindungsoffizier des russischen Op-Centers und hielt den Kontakt zu den anderen Geheim- und Nachrichtendiensten des Landes sowie zu Interpol. Noriwschij war ein junger, breitschultriger Mann mit kurzem schwarzem Haar und einem schmalen, bläulichen Gesicht. Als er in Orlows Büro kam, zeigte seine Miene einen Ausdruck, der irgendwo zwischen Wut und Unglauben anzusiedeln war.

»Irgendwas stimmt hier nicht«, sagte er. Behauptungen dieser Art stellte Noriwschij erst auf, wenn er sich absolut sicher war. Und daher klang alles, was er sagte, wie eine offizielle Erklärung.

Der Verbindungsoffizier gab Orlow einige Fotos. Orlow Überflog die elf unscharfen Schwarzweißbilder. Die Aufnahmen zeigten fünf Männer in Skimasken, die einen sechsten Mann, der nicht maskiert war, durch einen Korridor führten.

»Die Fotos wurden von den Überwachungskameras im Hochsicherheitsgefängnis Lenkoran in Aserbaidschan aufgenommen«, erläuterte Noriwschij. »Wir haben sie vor zwei Tagen bekommen. Der Mann ohne Maske ist Sergej Tscherkassow. Der staatliche Geheimdienst von Aserbaidschan hat uns gefragt, ob wir die anderen Männer identifizieren können.«

Da der aserbaidsschanische Geheimdienst enge Kontakte zu den russischen Geheimdiensten unterhielt, war die Anfrage nichts Ungewöhnliches.

»Was haben Sie herausgefunden?«, fragte Orlow, nachdem er sich die Fotos angesehen hatte.

»Bei den Waffen der Männer handelt es sich um IMI-Uzis«, sagte Noriwschij. »Das Modell basiert auf den Maschinenpistolen, die der Iran vor der islamischen Revolution von Israel gekauft hat. Im Grunde genommen hat das eigentlich noch gar nichts zu bedeuten. Iranische Waffenhändler verkaufen diesen Typ an jeden. Aber sehen Sie sich einmal an, wie die Männer sich bewegen.«

Orlow sah sich die Bilder noch einmal an. »Ich kann Ihnen nicht ganz folgen«, sagte er dann.

Noriwschij beugte sich über den Schreibtisch und deutete auf das vierte Bild. »Die Männer in den Skimasken haben eine rautenförmige Formation um Tscherkassow gebildet. Der Mann an der Spitze sichert die Zielperson, Tscherkassow, der Mann im Hintergrund behält die Flanke im Auge, und die beiden Männer auf der Seite sichern nach rechts und links. Der fünfte Mann, der nur auf Bild eins und zwei zu sehen ist, geht der Gruppe einige Meter

Aber was für ein Grund könnte das sein? Das müsste ebenfalls im Voraus arrangiert worden sein.«

Orlow kannte die Antwort auf seine Frage nicht, aber er wusste, wer sie ihm vielleicht beantworten konnte. Er dankte Noriowski, telefonierte mit seiner Dolmetscherin und wählte dann Paul Hoods Handynummer.

50

Washington, D.C. - Dienstag, 3 Uhr 06

Nachdem Fenwick den Sitzungssaal verlassen hatte, saß Hood allein an dem langen Konferenztisch. Er überlegte, was er dem Präsidenten sagen konnte, um ihn davon zu überzeugen, dass die Informationen, die er bekam, falsch waren. Ohne neue Informationen würde das sehr schwierig sein. Hood dachte, es wäre ihm gelungen, den Präsidenten von Fenwicks Doppelspiel zu überzeugen. Aber bei aufkommenden Krisen war es häufig so, dass die Krisenmanager vor allem auf den Rat von alten und vor allem engagierten Freunden hörten. Fenwick war äußerst engagiert und Cotten ein alter Bekannter des Präsidenten. Ohne harte Tatsachen würde es Hood nicht gelingen, dagegen anzukommen. Fast genauso viele Gedanken machte er sich wegen dem, was der Leiter der NSA zu Hood gesagt hatte, bevor er aus dem Sitzungssaal gestürzt war.

>Ich werde nicht zulassen, dass Sie dem Präsidenten Ratschläge geben.<

Hier ging es nicht nur um ein internationales Kräftemessen, sondern auch um einen Machtkampf im Oval Office. Aber mit welchem Ziel? Wer sich zu den Beratern des amerikanischen Präsidenten zählen durfte spielte keine Rolle. Fenwick hatte versucht, Lawrence zu täuschen, ihn in Verlegenheit zu bringen und in die Irre zu führen. Aber warum?

Hood schüttelte den Kopf und stand auf. Obwohl er

nichts Neues für den Präsidenten hatte, wollte er hören, was die vereinigten Stabschefs zu sagen hatten. Fenwick besaß nicht die Macht, Hood aus dem Oval Office zu verbannen.

Als er den Sitzungssaal eben verlassen wollte, klingelte sein Handy. Es war General Orlow.

»Paul, wir haben beunruhigende Neuigkeiten bekommen.«

»Schießen Sie los.«

Orlow erzählte, was seit ihrem letzten Gespräch passiert war. Als er fertig war, sagte er: »Wir haben Grund zu der Annahme, dass der Harpooner und iranische Staatsangehörige den Bombenanschlag auf die Ölbohrinsel durchgeführt haben. Wir glauben, dass es dieselben Iraner gewesen sein könnten, die den russischen Terroristen Sergej Tscherkassow aus dem Gefängnis befreit haben. Es sieht also so aus, als wäre Moskau in die Sache verwickelt.«

»Was die Vereinigten Staaten dazu zwingen würde, Aserbaidschan zu unterstützen, um ein militärisches Gegengewicht zu schaffen«, erwiderte Hood. »Wissen Sie, ob Teheran seine Zustimmung zu dem Anschlag gegeben hat?«

»Das ist sogar sehr wahrscheinlich. Es sieht so aus, als hätten die Iraner für das VEVAK gearbeitet. Sie sind auf jeden Fall von dieser Organisation ausgebildet worden.«

»Um eine Krise herbeizuführen, die es dem Iran erlauben würde, militärisch einzugreifen«, entgegnete Hood.

»Genau«, stimmte Orlow zu. »Und Tscherkassow wurde benutzt, um dem Iran einen Vorwand für die Bedrohung unserer Ölförderanlagen zu liefern. Russland sollte in die Krise mit hineingezogen werden. Tscherkassow hat vielleicht gar nichts mit dem Anschlag selbst zu tun gehabt.«

»Das ergibt einen Sinn«, sagte Hood.

»Paul, Sie haben mir davon erzählt, dass Mitglieder Ihrer Regierung, Mitarbeiter der NSA, Kontakt mit der iranischen Gesandtschaft in New York hatten. Und dass der

Mann, der mit dem Harpooner in Baku gesprochen hat, ein Mitarbeiter der NSA ist. Könnte die NSA darin verwickelt sein?«

»Ich weiß es nicht«, musste Paul zugeben.

»Vielleicht hat die Gesandtschaft den Kontakt zum Harpooner hergestellt«, schlug Orlow vor.

Das wäre möglich. Hood dachte kurz darüber nach. Warum sollte Fenwick dem Iran dabei helfen, eine iranische Bohrrinsel in die Luft zu jagen, und dann dem Präsidenten empfehlen, den Iran anzugreifen? War das Ganze etwa ein abgekartetes Spiel, um ein Kräftemessen mit dem Iran zu provozieren? Hatte Fenwick dem Präsidenten deshalb die Besprechung in der iranischen Gesandtschaft verschwiegen?

Aber Fenwick wusste mit Sicherheit über Tscherkassow Bescheid, dachte Hood. Er musste wissen, dass auch Russland in die Sache verwickelt werden würde.

Aber das erklärte immer noch nicht, warum Fenwick den Präsidenten ausgerechnet kurz vor dem Bankett für die Vereinten Nationen angerufen hatte. Dieser Schachzug hatte den Präsidenten demütigen sollen. Er hatte das Vertrauen in den Präsidenten erschüttern sollen ...

Es geht um den Geisteszustand des Präsidenten, schoss es Hood plötzlich durch den Kopf.

Er verfolgte den Gedanken weiter. Megan Lawrence macht sich große Sorgen um die psychische Verfassung ihres Mannes. Seelische Instabilität - dem Anschein nach oder echt -, die durch ein sorgfältig inszeniertes Schema aus Täuschung und Verwirrung ausgelöst wurde? Der Präsident ist schwer angeschlagen. Die Vereinigten Staaten stehen kurz vor einem Krieg, den Fenwick konstruiert hat. Lawrence versucht, die Krise zu bewältigen. Was passiert als Nächstes? Wird Fenwick versuchen, den Präsidenten vollends zu Grunde zu richten? Wird er ihm einreden, dass er nicht mehr in der Lage ist, seine Amtsgeschäfte zu führen?

Oder wird er der Öffentlichkeit das einreden?, fragte sich Hood.

Senator Fox machte sich bereits Sorgen um den Präsidenten. Und Mala Chatterjee war ihm gegenüber sowieso sehr kritisch eingestellt. Die Generalsekretärin würde mit Sicherheit Interviews geben, in denen sie darauf hinwies, dass der Präsident völlig falsche Aussagen über die UNO-Initiative gemacht hatte. Und wenn Gable oder Fenwick der Presse Informationen über die Fehlentscheidungen des Präsidenten der letzten Wochen zuspielten?

Hood wusste, dass die Journalisten es schlucken würden. Es wäre kein Problem, die Presse mit einer solchen Geschichte zu manipulieren, insbesondere, wenn die Informationen von einer zuverlässigen Quelle wie Jack Fenwick kamen.

Und wenn nicht nur Fenwick und Gable in die Sache verwickelt waren?, fragte sich Hood. Für einen Plan dieser Größenordnung brauchte man mehr als die NSA und den Stabschef des Präsidenten.

Cotten, dachte Hood plötzlich.

Der Vizepräsident hatte bei der Besprechung im Oval Office die gleiche Richtung verfolgt wie Fenwick und Gable. Wer profitierte am meisten davon, wenn der Präsident und vielleicht auch die Wähler davon überzeugt waren, dass Lawrence seine Amtsgeschäfte nicht mehr führen konnte? Der Mann, der sein Nachfolger wurde.

>General Orlow, haben wir schon etwas von unseren Leuten gehört, die auf den Harpooner angesetzt sind?«, fragte Hood.

>Sie sind beide in dem Hotel, in dem er wohnt«, berichtete Orlow. »Sie rücken jetzt gerade vor.«

»Um ihn zu eliminieren, nicht, um ihn festzunehmen.«

»Wir haben nicht genügend Leute, um ihn festnehmen zu können«, erklärte Orlow. »Um die Wahrheit zu sagen, wir haben vielleicht nicht einmal die Leute, um ihn zu eliminieren. Es ist sehr riskant, Paul.«

>Ich verstehe. General, sind Sie sich bezüglich dieser Information ganz sicher? Dass die Männer, die die iranische Bohrinsel in die Luft gejagt haben, wirklich Iraner sind?«

>Bis wir alle Leichenteile eingesammelt und identifi-

ziert haben, ist eine Vermutung aufgrund fundierter Tatsachen alles, was ich Ihnen anbieten kann«, erwiderte Orlow.

»In Ordnung«, sagte Hood. »Ich werde den Präsidenten über diese Entwicklung informieren. Seine Berater drängen ihn zu einem Militärschlag. Das müssen wir verhindern.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung«, erwiderte Orlow. »Russland mobilisiert seine Truppen ebenfalls.«

»Rufen Sie mich an, wenn es Neuigkeiten gibt. Ich danke Ihnen, General. Ich danke Ihnen vielmals.«

Hood beendete das Gespräch. Dann rannte er aus dem Sitzungssaal und lief eilig über den Korridor auf das Oval Office zu. An der Wand des Korridors hingen die Porträts von Präsident Woodrow Wilson und der First Lady Edith Boiling Wilson. Nachdem ihr Mann 1919 einen Schlaganfall erlitten hatte, regierte im Grunde sie das Land. Sie hatte sich dazu entschlossen, um die Gesundheit ihres Mannes zu schonen und dem Land zu dienen. Und nicht um persönlicher Vorteile willen. War das Land seit damals korrupter geworden? Oder war die Grenze zwischen Recht und Unrecht verschwunden? Waren korrupte Mittel gerechtfertigt, wenn es um ein angeblich rechtschaffenes Ziel ging?

Es war zum Verrücktwerden. Hood hatte Informationen und ein Szenario, das plausibel war. Er hatte gesehen, wie Fenwick blass geworden war, als er ihm von der Festnahme des Harpooners erzählte. Aber er hatte keine Beweise. Und ohne Beweise sah er keine Möglichkeit, den Präsidenten davon zu überzeugen, seine Entscheidung reiflich zu überlegen und sich Zeit zu lassen, egal, was der Iran in der Zwischenzeit tat. Die vereinigten Stabschefs würden wahrscheinlich auch keine große Hilfe sein. Das Militär wartete seit über zwanzig Jahren auf einen legitimen Grund, um es Teheran heimzuzahlen.

Er ging um die Ecke und erreichte das Oval Office. Doch der Secret-Service-Agent, der vor der Tür stand, hielt ihn auf.

»Ich muss mit dem Präsidenten sprechen«, sagte Hood.

»Tut mir Leid, Sir, das geht nicht«, beharrte der junge Mann.

Hood hielt ihm den Ausweis hin, den er an einer Kette um den Hals trug. »Ich habe Zugang zur blauen Ebene. Und jetzt lassen Sie mich bitte durch.«

»Sir, selbst wenn ich Sie durchlassen würde, würde Ihnen das nicht viel nützen«, erwiderte der Secret-Service-Agent. »Die Besprechung wurde nach unten verlegt.«

»Wohin?«, fragte Hood. Aber er wusste es eigentlich schon.

»In die Kommandozentrale.«

Hood drehte sich um und fluchte. Fenwick hatte seine Drohung tatsächlich wahr gemacht und dafür gesorgt, dass Hood nicht mehr mit dem Präsidenten sprechen konnte. Nach unten kam man lediglich, wenn man den roten Zugangspass für die nächste Ebene hatte. Alle, die diesen Pass besaßen, waren jetzt vermutlich dort. Und wurden von Jack Fenwick manipuliert.

Hood ging zum Sitzungssaal des Kabinetts zurück. Er hielt immer noch sein Handy in der Hand. Am liebsten hätte er das verdammte Ding an die Wand geworfen. Er konnte den Präsidenten nicht einmal mehr telefonisch erreichen, da die Anrufe für die rote Ebene über eine eigene Telefonzentrale liefen. Hood war nicht autorisiert, eine Durchwahl zu verwenden, und Fenwick hatte mit Sicherheit dafür gesorgt, dass sämtliche Anrufe Hoods entweder gar nicht oder nur verspätet durchgestellt wurden.

Hood war Probleme und Verzögerungen gewöhnt.

er hatte immer Zugang zu den Leuten gehabt, mit denen er reden musste. Selbst als die Terroristen im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen Geiseln genommen hatten, hatte es Mittel und Wege gegeben, um hineinzukommen. Er hatte nur Mut und ein paar Leute dazu gebraucht. Derart bei seiner Arbeit behindert zu werden war er nicht gewöhnt. Es war frustrierend.

Er blieb stehen und sah das Porträt von Woodrow Wilson an, dann wanderte sein Blick zu dem Bild von Mrs. Wilson.

»Scheiße«, sagte er.

Er blickte das Handy in seiner Hand an. Vielleicht er doch nicht so hilflos, wie er gedacht hatte.

Er rannte in den Sitzungssaal. In diesem Augenblick hätte er mit jedem gewettet, dass es in der unmittelbaren Umgebung des Präsidenten eine Person gab, die Jack Fenwick nicht manipuliert hatte.

Denn selbst wenn er es gewollt hätte, wäre es ihm nicht gelungen.

Die First Ladys der Vereinigten Staaten waren schon immer eine Klasse für sich gewesen.

51

Baku/Aserbaidshon - Dienstag, 11 Uhr 09

Während Odette durch den Korridor ging, machte sie sich über zwei Dinge Gedanken.

Zum einen fragte sie sich, ob sie hinsichtlich der Identität des Mannes in Zimmer 310 nicht einen Fehler beging. Vielleicht war er ja gar nicht der Harpooner. Odette hatte keine Ahnung, wie der Harpooner aussah. Das wusste niemand. Sie sah zwar das Bild eines groß gewachsenen Mannes mit Adlernase, dunklen, hasserfüllten Augen und langen Fingern vor sich, aber würde sie zögern zu schießen, wenn ein kleiner, gedrungener Mann mit sanften blauen Augen und dicken Fingern die Tür öffnete? Würde ihm das die Chance geben, als Erster zuzuschlagen?

Ein unschuldiger Mann würde auf sie zukommen und sie erst einmal begrüßen, sagte sie sich. Er würde überrascht sein. Der Harpooner dagegen würde vorsichtig sein.

Außerdem musste sie an das Zögern in General Orlovs Stimme denken. Sie fragte sich, was ihm am meisten Sorgen machte. Dass ihr etwas passierte oder dass der Harpooner entkam. Vermutlich beides. Obwohl sie versuchte, sich zu einer >Ich-werd's-ihm-schon-zeigen<-Einstellung

durchzuringen, trug General Orlows mangelnde Zuversicht nicht gerade dazu bei, dass sie optimistischer wurde.

Es spielt keine Rolle, sagte sie zu sich selbst. Konzentrier dich auf dein Ziel. Alles andere zählt nicht. Nur der Auftrag ist wichtig.

Die Zielperson war nur noch ein paar Türen weit weg. Odette und Battat hatten ausgemacht, dass sie den Streit beginnen würde. Sie musste die Tür öffnen und hineingehen, daher war es besser, wenn sie das Timing kontrollierte. Das Paar ging an Zimmer 314 vorbei. Odette hielt den Hauptschlüssel in der linken Hand. In der rechten hatte sie ihre Waffe, die von der Jacke auf ihrem Unterarm verdeckt wurde. Battat hielt das Messer in der Hand. Er schien jetzt um einiges konzentrierter zu sein als vorhin. Das wunderte Odette nicht.

Sie war es nämlich auch.

Sie gingen an Zimmer 312 vorbei.

Odette drehte sich zu Battat hin. »Warum bleibst du denn stehen?«, fragte sie. Sie achtete darauf, dass ihre Stimme gerade so laut war, dass der Harpooner sie hörte. Ihr Ton war ganz normal.

»Warum fragst du?«, fragte Battat.

Odette ging ein paar Schritte weiter und blieb vor Zimmer 310 stehen. Ihr Herz raste. »Gehen wir nicht auf unser Zimmer?«

»Doch, natürlich«, erwiderte er ungeduldig.

»Aber das ist nicht unser Zimmer«, sagte Odette.

»Natürlich ist es das.«

»Nein«, erwiderte Odette. »*Das* hier ist unser Zimmer.«

»Wir haben 312«, sagte Battat mit Nachdruck.

Sie steckte den Schlüssel in das Schloss von 310. Für Battat war dies das Signal, zu ihr herüberzukommen. Er trat zu ihr und blieb direkt hinter ihr stehen. Mit der rechten Schulter berührte er fast die Tür.

Odettes Finger waren nass vor Schweiß. Sie konnte den Geruch des feuchten Messings unter ihren Fingern riechen. Sie zögerte. Darauf hast du doch die ganze Zeit gewartet, sagte sie zu sich selbst. Eine Gelegenheit zu bewei-

sen, was in ihr steckte. Damit Viktor stolz auf sie sein konnte. Sie drehte den Schlüssel nach rechts. Die Tür öffnete sich.

»Ich hab ja gesagt, dass das unser Zimmer ist«, sagte sie zu Battat. Sie schluckte. Die Worte wären ihr fast in der Kehle stecken geblieben, dabei wollte sie ihre Angst auf keinen Fall zeigen. Der Harpooner hätte sie sofort an ihrer Stimme bemerkt.

Als die Tür einen Spaltbreit offen war, zog Odette den Schlüssel aus dem Schloss. Sie steckte ihn in die Tasche und nutzte den kurzen Moment, um angestrengt zu lauschen. Das Fernsehgerät war ausgeschaltet, und der Harpooner stand nicht unter der Dusche. Odette hatte insgeheim gehofft, dass er gerade im Bad und damit schon halb in der Falle war. Aber sie hörte nichts. Sie schob die Tür noch etwas mehr auf.

Dahinter lag ein kleiner, schmaler Flur. Es war stockdunkel und völlig ruhig. Sie waren davon ausgegangen, dass sich der Harpooner im Zimmer aufhielt. Doch wenn er gar nicht da war? Vielleicht war er ja noch beim Frühstück. Es konnte auch sein, dass er Baku bereits verlassen hatte. Möglicherweise wollte er das Zimmer nur für den Notfall benutzen.

Und wenn er schon auf sie wartete?, dachte sie dann. Sie beantwortete ihre Frage gleich selbst: Dann werden wir uns eben auf die Situation einstellen müssen. Viktor hatte immer gesagt, dass nichts im Leben sicher war.

»Stimmt was nicht, Liebling?«, fragte Battat.

Sie zuckte zusammen und sah Battat an. Der Amerikaner runzelte die Stirn. Offenbar war auch er beunruhigt. Odette wurde klar, dass sie wahrscheinlich zu lange mit dem Hineingehen gewartet hatte.

»Nein, nein, alles in Ordnung«, sagte sie. Sie öffnete die Tür noch etwas weiter und streckte die linke Hand vor. »Ich suche nur den Lichtschalter.« Sie schob die Tür auf, bis sie halb offen stand. Sie konnte die roten Leuchtziffern eines Weckers sehen, der auf dem Nachttisch stand. Durch einen Spalt zwischen den geschlossenen Vorhängen ström-

te gleißend helles Tageslicht herein, das den Rest des Zimmers noch dunkler erscheinen ließ.

Odette hielt ihre Waffe immer noch unter der Jacke versteckt, die von der halb offenen Tür verdeckt wurde. Sie fand den Lichtschalter und drückte ihn. Das Licht im Flur und die beiden Lampen auf den Nachttischen gingen an. Wände und Möbel wurden von einem weichen, gelborange getönten Licht erhellt.

Odette hörte auf zu atmen, als sie in den Flur trat. Das Bad lag rechts. Sie wandte sich um und sah hinein. Auf dem Waschtisch standen einige Toilettenartikel. Die Seife war aus ihrer Verpackung genommen worden.

Sie blickte zum Bett hin. Es hatte niemand darin geschlafen, aber die Kissen waren bewegt worden. Auf dem Gepäckständer lag ein Koffer, doch die Schuhe des Harpooners sah sie nicht. Vielleicht war er gar nicht da.

»Irgendwas stimmt hier nicht«, sagte sie.

»Was meinst du damit?«

»Der Koffer auf der Gepäckablage gehört doch nicht uns«, erwiderte sie.

Battat trat hinter sie und sah sich um. »Dann hatte ich also doch Recht. Das ist gar nicht unser Zimmer.«

»Und warum hat der Schlüssel dann gepasst?«, fragte sie.

»Lass uns nach unten gehen und fragen«, drängte Battat. Er war immer noch dabei, sich umzusehen.

»Vielleicht hat der Page einen Fehler gemacht und unsere Koffer vertauscht«, schlug Odette vor.

Plötzlich packte Battat die russische Agentin an der Schulter, schob sie in das Badezimmer und folgte ihr.

Odette drehte sich um und funkelte ihn an. Er legte einen Finger auf die Lippen und beugte sich zu ihr.

»Was ist denn los?«, flüsterte sie.

»Er ist im Zimmer«, sagte Battat leise.

»Wo?«

»Hinter dem Bett, auf dem Boden. Er hat sich im Messing des Kopf teils gespiegelt.«

»Ist er bewaffnet?«, fragte sie.

»Das habe ich nicht gesehen. Aber davon können wir ausgehen.«

Odette ließ die Jacke auf den Boden fallen. Es gab keinen Grund mehr, die Waffe noch länger zu verstecken. Battat stand ein paar Schritte vor ihr, in der Nähe der Tür. Da fiel ihr Blick auf einen kleinen, runden Spiegel, der rechts von ihm an der Wand montiert war. Sie hatte eine Idee.

»Halten Sie das«, flüsterte sie und drückte Battat ihre Waffe in die Hand. Dann ging sie um ihn herum, nahm den Spiegel aus der Haltung und schlich zur Tür. Sie ging in die Hocke und streckte ihre Hand mit dem Spiegel in den Flur. Dann drehte sie den Spiegel so lange hin und her, bis sie unter das Bett sehen konnte.

Dort lag niemand.

»Er ist weg«, sagte sie leise.

Sie schob ihren Arm noch ein Stück weiter in den Flur, damit sie auch den Rest des Zimmers sehen konnte. Dabei schwenkte sie den Spiegel langsam von einer Seite zur anderen. In den Ecken war niemand, und sie konnte auch keine verräterische Ausbuchtung hinter den Vorhängen entdecken.

»Er ist nicht da«, sagte sie.

Battat hockte sich hinter sie und sah in den Spiegel. Sie fragte sich, ob der noch nicht fieberfreie Amerikaner wirklich jemanden gesehen oder halluziniert hatte.

»Moment«, sagte Battat. »Halten Sie den Spiegel so, dass wir das Kopfende des Betts sehen.«

Odette drehte den Spiegel, bis sie das Kopfteil sehen konnte. An dieser Stelle bewegten sich die Vorhänge. Es sah aus, als würden sie von einem leichten Luftzug hin- und hergeweht werden.

Battat stand auf. Er ging vorsichtig in das Zimmer und sah sich um. »Verdammt!«

»Was?«, Odette erhob sich ebenfalls.

»Unter dem Vorhang ist ein Seil.« Battat ging darauf zu. »Der Mistkerl ist aus dem Fenster geklettert...«

Plötzlich drehte er sich um und rannte ins Badezimmer zurück. »Runter!«, schrie er und stieß Odette auf den Bo-

den. Er warf sich neben sie, so dass er knapp vor der Badewanne lag. Dann zog er Odettes Jacke über ihre Köpfe und drückte sie mit einem Arm nach unten.

Einen Moment später wurde das Hotelzimmer von einer gelbroten Stichflamme erhellt. Sie hörten ein zischen- des Geräusch, als sich die Luft in Bruchteilen von Sekunden aufheizte. Die Stichflamme erlosch sofort wieder und ließ einen unangenehm süßlichen Geruch zurück, der sich mit dem Gestank von brennendem Stoff und Teppich mischte. Der Rauchmelder des Zimmers hatte sich eingeschaltet und heulte wie eine Sirene.

Odette zog sich die Jacke vom Kopf und kniete sich hin. »Was war das denn?«, schrie sie.

»Auf dem Schreibtisch steht ein TID!«, brüllte Battat.

»Ein was?«

»Ein TID.« Battat stand auf. »Ein >Terrorist in der Dose<. Schnell - wir müssen hier raus!«

Er half Odette beim Aufstehen. Sie hob ihre Jacke auf und folgte ihm in den Hotelflur hinaus. Battat machte die Tür zu und lief auf Zimmer 312 zu. Offensichtlich fiel es ihm schwer, sich auf den Beinen zu halten.

»Was ist denn ein Terrorist in der Dose?«, fragte Odette.

»Napalm mit einem Benzolbeschleuniger. Es sieht aus wie eine Dose mit Rasierschaum und wird von den Röntgengeräten auf den Flughäfen nicht erfasst. Man braucht nur die Verschlusskappe herumzudrehen, um die Zeitschaltuhr zu aktivieren, und kurze Zeit später geht das Ding hoch.« In diesem Moment schaltete sich der Feueralarm auf den Korridoren ein. »Geben Sie mir den Hauptschlüssel«, sagte er, als sie vor 312 standen.

Odette drückte ihm den Schlüssel in die Hand.

Battat öffnete die Tür. Durch die Verbindungstür zu 310 drang bereits Rauch herein. Battat rannte zum Fenster. Die schweren Vorhänge waren offen. Er ging gerade so weit ans Fenster, dass er zwar hinaussehen konnte, aber von der Straße aus nicht gesehen wurde. Odette folgte ihm. Battat musste sich gegen die Wand lehnen, um nicht umzukippen. Vor dem Fenster lag der Parkplatz des Hotels.

»Da.« Battat deutete nach unten.

Odette beugte sich vor und sah nach draußen.

»Sehen Sie ihn?«, fragte Battat. »Weißes Hemd, Jeans, mit einem schwarzen Rucksack.«

»Ja, ich sehe ihn«, erwiderte Odette.

»Das ist der Mann, den ich in 310 gesehen habe«, sagte Battat.

Das also war der Harpooner, dachte sie. Der Killer sah vollkommen unscheinbar aus, als er sich seelenruhig vom Hotel entfernte. Aber es war gerade diese lässige Art, die ihn in Odettes Augen noch gefährlicher machte. In dem Feuer, das er gelegt hatte, um von seiner Flucht abzulenken, kamen vielleicht Menschen um. Trotzdem kümmerte er sich einen Dreck darum. Wenn es möglich gewesen wäre, hätte Odette ihn am liebsten vom Fenster aus erschossen.

»Er wird vermutlich langsam weitergehen, um keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen«, sagte Battat und gab ihr die Waffe zurück. Er keuchte und hatte Schwierigkeiten, stehen zu bleiben. »Sie haben genug Zeit, um ihn einzuholen und zu eliminieren.«

»Was ist mit Ihnen?«

»Ich würde Sie nur aufhalten.«

Sie zögerte. Noch vor einer Stunde hatte sie nicht gewollt, dass er mitkam. Und jetzt kam es ihr so vor, als ließe sie ihn im Stich.

»Sie verlieren Zeit«, sagte Battat. Er gab ihr einen kleinen Schubs und ging auf die Tür zu. »Gehen Sie. Ich verlasse das Hotel über die Treppe und nehme mir ein Taxi zur Botschaft. Vielleicht kann ich von dort aus etwas tun.«

»In Ordnung«, sagte sie. Dann drehte sie sich um und rannte zur Tür.

»Er hat mit Sicherheit eine Waffe!«, rief Battat ihr nach. »Zögern Sie keine Sekunde!«

Odette nickte ihm kurz zu und rannte weiter.

Der Korridor füllte sich langsam mit Rauch. Die wenigen Gäste, die noch auf ihren Zimmern gewesen waren, kamen in den Korridor, um zu sehen, was los war. Odette

einige Hotellangestellte und Sicherheitsbeamten, die Gästen den Weg zur Treppe zeigten. Sie informierte einen der Sicherheitsbeamten, dass ein Mann in Zimmer 312 Hilfe brauche. Dann rannte sie zur Treppe. Odette benötigte nicht einmal eine Minute, bis sie unten auf der Straße stand. Der Parkplatz lag auf der anderen Seite des Gebäudes. Sie rannte hinüber. Doch der Harpooner war verschwunden.

52

Washington, D.C. - Dienstag, 3 Uhr 13

Paul Hood kehrte in den Sitzungssaal des Kabinetts zurück und schloss die Tür hinter sich. Er musste erst einmal tief Luft holen. In dem Raum roch es nach Kaffee. Hood war froh darüber - es überdeckte den Gestank nach Verrot. Dann nahm er seinen Palm Pilot aus der Tasche, suchte eine Nummer und trat zum Telefon. Das, was er jetzt tun würde, musste er tun. Es war die einzige Möglichkeit, die ihm einfiel, um das zu verhindern, was sich immer mehr zu einem Putschversuch entwickelte.

Der Hörer wurde bereits nach dem zweiten Klingeln aufgenommen. »Hallo?«, sagte die Stimme am anderen Ende.

»Megan, hier ist Paul Hood.«

»Paul, wo sind Sie?«, fragte die First Lady. »Ich habe mir solche Sorgen gemacht...«

»Ich bin im Sitzungssaal des Kabinetts. Megan, hören Sie mir jetzt bitte gut zu. Fenwick ist eindeutig in ein Komplott gegen Ihren Mann verwickelt. Ich habe das Gefühl, dass er, Red Gable und die anderen Verschwörer versuchen, den Präsidenten in den Wahnsinn zu treiben.«

»Warum sollte jemand meinen Mann glauben machen, dass er den Verstand verloren hat?«

»Weil sie gleichzeitig eine Konfrontation mit dem Iran und Russland im Kaspischen Meer inszeniert haben«, erklärte Hood. »Wenn sie den Präsidenten oder die Öffentlichkeit davon überzeugen können, dass er psychisch nicht in der Lage ist, dieses militärische Kräftemessen durchzustehen, wird Ihr Mann zurücktreten müssen. Der neue Präsident wird es entweder zum Krieg kommen lassen oder - was ich für wahrscheinlicher halte - die amerikanischen Truppen wieder aus der Region abziehen. Auf diese Weise gewinnt er die Sympathien der amerikanischen Bevölkerung und verbessert die Beziehungen zum Iran. Und wenn sich die Lage wieder beruhigt hat, werden wir uns vielleicht alle die Ölvorkommen teilen, die Aserbaidschan gehört haben.«

»Paul, das ist ja ungeheuerlich!«, erwiderte Megan. »Ist der Vizepräsident in dieses Komplott verwickelt?«

»Vermutlich ja«, erwiderte Hood.

»Und die glauben wirklich, dass sie damit durchkommen?«

»Megan, sie sind kurz davor. Die Krise am Kaspischen Meer verschärft sich, und sie haben die Strategiesitzung vom Oval Office in das Krisenzentrum verlagert. Ich habe keine Zugangsberechtigung für diesen Bereich.«

»Ich werde Michael auf der Privatleitung anrufen und ihn bitten, mit Ihnen zu sprechen«, sagte Megan.

»Das wird nicht reichen«, erwiderte Hood. »Sie müssen noch etwas für mich tun.« Er erklärte es ihr.

»In Ordnung«, sagte sie, als Hood geendet hatte. »Ich bin in fünf Minuten unten.«

Hood dankte ihr und legte auf.

Er hatte eine Taktik vorgeschlagen, die für ihn und die First Lady gefährlich werden konnte. Selbst unter günstigen Umständen würde es nicht gerade angenehm sein. Aber es war notwendig.

Hood ließ seinen Blick durch den Sitzungssaal wandern.

Diese Situation konnte man nicht mit der Rettung seiner Tochter vergleichen. Bei der Geiselnahme in New York

hatte er instinktiv reagiert. Er hatte handeln müssen, damit sie überlebte. Er hatte keine andere Wahl gehabt.

Jetzt war die Lage völlig anders.

Hood versuchte, sich vorzustellen, welche Entscheidungen im Laufe der Jahrhunderte in diesem Raum getroffen worden waren. Entscheidungen über Krieg, Wirtschaftskriegen, Menschenrechte, Außenpolitik. Jede einzelne dieser Entscheidungen hatte den Verlauf der Geschichte mehr oder weniger beeinflusst. Egal, ob diese Entscheidungen richtig oder falsch gewesen waren - wichtiger war, dass es für alle des Engagements und der Überzeugung eines Menschen bedurft hatte. Jemand glaubte daran, dass er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Und für diese Entscheidung musste er alles Mögliche riskieren, von der eigenen Karriere über die Nationale Sicherheit bis hin zu Millionen Menschenleben.

Hood war dabei, genau das zu tun. Er ging ein großes Risiko ein. Aber es gab ein Sprichwort, das im Klassenzimmer der High School, an der sein Vater Staatsbürgerkunde unterrichtet hatte, an der Wand hing. Es passte ganz gut zu der Situation, mit der er jetzt konfrontiert war.

»Für den ersten Fehler sind jene verantwortlich, die ihn begehen. Für den zweiten jene, die ihn nicht verhindern.«

Als Hood sich umdrehte und den Sitzungssaal verließ, dachte er nicht an die immense Tragweite seiner Entscheidung. Und auch nicht an die Gefahr, die davon ausging.

Er dachte nur daran, dass er seinem Land damit dienen würde.

53

Baku/Aserbaidtschan - Dienstag, 11 Uhr 15

Maurice Charles hatte schon lange nicht mehr so plötzlich von einem sicheren Ort fliehen müssen. Es machte ihn Wütend, einen Raum Hals über Kopf zu verlassen, den er

so sorgfältig präpariert hatte. Aber es machte ihn noch wütender, vor etwas oder jemandem davonzulaufen. Im Moment spielte es keine Rolle, wie sie herausgefunden hatten, wo er war. Dem Akzent nach zu urteilen, stammten die beiden Eindringlinge aus Russland und Amerika. Vielleicht war er von Moskau und Washington verfolgt worden, ohne es zu bemerken. Vielleicht hatte er irgendwann einen Fehler gemacht. Oder einer seiner Partner.

Charles glaubte nicht daran, dass das Paar durch Zufall in sein Zimmer geraten war. Zum einen hatte er beim Einchecken beide Schlüssel von Zimmer 310 verlangt. Die Rezeption hatte keinen dritten Schlüssel, den sie aus Versehen an andere Gäste hätte aushändigen können. Als er von dem Knacken im Türschloss wach geworden war, hatte er sofort gewusst, dass etwas nicht stimmte. Zum anderen hatte Charles die Füße der Frau beobachtet und auf ihre Stimme geachtet, als sie ins Zimmer kam. Alles an ihr war zögerlich gewesen. Wenn sie wirklich der Meinung gewesen wäre, dass dies ihr Zimmer sei, wäre sie sofort hereingekommen und hätte das Licht angemacht. Frauen wollten eine Behauptung gleich beweisen, wenn sie glaubten, Recht zu haben.

Aber so wütend Charles auch war, er weigerte sich, seinem Zorn nachzugeben. Als Erstes musste er jetzt seine Spuren verwischen, damit er das Land verlassen konnte. Und das bedeutete, dass er das Paar aus seinem Hotelzimmer eliminieren musste. Es kam für ihn nicht in Frage, die Killer anzurufen, die er in der Nacht zuvor eingesetzt hatte. Niemand sollte erfahren, dass er Schwierigkeiten hatte. Das wäre schlecht für seinen Ruf und fürs Geschäft gewesen.

Er hatte sich Füße und Beine der beiden gut angesehen. Das genügte ihm, um sie zu identifizieren. Und er hatte seine Waffe und sein Messer dabei. Die beiden würden den Vormittag nicht überleben.

Charles hatte den Parkplatz halb überquert, bevor er umkehrte. Falls die beiden aus einem Fenster nach ihm Ausschau hielten, sollten sie ihn sehen. Er wollte, dass sie

die Treppe heruntergerannt kamen, um ihn an der Flucht zu hindern. Dann konnte er sie leichter erkennen. Außerdem würde er dann wissen, ob sie Unterstützung hatten. Wenn sie Hilfe angefordert hatten, würden innerhalb weniger Augenblicke Autos oder Helfer auf dem Parkplatz eintreffen. Wenn sich nichts tat, konnte er sie beseitigen und die Stadt wie geplant mit dem Zug verlassen. Da man die Sicherheitsmaßnahmen am Bahnhof verstärkt hatte, würde er das Zed-4 hier lassen müssen. Aber er konnte sich jederzeit ein neues besorgen.

Nachdem er dem Paar die Gelegenheit gegeben hatte, ihn zu entdecken, ging Charles zum Hotel zurück. Er betrat es durch einen Nebeneingang, der zu einigen Geschäften neben der Eingangshalle führte. Da hörte er, dass sich Sirenen näherten, aber es war die Feuerwehr, nicht die Polizei. Auf dem Parkplatz war keinerlei Aktivität auszumachen. Das bedeutete zwar nicht, dass Charles' Problem gelöst war, aber es ließ darauf schließen, dass der Mann und die Frau ohne direkte Unterstützung vor Ort oder in der Nähe gehandelt hatten. Es würde ein Kinderspiel sein, sich zwischen die Menge zu mischen, die aus dem brennenden Hotel strömte. Vorher musste er sich allerdings um das Paar aus seinem Zimmer kümmern.

54

Baku/Aserbaidshan - Dienstag, 11 Uhr 09

Während der Amtszeit von Harry Truman war das Weiße Haus aufgrund des schlechten Zustands seiner jahrhundertealten Holzbalken und Innenmauern nahezu entkernt und fast vollständig wieder aufgebaut worden. Die Trumans hatten währenddessen im Blair House gewohnt, das nur wenige Schritte entfernt auf der anderen Straßenseite lag. Von 1948 bis 1952 hatte man neue Fundamente gelegt und morsche Holzbalken durch Stahlkonstruktionen er-

setzt. Außerdem war ein Untergeschoss ausgegraben worden, angeblich, um mehr Lagerraum zu schaffen. In Wirklichkeit baute man in dem Untergeschoss Schutzräume, in denen der Präsident, seine Familie und Mitglieder seines Stabs im Fall eines Nuklearangriffs Zuflucht finden sollten. Im Laufe der Jahre war das Untergeschoss dann immer wieder erweitert worden, um Platz für Büros, Kommandostellen, medizinische Einrichtungen, Abhöreinrichtungen und Freizeiträume zu haben. Inzwischen bestand es aus vier Ebenen, die bis zu sechzig Meter unter der Erde lagen.

Die vier Ebenen im Untergeschoss waren nur über zwei Fahrstühle im Ost- und im Westflügel zu erreichen. Der Fahrstuhl im Westflügel lag lediglich ein paar Meter westlich vom privaten Esszimmer des Präsidenten, in einer Ecke zwischen dem Oval Office und dem Büro des Vizepräsidenten. Die Kabine war klein, mit Holz verkleidet und konnte bis zu sechs Personen gleichzeitig nach unten bringen. Der Zugang wurde über die Identifikation des Daumenabdrucks kontrolliert. Rechts neben der Tür hing ein kleiner grüner Monitor, der den Daumenabdruck überprüfte. Da die Freizeiteinrichtungen des Weißen Hauses im Untergeschoss lagen, hatten alle Mitglieder der First Family Zugang zu diesem Fahrstuhl.

Hood ging zum Büro des Vizepräsidenten und wartete vor der Tür. Da der Vizepräsident im Weißen Haus war, stand ein paar Meter den Korridor hinunter ein Secret-Service-Agent. Das Büro des Vizepräsidenten lag in der Nähe des Bankettsaals, wo das ursprüngliche Weiße Haus in den Westflügel übergeht, der erst vor einem Jahrhundert angebaut worden war.

Hood hatte kaum eine Minute dort gestanden, als Megan Lawrence auf ihn zukam. Die First Lady trug einen knielangen weißen Rock und eine rote Bluse mit einem blauen Halstuch. Sie hatte nur wenig Make-up aufgelegt. Ihre helle Haut ließ ihr silbernes Haar dunkler aussehen.

Der Secret-Service-Agent wünschte der First Lady Guten Morgen, als diese an ihm vorbeiging. Megan lächelte

jungen Mann an und ging weiter. Als sie Hood erreicht hatte, umarmte sie ihn kurz.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte Hood.

Megan hakte sich bei ihm ein und ging mit ihm zum Fahrstuhl. Auf diese Weise konnte sie sich zu Hood hinüberbeugen und leise reden. Der Secret-Service-Agent stand hinter ihnen.

»Wie werden Sie vorgehen?«, fragte sie Hood.

»Es wird ziemlich schwierig werden«, gab Hood zu. »Im Oval Office war der Präsident noch sehr konzentriert bei der Sache. Falls Ihr Mann jemals Zweifel an seiner Leistungsfähigkeit hatte, haben ihm Fenwick und die anderen das ideale Gegenmittel verschafft: eine Krise. Sie hätten es gar nicht besser planen können. Der Präsident schien Fenwicks Äußerungen Glauben zu schenken. Er hatte auch keine andere Wahl. Es half ihm dabei, sein Selbstvertrauen wieder zu finden.«

»Das sagten Sie schon«, erwiderte die First Lady. »Und es ist wirklich alles gelogen?«

»Ich bin mir ganz sicher. Das Problem ist nur, ich habe keine Beweise.«

»Warum sind Sie dann so sicher, dass alles gelogen ist?«, wollte die First Lady wissen.

»Ich habe Fenwick gezwungen, Farbe zu bekennen, als wir im Sitzungssaal des Kabinetts allein waren«, erwiderte Hood. »Ich habe ihm erzählt, dass wir den Terroristen gefasst haben, der die Krise in Aserbaidschan ausgelöst hat. Und dann habe ich angedeutet, dass der Killer ihn verpfeifen will. Fenwick hat mir gedroht und angekündigt, dass diese Information den Präsidenten nie erreichen wird.«

Sie hatten den Fahrstuhl erreicht. Megan legte ihren Daumen auf den Bildschirm. Hinter der Glasplatte war ein leises Brummen zu hören.

»Fenwick wird bestreiten, dass er Sie bedroht hat«, wandte sie ein.

»Natürlich wird er das. Und daher muss ich den Präsidenten irgendwie aus dieser Besprechung herauslotsen.

Sagen Sie ihm, dass Sie ihn kurz sehen wollen. Wenn ich es tun würde, würden mich Fenwick und seine Leute in der Luft zerreißen. Aber sie werden es sich dreimal überlegen, bevor sie Sie attackieren. Damit würden sie den Präsidenten gegen sich aufbringen.«

»In Ordnung.«

Die Tür des Fahrstuhls öffnete sich. Die First Lady und Hood betraten den Fahrstuhl. Sie drückte auf den Knopf mit der Aufschrift Ul. Die Tür schloss sich, und der Fahrstuhl setzte sich in Bewegung.

»Unten steht eine Wache«, sagte Megan. »Er wird mich telefonisch anmelden. Ich habe keinen Zugang zur Kommandozentrale.«

»Ich weiß«, erwiderte Hood. »Ich hoffe nur, dass nicht ausgerechnet Fenwick oder Gable den Hörer abnimmt.«

»Nehmen wir an, dass es mir gelingt, meinen Mann unter vier Augen zu sprechen«, sagte Megan. »Und dass er mir auch zuhört. Was soll ich ihm sagen?«

»Erzählen Sie ihm, was Ihnen in den letzten Wochen an ihm aufgefallen ist«, erwiderte Hood. »Reden Sie ganz offen darüber, was wir befürchten - dass Fenwick ihn manipuliert. Verschaffen Sie mir noch etwas Zeit, selbst wenn es nur zwei oder drei Stunden sind. Ich brauche diese Zeit, um Informationen zu bekommen, mit denen ich diesen Krieg verhindern kann.«

Der Fahrstuhl blieb stehen. Als die Tür aufging, lag ein hell erleuchteter Korridor vor ihnen. An den weiß gestrichenen Wänden hingen Gemälde von amerikanischen Militäroffizieren und berühmten Schlachten von der Revolution bis in die Gegenwart. Das Krisenzentrum lag am Ende des Korridors und war mit zwei schwarzen Flügeltüren gesichert.

Rechts vom Fahrstuhl saß ein junger Marinewachposten an einem Schreibtisch. Auf dem Schreibtisch standen ein Telefon, ein Computer und eine Lampe. In ein Metallgestell auf der linken Seite waren mehrere Bildschirme eingebaut, die an Überwachungskameras angeschlossen waren.

Der Wachposten stand auf und sah von Hood zu Megan. »Guten Morgen, Mrs. Lawrence. Sie sind heute aber früh auf. Wollen Sie wirklich um diese Zeit schwimmen gehen?«, fügte er mit einem Lächeln hinzu.

»Sie sind heute aber noch spät auf, Corporal Cain«, erwiderte sie und lächelte ebenfalls. »Nein, ich will nicht schwimmen gehen.«

»Das hatte ich auch nicht erwartet«, antwortete er. Der Blick des Wachpostens ging zu Hoods Sicherheitsausweis. »Guten Morgen, Sir.«

»Guten Morgen«, sagte Hood.

»Corporal, würden Sie bitte den Präsidenten anrufen?«, sagte Megan. »Sagen Sie ihm, dass ich mit ihm sprechen will- Persönlich und unter vier Augen.«

»Gerne«, antwortete der Wachposten.

Cain setzte sich und griff nach dem Telefon. Er tippte die Durchwahl des Apparats im Krisenzentrum ein.

Hood betete nicht sehr oft. Aber jetzt betete er darum, dass keiner von Fenwicks Leuten ans Telefon ging.

Einen Augenblick später sagte der Wachposten: »Die First Lady ist hier und möchte mit dem Präsidenten sprechen.«

Der Wachposten verstummte. Im Korridor herrschte Stille. Das einzige Geräusch war ein leises Summen, das von den Bildschirmen kam.

Der Wachposten hob den Blick und sah Hood an. »Nein, Sir«, sagte er dann. »Sie ist mit einem Herrn hier. Sein Name ist Paul Hood.« Der Wachposten verstummte wieder.

Das hatte nichts Gutes zu bedeuten. Eine solche Frage konnte nur von Fenwick oder einem seiner Verbündeten kommen.

Nach einigen Sekunden sagte der Wachposten > Verstanden, Sir< und legte auf. Er erhob sich und sah die First Lady an. »Es tut mir Leid, Mrs. Lawrence, aber man hat mir gesagt, dass die Besprechung nicht unterbrochen werden darf.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«, fragte Megan.

»Mr. Gable.«

»Mr. Gable versucht, Mr. Hood davon abzuhalten, dem Präsidenten eine wichtige Nachricht zu überbringen«, sagte Megan. »Eine Nachricht, die einen Krieg verhindern könnte. Ich *muss* mit meinem Mann sprechen.«

»Corporal«, sagte Hood. »Sie sind doch beim Militär. Von einem Zivilisten brauchen Sie sich nichts befehlen zu lassen. Ich möchte Sie bitten, noch einmal anzurufen. Verlangen Sie einen Offizier, und wiederholen Sie die Nachricht der First Lady.«

»Wenn Mr. Gable Ihnen Ärger machen will, übernehme ich die Verantwortung dafür«, fügte Megan hinzu.

Corporal Cain zögerte, aber nur für einen Moment. Dann griff er zum Hörer. Er blieb stehen, während er die Nummer eintippte.

»Mr. Gable?«, sagte er. »Ich möchte mit General Burg sprechen.«

General Otis Burg war der Vorsitzende der vereinigten Stabschefs.

»Nein, Sir«, sagte Cain nach einem Moment. »Es handelt sich um eine Militärangelegenheit, Sir. Ein Sicherheitsproblem.«

Wieder entstand eine Pause. Hood spürte, wie sich sein Magen verkrampfte. Er versuchte, sich zu entspannen.

Ein paar Sekunden später änderten sich Corporal Cains Haltung und seine Stimme. Er stand aufrechter da, und seine Stimme klang jetzt förmlicher - er sprach mit General Burg.

Cain wiederholte Megans Anliegen. Wenige Sekunden später legte der junge Corporal auf und sah die First Lady an. »Mrs. Lawrence, der Präsident wird mit Ihnen sprechen.«

Megan lächelte ihm zu und bedankte sich.

Dann drehten Hood und Megan sich um und eilten den Korridor entlang zur Kommandozentrale.

Baku/Aserbajdschan - Dienstag, 11 Uhr 22

David Battat, der sich kaum auf den Beinen halten konnte, stolperte die Treppe hinunter.

Da es später Vormittag war, verließen nur wenige Gäste das Hotel. Battat wurde von einigen Vorbeigehenden gefragt, ob er Hilfe brauche. Der Amerikaner erwiderte, dass er zu viel Rauch eingeatmet habe, aber allein zurechtkomme. Er klammerte sich an das eiserne Treppengeländer und ging langsam über die Betonstufen nach unten. Als er die Eingangshalle erreichte, lehnte er sich gegen eine Wand in der Nähe der Telefonzellen. Er wollte sich nicht hinsetzen, da er befürchtete, nicht wieder aufstehen zu können. Eine Hotelangestellte fragte ihn, wer er sei und in welchem Zimmer er wohne. Er antwortete, dass er kein Gast sei, sondern einen Bekannten besucht habe. Daraufhin informierte ihn die junge Frau, dass die Feuerwehr alle Gäste zum Verlassen des Hotels aufgefordert habe. Battat versprach, er werde nach draußen gehen, sobald er wieder etwas zu Atem gekommen sei.

In der Eingangshalle wimmelte es von Menschen, vor allem Hotelangestellten; dazu sah Battat fünfzig bis sechzig Gäste. Die Gäste waren vor allem wegen ihres Gepäcks besorgt und stellten Fragen nach der Sicherheit. Sie schienen überhaupt keine Eile zu haben, das Hotel zu verlassen. In die Eingangshalle war noch kein Rauch gedrungen. Eben kamen die ersten Feuerwehrautos in der Auffahrt des Hotels zum Stehen.

Battat fragte sich, wie Odette wohl zurechtkam. Er war sehr stolz auf sie gewesen, als sie vorhin aus dem Hotel gerannt war. Wenn sie Angst gehabt hatte, hatte sie es nicht gezeigt. Er wünschte, es wäre ihm etwas besser gegangen. Der Gedanke gefiel ihm ganz und gar nicht, dass sie dem Harpooner allein gegenübertreten musste.

Nachdem er sich ein paar Minuten lang erholt hatte, beschloss er, in die Botschaft zurückzugehen. Wenn Odette

ihn brauchte, würde sie versuchen, ihn dort zu erreichen. Rechts von Battat lag ein Nebenausgang. Wenn man von dort aus nach rechts ging, kam man zum Parkplatz, links ging es zur Vorderseite des Hotels. Da die Löschwagen der Feuerwehr direkt vor dem Hotel standen, war Battat der Ansicht, dass es auf dem Parkplatz einfacher sein würde, ein Taxi zu erwischen. Falls keines vorbeikam, konnte er immer noch zu der Durchgangsstraße hinter dem Parkplatz laufen, die er von dem Fenster im zweiten Stock gesehen hatte. Vermutlich würde er dort auch einen Bus anhalten können.

Er stieß sich von der Wand ab und schwankte durch die mit Teppich ausgelegte Hotelhalle. Das Fieber war wieder etwas gestiegen, obwohl es ihm eigentlich nicht viel schlechter ging als vorhin. Sein Körper kämpfte mit dem Stoff, der ihm injiziert worden war. Das ließ darauf schließen, dass es keine Chemikalie, sondern ein Virus war. Battat hoffte, dass er sich in der Botschaft medizinisch behandeln lassen konnte.

Er sah nur noch leicht verschwommen, als er an den Telefonen vorbeiging. Links und rechts von ihm lagen Geschäfte, die sich im Glas der Schaufenster spiegelten. Hinter den Scheiben waren weder Kunden noch Verkäufer zu sehen. Die Farben der Hemden, Schmuckstücke, Koffer und Plüschtiere in den Auslagen schienen ineinander zu verlaufen, während er darauf zuing. Er versuchte zu blinzeln, um besser sehen zu können, doch es nützte nichts. Die Krankheit und die Anstrengung eben hatten ihn sehr viel mehr erschöpft, als er gedacht hatte. Battat überlegte, ob er in die Hotelhalle zurückgehen und einen der Feuerwehrleute bitten sollte, ihn ins Krankenhaus zu fahren. Diese Möglichkeit hatte er bis jetzt ausgeschlossen, weil er befürchtete, dass man ihn nach dem Toten in seinem Zimmer fragen würde, wenn ihn jemand von der Nacht vorher erkannte. Aber inzwischen war er sich nicht mehr so sicher, ob er es aus dem Hotel geschweige denn bis zur Botschaft schaffen würde.

Plötzlich sah Battat einen Mann vor sich. Er blieb ste-

hen und kniff die Augen zusammen. Der Mann trug Jeans und ein weißes Hemd. Und einen schwarzen Rucksack auf dem Rücken.

Verdammt!, dachte Battat, während der Mann auf ihn zukam. Er wusste, wer das war. Und er war sich sicher, dass der andere ihn auch erkannt hatte und wusste, warum er in einem derart geschwächten Zustand war. Schließlich war er es vermutlich gewesen, der ihm am Strand das Toxin injiziert hatte.

Der Harpooner.

Der Killer war gerade durch den Nebeneingang hereingekommen und noch etwa sechs Meter von Battat entfernt. In der rechten Hand hielt er einen Gegenstand, der wie ein Messer aussah. Battat war nicht in der Verfassung, um mit ihm kämpfen zu können. Er musste versuchen, in die Eingangshalle zu kommen.

Also drehte er sich um, aber er bewegte sich zu schnell, sodass sich sein Sehvermögen weiter verschlechterte und er gegen ein Schaufenster prallte. Er stieß sich mit der Schulter von der Fensterscheibe ab, dann taumelte er weiter. Wenn er die Eingangshalle erreichen konnte, war er vielleicht gerettet. Falls er dort zusammenbräche, würde ihm vielleicht jemand helfen, bevor der Harpooner ihn erreicht hätte.

Battat hatte die Telefonzellen erreicht. Er streckte den linken Arm aus und stieß sich damit von der Wand ab. Er tat einen Schritt, dann stieß er sich wieder von der Wand ab.

Er befand sich in der Mitte der Telefonzellenreihe, als er gestärkten Stoff an seiner Kehle spürte. Ein Hemdsärmel. Er wurde von einem muskulösen Arm nach hinten gerissen und in den Würgegriff genommen.

»Als wir uns das letzte Mal begegnet sind, habe ich Sie lebend gebraucht«, flüsterte ihm der Killer ins Ohr. »Aber dieses Mal nicht. Es sei denn, Sie sagen mir, mit wem Sie zusammenarbeiten.«

»Sie können mich mal«, keuchte Battat.

Er spürte ein Knie in seinem Rücken. Wenn der Harpoo-

ner vorhatte, ihn im Stehen zu töten, würde er ihn enttäuschen. Er ließ sich zu Boden fallen. Der Harpooner gab ihn sofort frei und wirbelte herum, bis er mit gespreizten Beinen über ihm stand. Dann ließ er sich fallen und stieß Battat ein Knie in die Brust. Der Amerikaner spürte einen stechenden Schmerz in der Seite. Vermutlich waren eine oder zwei Rippen gebrochen. Der Harpooner setzte ihm das Messer an den Hals und drückte die scharfe Spitze auf einen Punkt unter seinem linken Ohr.

»Nein«, zischte der Harpooner, während er Battat anstarrte. »Sie können *mich* mal.«

Battat war zu schwach zum Kämpfen. Ihm war klar, dass ihm der Harpooner die Kehle durchschneiden wollte. Er würde verbluten und konnte nichts dagegen tun.

Er spürte einen Stich am Hals. Unmittelbar darauf hörte er ein leises >Plopp<, und Blut spritzte ihm in die Augen. Er hatte immer gedacht, dass es schmerzhafter wäre, wenn einem die Kehle durchgeschnitten wurde. Aber nach dem ersten Stich spürte er keinen Schmerz mehr. Er spürte nicht einmal mehr, wie die Klinge durch sein Fleisch schnitt. Und atmen konnte er auch noch.

Einen Moment später hörte Battat ein zweites >Plopp<. Er blinzelte, um das Blut aus den Augen zu bekommen, und sah den Harpooner über sich. Aus einer Wunde in seinem Hals spritzte Blut, und auf seinem Gesicht lag ein verwirrter, überraschter Ausdruck. Die Augen des Killers schlössen sich, dann ließ er das Messer fallen, kippte zur Seite und kam zwischen Battat und den Telefonzellen auf dem Boden auf.

Battat lag regungslos da. Er wusste nicht genau, was passiert war, bis Odette zu ihm trat. Sie hatte die Pistole mit dem Schalldämpfer auf den am Boden liegenden Harpooner gerichtet.

»Sind Sie in Ordnung?«, fragte sie Battat.

Er hob die Hand und untersuchte seinen Hals. Bis auf etwas Blut an der linken Seite schien er unverletzt zu sein.

»Ich glaube ja«, erwiderte Battat. »Danke.«

Battat drehte sich auf den Bauch und kroch etwas zur

Seite, während Odette in die Hocke ging und den Harpooner untersuchte. Sie hielt die Waffe auf dessen Kopf gerichtet, während sie am Handgelenk nach dem Puls suchte. Dann hielt sie dem Harpooner einen Finger unter die Nase, um festzustellen, ob er noch atmete. Sie hatte ihn einmal in den Hals und einmal in die Brust getroffen. Sein weißes Hemd war nass vom Blut.

»Ich bin wirklich froh, dass Sie ihm gefolgt sind«, sagte Battat. Er zog ein Taschentuch aus der Hose und presste es gegen die Wunde an seinem Hals.

»Ich bin ihm nicht gefolgt«, entgegnete Odette, während sie aufstand. »Ich habe ihn verloren. Aber dann dachte ich, dass er vielleicht zurückkommt, um seine Spuren zu verwischen. Und mir war klar, wen von uns beiden er wiedererkennen würde.«

In diesem Moment bemerkte ein Zimmermädchen in der Eingangshalle die Leiche und fing an zu schreien. Battat sah zu ihr hinüber. Die Frau wies mit dem Finger auf sie und schrie um Hilfe.

Odette ging um die Leiche herum, um Battat aufzuhelfen. »Wir müssen hier raus«, drängte sie. »Kommen Sie. Ich habe meinen Wagen nicht weit von hier geparkt...«

»Warten Sie«, sagte Battat. Er beugte sich über den Harpooner und zerrte an den Trägern des Rucksacks. »Helfen Sie mir, ihm den Rucksack abzunehmen. Vielleicht finden wir darin Beweise, mit denen wir seine Partner identifizieren können.«

»Sie stehen jetzt erst einmal auf«, sagte Odette, während sie ihr Messer aus der Tasche zog. »Ich kümmere mich darum.«

Battat zog sich am Türgriff einer Telefonzelle hoch, während Odette die Träger des Rucksacks durchschnitt. Dann legte sie den Arm um Battat und ging mit ihm durch die Eingangshalle.

Sie hatten schon fast die Tür erreicht, als hinter ihnen jemand »Bleiben Sie stehen!«, rief.

Battat und Odette drehten sich um. Neben den Telefonzellen stand ein älterer Sicherheitsbeamter. Odette lehnte

Battat gegen eines der Schaufenster, während sie ihre Polizeimarke aus der Rocktasche zog und dem Sicherheitsbeamten entgegenhielt.

»Mein Name ist Odette Kolker. Ich bin Polizistin«, sagte sie. »Der Mann auf dem Boden ist ein mit Haftbefehl gesuchter Terrorist. Er hat das Feuer in Zimmer 310 gelegt. Sorgen Sie dafür, dass das Zimmer versiegelt wird. Ich werde meinen Partner ins Krankenhaus bringen, damit er behandelt werden kann. Dann komme ich zurück.«

Odette wartete nicht, bis der Mann antwortete oder noch mehr Sicherheitsbeamte kamen. Sie drehte sich einfach um und verließ mit Battat zusammen das Hotel.

Gut gemacht, dachte Battat. Sie hat dem Mann einen Auftrag gegeben, damit er sich wichtig fühlt und sie nicht weiter aufhält.

Die klare Luft und der strahlende Sonnenschein vor dem Hotel sorgten dafür, dass es Battat wieder etwas besser ging. Aber er wusste, dass er nicht mehr lange durchhalten würde. Seinen Beine fühlten sich an, als wären sie aus Gummi, und er hatte Schwierigkeiten, den Kopf aufrechtzuhalten. Wenigstens blutete sein Hals nicht stark. Und das Taschentuch sorgte dafür, dass die Blutung allmählich aufhörte.

Erst nachdem sie über den Parkplatz zur Rückseite des Hotels gegangen waren, wurde Battat richtig bewusst, was gerade geschehen war. Odette hatte es geschafft. Sie hatte ihm nicht nur das Leben gerettet, sondern auch den Harpooner eliminiert. Sie hatte einen Terroristen getötet, der sämtlichen europäischen und amerikanischen Geheimdiensten entwischt war. Er war stolz darauf, dass er zumindest ein bisschen zu diesem Erfolg beigetragen hatte. Allerdings würde Odette jetzt wohl nicht mehr in Baku bleiben können. Es würde schwierig sein, ihren Vorgesetzten bei der Polizei den Tod des Harpooners zu erklären. Und wenn der Harpooner Verbündete hatte, würden diese vielleicht nach Odette suchen. Wahrscheinlich war es für sie jetzt Zeit, in ihre Heimat zurückzukehren.

Fünf Minuten später saß Battat auf dem Beifahrersitz

von Odettes Wagen. Die russische Agentin ließ den Motor an und fuhr in Richtung amerikanische Botschaft. Die Fahrt würde nicht lange dauern, aber es gab etwas, das nicht warten konnte. Der Rucksack des Harpooners lag auf Battats Knien. Der Reißverschluss war mit einem kleinen Vorhängeschloss gesichert. Der Amerikaner bat Odette um ihr Messer und schlitzte den Rucksack auf. Dann sah er hinein.

Im Rucksack befanden sich einige Dokumente und ein Zed-4-Telefon. Battat hatte einmal mit einem solchen Modell telefoniert, als er noch in Moskau war. Sie waren kompakter und moderner als die amerikanischen TAC-SATS.

Er nahm das Telefon aus der Hülle. Es hatte eine alphanummerische Tastatur und einige Zusatztasten. Am oberen Ende befand sich eine Flüssigkristall-Anzeige. Er drückte auf die Menütaste rechts neben der Anzeige.

Und dann tat David Battat etwas, wozu er seit seiner Ankunft in Baku keinen Anlass gehabt hatte.

Er lächelte.

56

Baku/Aserbaidshan - Dienstag, 11 Uhr 22

Das Krisenzentrum im Untergeschoss des Weißen Hauses war ein hell erleuchteter Raum mit einer niedrigen Decke und weiß gestrichenen Wänden. In der Mitte stand ein Konferenztisch, und an drei der vier Wände waren Stühle aufgereiht. An den Armlehnen der Stühle waren Computerbildschirme befestigt. Sie versorgten die Berater des Präsidenten mit aktuellen Informationen. An der vierten Wand hing ein drei Meter langer, hochauflösender Fernsehbildschirm, der mit dem National Reconnaissance Office verbunden war. Auf dem Bildschirm konnten Echtzeit-Satellitenbilder mit einer Objektvergrößerung von bis zu einem Meter angezeigt werden. Der größte Teil dieser

Hightech-Anlagen war in den letzten vier Jahren eingebaut worden, nachdem ein Budget von zwei Milliarden US-Dollar genehmigt worden war, um die Freizeiteinrichtungen des Weißen Hauses - unter anderem auch eine Schwimmhalle und einen Tennisplatz - zu modernisieren.

Hood und die First Lady betraten das Krisenzentrum durch die Tür, die sich unterhalb des High-Definiton-Bildschirms befand. Die Stabschefs von Armee, Marine und Luftstreitkräften und der Kommandeur des Marineinfanteriekorps saßen zusammen mit ihrem Vorsitzenden, General Otis Burg, auf der einen Seite des Tisches. Burg war ein großer, breitschultriger Mann Ende Fünfzig. Er hatte einen kahlrasierten Kopf und stahlgraue Augen, die durch Krieg und politische Bürokratie hart geworden waren. Die Berater der vereinigten Stabschefs saßen hinter ihnen. Auf der anderen Seite des Tisches befanden sich der Präsident, der Vizepräsident, NSA-Leiter Fenwick, Stabschef Gable und der stellvertretende NSA-Leiter Roedner. Ihrem angespannten Gesichtsausdruck nach zu urteilen, war es entweder eine schwierige Besprechung, oder sie ärgerten sich über die Unterbrechung. Oder beides.

Einige Mitglieder der vereinigten Stabschefs waren sichtlich überrascht, Hood neben der First Lady zu sehen. Dem Präsidenten ging es genauso. Er hatte gerade aufstehen und in das angrenzende Arbeitszimmer gehen wollen, um mit seiner Frau zu sprechen. Jetzt blieb Lawrence wie angewurzelt stehen und sah von Megan zu Hood und dann wieder zu Megan. Hood und Megan blieben am oberen Ende des Konferenztisches stehen.

»Was geht hier vor?«, fragte der Präsident.

Hood sah zu den vereinigten Stabschefs hin, die ihre Ungeduld deutlich zeigten. Er wusste immer noch nicht, ob sie seinetwegen oder wegen der Krise am Kaspischen Meer so aufgebracht waren. Aber ihm war klar, dass er nicht viel Zeit haben würde, um seine Argumente vorzutragen.

»Sir«, sagte Hood, »es liegen immer mehr Beweise dafür vor, dass der Bombenanschlag auf die iranische Bohr-

insel nicht von Aserbaidshanern, sondern von Iranern unter der Führung eines als Harpooner bekannten Terroristen durchgeführt wurde.«

Der Präsident setzte sich wieder. »Warum?«, fragte er.

»Damit der Iran die Verlegung von Kriegsschiffen in die Region rechtfertigen kann, um sich möglichst viele der Ölvorkommen zu sichern«, erwiderte Hood.

»Und ein militärisches Krätemessen mit den Vereinigten Staaten riskieren?«, fragte Lawrence.

»Nein, Sir«, antwortete Hood. Er sah Fenwick an. »Ich glaube, es wurde eine Vereinbarung getroffen, um sicherzustellen, dass die Vereinigten Staaten nicht eingreifen werden. Wenn sich die Lage wieder beruhigt hat, kaufen wir unser Öl einfach von Teheran.«

»Und wann wurde diese Vereinbarung getroffen?«, wollte der Präsident wissen.

»Gestern in New York«, entgegnete Hood. »Vermutlich nach monatelangen Verhandlungen.«

»Sie meinen Jacks Besuch in der iranischen Gesandtschaft«, sagte der Präsident.

»Ja, Sir.«

»Mr. Fenwick war gar nicht dazu ermächtigt, eine Vereinbarung dieser Art zu treffen«, wandte Lawrence ein. »Wenn er eine solche Vereinbarung getroffen hätte, wäre sie also nicht gültig.«

»Sie wäre gültig, wenn Sie nicht mehr im Amt wären«, sagte Hood.

»Das ist doch lächerlich!«, explodierte Fenwick. »Ich war in der iranischen Gesandtschaft, um über die Erweiterung unserer nachrichtendienstlichen Aktivitäten im Nahen Osten zu sprechen. Das habe ich bereits erklärt, und dokumentieren kann ich es auch. Ich kann Ihnen genau sagen, mit wem ich mich wann getroffen habe.«

»Das gehört alles zu den Lügen, die Sie konstruiert haben«, sagte Hood.

»Mr. Roedner hat mich begleitet«, erwiderte Fenwick. »Ich kann Ihnen die Notizen zeigen, die ich mir bei dem Gespräch gemacht habe, und werde Ihnen bereitwillig die

Namen meiner Kontakte nennen. Und was haben Sie, Mr. Hood?»

»Die Wahrheit«, entgegnete Hood, ohne zu zögern. »Und diese Wahrheit ist immer noch dieselbe Wahrheit wie vorhin, als Sie geschworen haben, mich nicht mehr zum Präsidenten zu lassen.«

»Ich habe geschworen, dass ich den Präsidenten vor Ihren Hirngespinnsten schützen werde«, beharrte Fenwick. »Geheimverhandlungen mit dem Iran, der Präsident nicht mehr im Amt... Das ist nicht die Wahrheit, Mr. Hood. Das ist Paranoia!«

Der Vizepräsident sah auf die Uhr. »Mr. President, es tut mir Leid, aber wir verschwenden hier nur unsere Zeit. Wir müssen mit der Besprechung fortfahren.«

»Ganz meine Meinung«, sagte General Burg. »Ich habe keine Lust, mir dieses Hickhack noch weiter anzuhören, und es ist auch nicht meine Aufgabe zu entscheiden, welcher der beiden Herren hier dummes Zeug redet. Egal, ob wir mit Angriff oder Verteidigung reagieren, wir müssen ein paar schnelle Entscheidungen treffen, wenn wir der Mobilisierung der iranischen Truppen etwas entgegensetzen wollen.«

Der Präsident nickte.

»Dann schlage ich vor, dass Sie Ihre Besprechung fortsetzen«, sagte Hood. »Aber bitte zögern Sie eine militärische Entscheidung so lange hinaus wie möglich. Geben Sie mir Zeit, um die Ermittlungen abschließen zu können.«

»Ich habe Sie nach Beweisen gefragt, mit denen Sie ihre Behauptungen untermauern könnten«, sagte der Präsident. Seine Stimme war völlig ruhig. »Aber Sie haben keine.«

»Noch nicht«, erwiderte Hood.

»Dann werden wir unter der Annahme weitermachen, dass die Krise am Kaspischen Meer echt ist«, entschied der Präsident schließlich.

»Genau das wollen sie ja!«, sagte Hood wütend. Er musste sich zusammenreißen. Ein Wutausbruch würde nur seine Glaubwürdigkeit untergraben. »Wir glauben,

dass diese Krise inszeniert wurde, um ihre Amtsführung in Frage stellen zu können.«

»Darüber diskutiert die Öffentlichkeit schon seit Jahren«, erwiderte der Präsident. »Und vor sechs Jahren bin ich deshalb nicht wieder gewählt worden. Aber ich treffe meine Entscheidungen nicht auf der Grundlage von Meinungsumfragen.«

»Ich rede nicht von einer politischen Diskussion. Ich rede über Ihre geistige und emotionale Verfassung. Denn genau darum geht es hier.«

Fenwick schüttelte resigniert den Kopf. »Sir, jetzt geht es also um Ihre geistige Verfassung. Mr. Hood war in den letzten zwei Wochen erheblichem Druck ausgesetzt. Seine Tochter hat eine schwere psychische Störung. Seine Frau hat die Scheidung beantragt. Ich glaube, Mr. Hood braucht erst einmal einen langen Urlaub.«

»Ich glaube nicht, dass Mr. Hood derjenige ist, der in Urlaub gehen sollte«, sagte die First Lady. Sie sprach laut und deutlich, aber ihrer Stimme war deutlich anzumerken, dass sie wütend war. »Mr. Fenwick, ich muss nun schon seit mehreren Wochen mit ansehen, wie mein Mann in die Irre geführt und mit falschen Informationen manipuliert wird. Mr. Hood hat auf meine persönliche Bitte hin Ermittlungen angestellt. Seine Ermittlungen sind methodisch und präzise, und ich glaube, dass seine Erkenntnisse sachlich begründet und richtig sind.« Sie funkelte Fenwick an. »Oder wollen Sie mich auch als Lügnerin bezeichnen?« Fenwick schwieg.

Der Präsident sah seine Frau an, die immer noch neben Hood stand. Nichts in ihrer Haltung deutete darauf hin, dass ihr Leid tat, was sie gerade gesagt hatte. Der Präsident sah müde aus, aber Hood hatte den Eindruck, dass er auch traurig war. Allerdings konnte Hood nicht sagen, ob der Präsident so betroffen war, weil Megan hinter seinem Rücken Ermittlungen hatte anstellen lassen, oder weil er glaubte, seine Frau hätte ihn im Stich gelassen. Megan und ihr Mann sagten kein Wort. Es war klar, dass dieses Thema zu einem anderen Zeitpunkt noch einmal auf den Tisch

kommen würde, später, wenn der Präsident mit seiner Frau allein war.

Schließlich sah der Präsident Hood an. Der traurige Blick in seinen Augen blieb. »Mr. Hood, ich habe Ihre Einwände zur Kenntnis genommen. Aber ich werde auf keinen Fall die Interessen des Landes gefährden, um meine eigenen zu schützen. Insbesondere, da Sie keinerlei Beweise dafür haben, dass meine Interessen in Gefahr sind.«

»Ich brauche nur noch ein paar Stunden.«

»Leider haben wir keine paar Stunden mehr«, antwortete der Präsident.

Eine Sekunde lang sah Megan so aus, als wollte sie zu ihrem Mann gehen und ihn umarmen. Aber sie tat es nicht. Sie sah Fenwick und dann die vereinigten Stabschefs an. »Ich danke Ihnen, dass Sie uns angehört haben«, sagte sie. »Tut mir Leid wegen der Störung.« Sie drehte sich um und ging auf die Tür zu.

Hood wusste nicht, was er noch sagen konnte. Er würde in den Sitzungssaal zurückkehren und versuchen müssen, mit Herbert und Orlow zusammen den Beweis zu finden, den der Präsident haben wollte.

Er drehte sich um und wollte der First Lady folgen. In diesem Augenblick war irgendwo im Raum ein leises Piepsen zu hören. Ein Handy. Das Geräusch kam aus der Innentasche von Fenwicks Jackett.

Er dürfte hier eigentlich gar kein Signal empfangen können, dachte Hood. Die Wände des Krisenzentrums waren mit Mikrochips versehen, die zufallsbedingte elektrische Impulse und damit Impedanznetze generierten. Die Impedanznetze sollten verhindern, dass eventuell platzierte Wanzen ihre Signale an einen Empfänger auf dem Gelände des Weißen Hauses senden konnten. Außerdem blockierten sie sämtliche Gesprächsverbindungen, die über Handys hergestellt wurden. Bis auf eine Ausnahme - Übertragungen, die vom Hephæstus-Satelliten-Array der Regierungen kamen.

Hood drehte sich um, als der Chef der NSA mit der

in seine Anzugtasche griff. Fenwick nahm das Telefon heraus und schaltete es stumm.

Volltreffer.

Wenn der Anruf durch das Impedanznetz gekommen war, musste es ein Hephaestus-Anruf sein. Allerhöchste Sicherheitsstufe. Mit wem wollte Fenwick jetzt nicht reden?

Hood beugte sich über den Tisch und nahm dem Leiter der NSA das Telefon aus der Hand. Fenwick wollte danach greifen, aber Hood war schon ein paar Schritte zurückgetreten.

»Was, zum Teufel, soll das?«, fragte Fenwick wütend. Er stand auf, stieß den Stuhl zurück und wollte auf Hood zugehen.

»Ich überprüfe, ob meine Vermutung stimmt«, erwiderte Hood. Er hob das Handy ans Ohr und nahm das Gespräch an. »Ja?«

»Wer spricht da?«, fragte der Anrufer.

»Sie sind mit Jack Fenwicks Anschluss bei der NSA verbunden«, antwortete Hood. Er ging auf den Präsidenten zu. »Und wer sind Sie?«

»Mein Name ist David Battat«, sagte die Stimme am anderen Ende.

Hood fühlte sich, als wäre ihm soeben die ganze Welt von den Schultern genommen worden. Er hielt das Handy so, dass der Präsident mithören konnte. Fenwick blieb wie angewurzelt stehen. Er machte keinen Versuch mehr, nach dem Telefon zu greifen, sondern stand einfach nur da. Hood konnte genau sehen, wo das Gewicht der Welt gerade hingewandert war.

»Mr. Battat, hier ist Paul Hood vom Op-Center«, sagte Hood.

»Paul Hood? Warum haben Sie dann dieses Handy in der Hand?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Hood. »Wie sieht es bei Ihnen aus?«

»Entschieden besser als bei Mr. Fenwick«, erwiderte Battat. »Wir haben gerade den Harpooner eliminiert und

sein abhörsicheres Telefon sichergestellt. Diese Nummer wurde zuerst angezeigt, als ich mir den Nummernspeicher des Harpooner angesehen habe.«

57

Washington, D.C. - Dienstag, 4 Uhr 41

Paul Hood ging in eine Ecke des Krisenzentrums, um das Gespräch mit Battat weiterzuführen. Er musste unbedingt so viele Informationen wie möglich über den Harpooner und die Vorfälle in Aserbaidtschan bekommen.

Während Hood mit Battat sprach, stand Präsident Lawrence auf. Er sah zu seiner Frau hinüber, die an der Tür stand, und lächelte ihr zu. Sie sollte wissen, dass er in Ordnung war - und dass sie das Richtige getan hatte. Dann drehte sich Lawrence zu Fenwick um. Der Leiter der NSA stand immer noch neben dem Präsidenten. Auf seinem Gesicht lag ein trotziger Ausdruck. Die anderen Männer blieben sitzen. Aller Augen waren auf Lawrence und Fenwick gerichtet.

»Warum hatte der Harpooner Ihre Direktwahl und den Hephaestus-Zugangscode?«, fragte der Präsident.

»Das kann ich nicht beantworten«, erwiderte Fenwick.

»Haben Sie mit dem Iran zusammen eine Übernahme der Ölvorkommen in Aserbaidtschan geplant?«

»Das habe ich nicht«, antwortete Fenwick.

»Haben Sie und andere eine Übernahme des Oval Office geplant?«

»Nein, Sir«, erwiderte Fenwick. »Ich bin genauso verwirrt wie Sie.«

»Glauben Sie immer noch, dass Mr. Hood ein Lügner ist?«

»Ich glaube, er ist falsch informiert. Ich habe keine Erklärung für das, was hier vorgeht«, sagte Fenwick.

Der Präsident setzte sich wieder. »Keine einzige.«

»Nein, keine, Mr. President.«

Der Präsident sah die Männer an, die ihm gegenüber saßen. »General Burg - ich werde den Außenminister und unseren UNO-Botschafter beauftragen, sich um diese Sache zu kümmern. Was halten Sie davon, wenn wir für die Region am Kaspischen Meer einen Alarm Stufe zwei ausgeben?«

Burg sah seine Kollegen an. Niemand protestierte. Der General blickte den Präsidenten an. »Da nicht ganz klar ist, wer denn nun eigentlich unser Gegner sein soll, bin ich mit einem gelben Status vollauf zufrieden.«

Der Präsident nickte, dann sah er auf die Uhr. »Wir werden uns um 6 Uhr 30 zur nächsten Besprechung im Oval Office treffen. Das verschafft mir genügend Zeit, um mit dem Pressesprecher zusammen eine Erklärung für die Presse vorzubereiten, mit der wir es noch in die Morgenstunden schaffen. Ich möchte nicht, dass sich das amerikanische Volk Sorgen wegen unserer Truppen und der zukünftigen Ölversorgung macht.« Er sah Vizepräsident Cotten und Red Gable an. »Ich werde den Generalstaatsanwalt bitten, sich so diskret wie möglich um den Rest dieser Angelegenheit zu kümmern. Ich möchte, dass er feststellt, ob Handlungen begangen wurden, die den Tatbestand des Landesverrats erfüllen. Haben Sie mir etwas dazu zu sagen?«

In der Stimme des Präsidenten lag etwas Herausforderndes. Hood hatte das Gespräch mit Battat beendet und drehte sich wieder zum Tisch, blieb jedoch in der Ecke stehen. Im Raum herrschte absolute Stille.

Der Vizepräsident beugte sich vor und faltete die Hände auf dem Tisch. Er sagte nichts. Gable rührte sich nicht. Fenwicks Stellvertreter Roedner starrte auf die Tischplatte.

>Sie haben mir nichts zu sagen?«, drängte der Präsident.

Niemand wollte das Schweigen brechen. Doch dann sagte der Vizepräsident: »Es wird keine Ermittlungen geben.«

»Warum nicht?«, fragte der Präsident.

»Weil Sie bis Ende dieses Vormittags drei Rücktrittsgesuche auf dem Schreibtisch haben werden«, erwiderte Cotten. »Von Mr. Fenwick, Mr. Gable und Mr. Roedner. Im Gegenzug wird es keine Beschuldigungen, keine Anklage und keine Erklärung geben, bis auf die offizielle Verlautbarung, dass es zwischen Mitgliedern Ihrer Regierung politische Meinungsverschiedenheiten gegeben hat.«

Fenwick zog die Augenbrauen zusammen. »Drei Gesuche, Mr. Cotten?«

»Ganz recht, Mr. Fenwick«, erwiderte Cotten. Er sah den Leiter der NSA nicht an. »Im Tausch gegen volle Amnestie.«

Hood hatte den Unterton in Fenwicks Stimme nicht überhört. Und er war sicher, dass er dem Präsidenten ebenfalls nicht entgangen war. Der Vizepräsident war in die Sache verwickelt. Er bat die anderen gerade, für ihn den Kopf hinzuhalten. Es war allerdings keine sehr große Bitte. Wenn hochrangige Regierungsvertreter ihre Position aufgaben, erhielten sie oft lukrative Angebote aus der Privatwirtschaft.

Der Präsident schüttelte den Kopf. »Ich sitze hier mit Mitarbeitern meiner Regierung an einem Tisch, die offenbar mit einem international gesuchten Terroristen gemeinsame Sache gemacht haben, um einem Land seine Ölvorräte wegzunehmen, diese an ein anderes Land zu verschachern, außenpolitische Vorteile zu erreichen und das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten an sich zu reißen. Und Sie sitzen da und erklären mir allen Ernstes, dass diesen Männern de facto Amnestie gewährt werden soll. Und dass einer von ihnen offenbar in seinem Amt bleiben will, wo er der nächste Anwärter auf das Präsidentenamt sein wird.«

Cotten sah Lawrence an. »Genau das habe ich gesagt«, erklärte er. »Die Alternative wäre ein internationaler Zwischenfall, bei dem den Vereinigten Staaten ein Betrug an Aserbaidschan vorgeworfen würde. Eine Reihe von Untersuchungen und Prozesse, die Ihre Amtszeit überschatten und Ihr einziges Vermächtnis wären. Die Öffentlichkeit er-

führte, dass der Präsident keine Ahnung davon hatte, was unter seinen engsten Beratern vorging. Dass sogar seine Frau dachte, er litte unter psychischen oder emotionalen

Problemen. Das dürfte das Vertrauen der Bevölkerung in seine Amtsführung nicht gerade steigern.«

>>Alle kommen davon«, sagte der Präsident wütend. »Und dem soll ich zustimmen?«

>Alle kommen davon«, wiederholte der Vizepräsident.

>Mr. Cotten«, sagte General Burg. »Dazu möchte ich nur eines anmerken - wenn ich meine Waffe hier hätte, würde ich Ihnen in den Hintern schießen.«

>>General Burg«, erwiderte der Vizepräsident. »Angesichts des bedauernswerten Zustands, in dem sich das amerikanische Militär zurzeit befindet, bin ich mir sicher, dass sie danebenschießen würden.« Er sah den Präsidenten an. »Es hätte nie einen Krieg gegeben. Es wäre kein einziger Schuss gefallen. Wir hätten uns mit dem Iran ausgesöhnt, die Beziehungen hätten sich wieder normalisiert, und die Amerikaner hätten sich über eine gesicherte Ölversorgung freuen können. Egal, was man von den Methoden hält - es geschah alles zum Wohl der Nation.«

»Wenn Gesetze gebrochen werden, hat das nichts mit dem Wohl der Nation zu tun«, sagte der Präsident. »Sie haben ein kleines, hart arbeitendes Land gefährdet, das versucht, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion zu einem bescheidenen Wohlstand zu kommen. Sie haben versucht, den Willen der amerikanischen Wähler zu missachten. Und Sie haben mein Vertrauen in Sie missbraucht.«

Cotten stand auf. »Ich habe nichts dergleichen getan, Mr. President«, erwiderte er. »Sonst würde ich zurücktreten. Ich sehe Sie alle in der Besprechung um 6 Uhr 30.«

»Sie werden dort nicht gebraucht«, sagte der Präsident.

»Dann wäre es Ihnen also lieber, wenn ich in der nächsten Talkshow über die Politik Ihrer Regierung in der Region am Kaspischen Meer spreche?«, erwiderte der Vizepräsident.

»Nein«, erwiderte der Präsident. »Mir wäre es lieber,

wenn Sie ihr Rücktrittsgesuch aufsetzen und es mir zusammen mit den anderen drei übergeben würden.«

Der Vizepräsident schüttelte den Kopf. »Das werde ich nicht tun.«

»Sie werden«, erwiderte der Präsident. »Als Grund werden Sie geistige Erschöpfung angeben. Ich werde mich nicht dazu hergeben, aus Ihnen einen Märtyrer für verfassungsfeindliche Gruppierungen zu machen. Suchen Sie sich einen anderen Job, Mr. Cotten.«

»Mr. President - Sie opfern den falschen Mann«, warnte Cotten.

»Das glaube ich nicht«, entgegnete der Präsident. Seine Augen und seine Stimme wurden hart. »Sie haben Recht, Mr. Cotten. Ich möchte nicht, dass es zu einem nationalen oder internationalen-Skandal kommt. Aber wenn es sein muss, werde ich einen Skandal hinnehmen, denn ich werde nicht zulassen, dass eines Tages vielleicht ein Verräter Präsident der Vereinigten Staaten wird. Entweder Sie treten zurück, oder ich werde Mr. Fenwick und seine Partner als Gegenleistung für eine Amnestie dazu auffordern, dem Generalstaatsanwalt alles zu erzählen, was sie über Ihre Beteiligung an diesen Machenschaften wissen.«

Cotten stand stumm da.

Der Präsident griff nach dem Telefon vor sich und drückte auf eine Taste. »Corporal Cain?«

»Ja, Mr. President?«

»Lassen Sie bitte sofort einen unbewaffneten Trupp ins Krisenzentrum kommen. Wir haben hier einige Herren, die zu ihren Büros und dann zum Ausgang eskortiert werden müssen.«

»Unbewaffnet, Sir?«, fragte Cain.

»Sie haben richtig verstanden«, sagte Lawrence. »Es wird keine Schwierigkeiten geben.«

»Sofort, Sir.«

»Warten Sie vor der Tür, wenn Sie den Trupp gerufen haben«, fügte der Präsident hinzu. »Die Herren werden sich gleich zu Ihnen hinausbegeben.«

»Verstanden, Sir.«

Der Präsident legte auf und sah die vier Männer an. Noch etwas - es wird absolut nichts über ihre Beteiligung an diesen Vorfällen an die Öffentlichkeit dringen. Eine Amnestie wird kein persönlicher Gefallen von mir sein. Es wäre eine Sünde, Ihnen zu verzeihen. Sie wird lediglich von den Schlagzeilen abhängen, die ich nicht in den Zeitungen sehe.«

Die Männer drehten sich um und gingen auf die Tür zu. Megan Lawrence machte ihnen Platz.

Hood suchte und fand ihren Blick. Die First Lady glühte vor Stolz. Hood und Megan dachten offenbar gerade das Gleiche.

Dass sie die einzige Lawrence war, die heute jemandem Platz machen würde.

58

St. Petersburg/Russland - Dienstag, 12 Uhr 53

Bei fast allen Geheimdiensten fällt es schwer, die Nacht vom Tag zu unterscheiden. Da Verschwörer und Spione niemals Pause machen, müssen auch die Terrorismuskämpfer und Aufklärer rund um die Uhr arbeiten. Es ist ständig eine volle Schicht im Einsatz. Im russischen Op-Center ist es noch viel schwieriger, die Tages- oder Nachtzeit herauszufinden, da die gesamte Anlage unter der Erde liegt. Es gibt nirgendwo ein Fenster.

Aber General Orlow wusste immer, wann Nachmittag war. Denn dann rief seine Frau an. Sie meldete sich immer kurz nach der Mittagspause, um zu fragen, wie Sergej das belegte Brötchen geschmeckt habe, das sie ihm am Morgen in die Aktentasche gesteckt hatte. Auch heute rief sie an, obwohl sie gar keine Zeit gehabt hatte, ein Brötchen für ihn zuzubereiten.

Leider konnten sie sich nur kurz unterhalten, doch das

waren sie gewöhnt. Als er im Weltraum gewesen war, hatten sie sich meistens länger unterhalten als jetzt, wo er im Op-Center arbeitete. Orlow hatte sich kaum zwei Minuten mit Mascha unterhalten, als auf der zweiten Leitung ein Anruf von Odette hereinkam. Er sagte Mascha, dass er zurückrufen werde. Sie hatte Verständnis. Mascha hatte immer Verständnis.

Orlow wechselte die Leitung. »Odette, wie geht es Ihnen?«, fragte er ungeduldig.

»Mir geht es gut«, erwiderte die junge Frau. »Der Auftrag ist ausgeführt.«

Orlow war für einen Moment sprachlos. Er hatte sich große Sorgen wegen Odette und ihrer Mission gemacht. Dass sie unverletzt war und ihren Auftrag erfolgreich ausgeführt hatte, raubte ihm die Stimme.

»Wir haben ihn eliminiert, wobei es allerdings einige Schwierigkeiten gab«, fuhr Odette fort. »Aber wir haben es geschafft wegzukommen. Es gab keine weiteren Opfer.«

»Wo sind Sie jetzt?«, wollte Orlow wissen.

»In der amerikanischen Botschaft. Mr. Battat lässt sich gerade untersuchen. Ich werde nachher zu meiner Einheit gehen. Im Hotel habe ich einem der Angestellten meine Polizeimarke zeigen müssen, aber ich glaube, ich werde es meinem Vorgesetzten erklären können. Der Harpooner hat ein Feuer gelegt - ich kann dem Kommandeur sagen, dass ich ins Hotel gegangen bin, um zu sehen, ob ich helfen kann.«

»Dann wollen Sie also nicht weg aus Baku?«, fragte Orlow.

»Ich glaube, die ganze Sache wird noch einige sehr interessante Probleme aufwerfen. Ich würde gern noch eine Weile bleiben.«

»Darüber reden wir später«, entschied Orlow. »Ich bin sehr stolz auf Sie, Odette. Und ich weiß, dass jemand anderes auch sehr, sehr stolz auf Sie wäre.«

»Danke, General«, erwiderte Odette. »Ich glaube, Viktor hat heute auf mich aufgepasst. Und David Battat. Ich bin froh, dass Sie ihn mir nachgeschickt haben.«

Odette gab Orlow noch einige Informationen über das, was in Baku geschehen war. Dann vereinbarten sie, in sechs Stunden noch einmal miteinander zu sprechen. Falls Odette Baku verlassen musste, gab es einen Aeroflot-Flug um zwanzig Uhr.

Orlow war mehr als zufrieden, als er daran dachte, was dieser Sieg für sie bedeutete. Sie hatten den Kampf gegen einen gefährlichen Gegner gewonnen. Er hatte die richtige Entscheidung getroffen, als er Odette und Battat gemeinsam losgeschickt hatte. Und er hatte Paul Hood helfen können. Damit hatte er nicht nur eine alte Schuld beglichen, sondern auch die Tür zu einer engeren Zusammenarbeit in der Zukunft geöffnet.

Odette hatte gesagt, dass Battat mit Paul Hood gesprochen habe. Es gab nichts, was Orlow hätte hinzufügen können, aber er wollte Hood trotzdem in ein paar Minuten anrufen. Zuerst jedoch wollte er die Mitarbeiter seines Teams informieren, die an der Jagd auf den Harpooner beteiligt gewesen waren.

Er wollte gerade Groski und Korsow holen lassen, als die beiden in sein Büro kamen. Korsow hatte eine zusammengeklappte Blaupause bei sich.

»General«, sagte er, »wir haben Neuigkeiten.«

»Gute Neuigkeiten?«, fragte Orlow.

»Ja, Sir. Die Informationen, die uns die Amerikaner über die russische Identität des Harpooners gegeben haben, haben sich als sehr nützlich erwiesen.«

»In welcher Hinsicht?«, fragte Orlow.

»Dadurch haben wir herausgefunden, wie es dem Harpooner gelungen ist, nach Moskau zu kommen und wieder zu verschwinden, ohne gesehen zu werden«, erwiderte Korsow. Er trat vor und rollte die Blaupause auf Orlows Schreibtisch aus. »Das ist eine Karte des alten Schienensystems der Sowjetarmee«, fuhr er fort. »Wie Sie wissen, verschwinden die Gleise ein ganzes Stück vor Moskau unter der Erdoberfläche. Und unter der Stadt gibt es mehrere Haltestellen.«

»Das Schienensystem wurde so gebaut, dass Truppen

unbemerkt in Stellung gebracht werden konnten, um Aufstände oder Angriffe einer ausländischen Macht zurückzuschlagen«, erläuterte Groski.

»Ich kenne das System«, erwiderte Orlow. »Ich bin früher selbst mit diesen Zügen gefahren.«

»Aber das hier haben Sie vielleicht nicht gewusst«, sagte Korsow. Der Aufklärungsexperte deutete mit einem Bleistift auf eine dünne rote Linie. Sie führte von der U-Bahn-Station Kiewskaja über mehrere andere U-Bahn-Stationen rund um die Stadt. Korsow hatte Recht: Orlow wusste nicht, was das war.

»Wie Sie sehen, gibt es für diese Linie keine Legende, obwohl sie Verbindung zum Haupttunnel hat«, fuhr Korsow fort. »Wir dachten, es wäre ein Wartungstunnel oder etwas Ähnliches, aber dann haben wir uns eine noch ältere Karte aus den Archiven der GRU angesehen, nur um sicher zu sein. Das hier ist der alte Stalin-Tunnel. Wenn die deutschen Truppen im Zweiten Weltkrieg bis nach Moskau gekommen wären, hätte man Stalin durch dieses System evakuiert. Nur seine engsten Militärberater wussten, dass es diesen Tunnel gibt.« Korsow trat zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Sir, wir glauben, dass wir diese Ratte fangen können, wenn wir an Ein- und Ausgang Überwachungskameras installieren. Früher oder später wird der Harpooner dort auftauchen.«

Orlow sah sich die Karte noch einen Moment lang an, dann lehnte er sich zurück. »Sie haben wahrscheinlich ein großes Rätsel gelöst. Ausgezeichnete Arbeit.«

»Danke, Sir.« Korsow strahlte.

»Zum Glück ist der Harpooner heute Morgen getötet worden. Und die Ratten, die diesen Tunnel jetzt noch benutzen werden, haben mit Sicherheit vier Beine«, sagte Orlow.

Groskis Mund zuckte. Und Korsow sah aus, als hätte man ihm sein Spielzeug weggenommen.

»Aber ohne Sie beide hätten wir den Harpooner nicht eliminieren können, und das werde ich auch in meinem Bericht an den Leiter der Aufsichtsbehörde für Geheim-

dienste schreiben«, versprach Orlow. Er stand auf und schüttelte den beiden Männern die Hand. »Ich bin stolz auf Sie. Und nochmals vielen Dank.«

Korsows Enttäuschung war schnell verflogen, doch Groskis Mundwinkel zeigten immer noch nach unten. Aber selbst seine unerschütterliche Verdrießlichkeit konnte diesen Moment nicht verderben. Eine unerfahrene Agentin, ein kranker Mann und zwei ehemals miteinander verfeindete Länder hatten sich zusammengetan und gesiegt.

Es war ein unbeschreibliches Gefühl.

59

Washington, D.C. - Dienstag, 5 Uhr 04

Nachdem die Soldaten des Marinekorps den Vizepräsidenten und seine Komplizen weggebracht hatten, wurde Hood von Lawrence gebeten, draußen auf ihn zu warten. Er ging zur Tür und sah gerade noch, wie der Präsident und Megan hinter dem Konferenztisch zusammentraten und miteinander sprachen. Der Präsident nahm die Hand seiner Frau. Er wirkte ruhig und gefasst und schien wieder alles unter Kontrolle zu haben.

Auch die vereinigten Stabschefs gingen auf den Ausgang zu und von dort aus zum Fahrstuhl. General Burg blieb kurz stehen und wandte sich an Hood. Er schüttelte dem Leiter des Op-Centers die Hand.

»Was Sie da drin getan haben, war gute Arbeit«, sagte er. »Und es war ganz schön mutig. Ich gratuliere Ihnen, Mr. Hood. Ich bin stolz darauf, Sie zu kennen. Ich bin stolz darauf, ein Amerikaner zu sein.«

Wenn jemand anderes diesen Satz unter anderen Umständen gesagt hätte, hätte er vielleicht kitschig geklungen. Aber das System hatte funktioniert, trotz der Entschlossenheit und des Einfallsreichtums, mit denen dage-

gen angekämpft worden war. General Burg hatte allen Grund, stolz zu sein. Und Hood auch.

»Ich danke Ihnen, General«, sagte er aufrichtig.

Als die vereinigten Stabschefs in den Fahrstuhl gestiegen waren, war es ruhig im Korridor, bis auf die geflüsterte Unterhaltung zwischen dem Präsidenten und der First Lady, die aus dem Krisenzentrum nach draußen drang. Hood war erleichtert, stand aber noch unter dem Eindruck dessen, was gerade geschehen war. Er glaubte nicht, dass die Presse die offiziellen Erklärungen für den Rücktritt des Vizepräsidenten und dreier hochrangiger Regierungsvertreter akzeptieren würde. Aber das war ein Kampf, der an einer anderen Front und zu einer anderen Zeit geführt werden musste. Hood und sein Team hatten das Präsidentenamt gerettet und den Harpooner eliminiert. Jetzt wollte Hood nur noch hören, was der Präsident ihm zu sagen hatte, um dann in sein Hotel zu fahren und zu schlafen.

Ein paar Minuten später kamen der Präsident und die First Lady aus dem Krisenzentrum. Sie sahen müde, aber zufrieden aus.

»Hatte Ihr Mann in Baku sonst noch etwas zu sagen?«, fragte der Präsident, während er auf Hood zuging.

»Eigentlich nicht, Sir«, antwortete Hood. »Er ist jetzt in der amerikanischen Botschaft. Wir werden später noch einmal miteinander reden. Wenn es neue Informationen gibt, werde ich Sie sofort verständigen.«

Der Präsident nickte und blieb neben Hood stehen. Megan trat neben ihren Mann.

»Es tut mir Leid, dass wir Sie warten ließen, aber meine Frau und ich wollten Ihnen gemeinsam danken«, sagte der Präsident. »Sie hat mir erzählt, dass Sie seit Sonntagabend ununterbrochen an dieser Sache gearbeitet haben.«

»Es war viel zu tun, Sir«, gab Hood zu.

»Wenn Sie möchten, können Sie in einem der Gästezimmer oben schlafen«, bot der Präsident an. »Ich kann auch einen Fahrer rufen, der Sie nach Hause bringt.«

»Danke, Sir, aber das wird nicht notwendig sein«, erwi-

derte Hood. Er sah auf die Uhr. »Die Rushhour beginnt erst in einer Stunde, daher dürfte es nicht allzu schlimm werden. Ich werde einfach das Fenster herunterkurbeln und die frische Luft genießen.«

»Wie Sie meinen«, sagte der Präsident. Er hielt Hood die Hand hin. »Ich habe noch zu arbeiten. Megan wird sich darum kümmern, dass Sie wieder nach oben kommen. Und nochmals vielen Dank. Für alles.«

Hood schüttelte dem Präsidenten die Hand. »Es war mir eine Ehre, Sir.«

Als der Präsident weg war, wandte sich Megan an Hood. Sie hatte Tränen in den Augen. »Sie haben ihn gerettet, Paul. Ich konnte vorhin förmlich sehen, wie er sich aus diesem ganzen Sumpf wieder herausgezogen hat.«

»Das hat er aus eigener Kraft getan«, sagte Hood. »Und ohne Ihre Unterstützung hätte ich es gar nicht gewagt, in dieser Sache zu ermitteln.«

»Paul, einmal in Ihrem Leben sollten Sie Ihrer Bescheidenheit eine Pause gönnen. Sie sind da drin ein großes Risiko eingegangen. Wenn es anders gelaufen wäre, wären Sie ruiniert gewesen.«

Hood zuckte mit den Achseln.

Megan verdrehte die Augen. »Sie sind unmöglich. Aber in einem hatte Michael Recht: Sie sind müde. Sind Sie sicher, dass Sie sich nicht erst eine Weile ausruhen wollen, bevor Sie zurückfahren?«

»Ja«, antwortete Hood. »Es gibt noch ein paar Kleinigkeiten, die ich erledigen muss, und außerdem möchte ich Sharon anrufen. Wir sind gestern nicht dazu gekommen, miteinander zu reden.«

»Wie läuft es?«, wollte Megan wissen.

»So, wie es zu erwarten war«, antwortete Hood.

Megan legte ihm die Hand auf den Arm. »Wenn Sie mit jemandem reden möchten - ich bin immer für Sie da.«

Hood dankte ihr. Sie fuhren zusammen nach oben, dann verließ Hood das Weiße Haus und ging zu seinem Wagen. Über sich hörte er ein Flugzeug. Er sah in den Himmel, als er den Wagen aufschloss. Hinter den Bäumen

im Park des Weißen Hauses waren gerade die ersten Anzeichen der Morgendämmerung zu sehen.

Irgendwie, fand Hood, passte das zu diesem Moment.

60

Washington, D.C. - Dienstag, 6 Uhr 46

Erstaunlicherweise war Hood nicht mehr müde, als er in seinem Büro ankam.

Mike Rodgers war bereits gegangen. Er hatte vor zwei Stunden eine Voice-Mail-Nachricht hinterlassen und eine Krise erwähnt, die sich entlang der Grenze von Pakistan und Indien entwickle. Er sei nach Hause gegangen, um noch ein paar Stunden zu schlafen, bevor er zu einer Besprechung ins Pentagon müsse. Obwohl General Rodgers offiziell für das Op-Center arbeitete, wurde er häufig gebeten, Krisenherde in allen möglichen Regionen der Welt zu beurteilen.

Bob Herbert war noch wach und >am Puls der Welt<, wie er es nannte. Er kam in Hoods Büro und erzählte, was Orlow inzwischen noch an Informationen über den Harpooner und seine Aktivitäten geschickt hatte. Dann fragte Herbert seinen Chef, wie es im Weißen Haus gelaufen sei.

Er hörte aufmerksam zu, während Hood die ganze Geschichte erzählte. Als Hood geendet hatte, seufzte der Leiter der Aufklärungsabteilung. »Ich sitze hier herum und sammle Informationen, während Sie losziehen und Amerika und die Verfassung vor einem Demagogen retten.«

»Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf«, kommentierte Hood trocken.

»Ja«, entgegnete Herbert. »Aber Sie sind nicht derjenige, den ich beneide.«

»Nein?«

Hood überlegte kurz. Doch dann, kurz bevor Herbert es sagte, wusste Hood, was kam.

»Ich wünschte, *ich* hätte den Harpooner erschossen«, sagte Herbert. Seine Stimme klang monoton. Er starrte auf einen imaginären Punkt vor sich, mit den Gedanken irgendwo anders. »Ich hätte es langsam gemacht. Sehr langsam. Ich hätte ihn leiden lassen, so wie ich gelitten habe, seit meine Frau tot ist.«

Hood wusste nicht, was er sagen sollte, daher schwieg er.

Herbert sah ihn an. »Ich habe noch eine Menge Urlaub übrig, Paul. Ich werde ihn jetzt nehmen.«

»Tun Sie das«, erwiderte Paul.

»Ich möchte nach Baku fliegen und diese Frau kennen lernen - Odette«, fuhr Herbert fort. »Ich möchte sehen, wo es passiert ist.«

»Ich verstehe.«

Herbert lächelte, doch in seinen Augen standen Tränen. »Ich wusste, dass Sie es verstehen würden.« Die Stimme drohte ihm zu versagen. »Sehen Sie mich an. Sie sind derjenige, der in den letzten beiden Wochen gleich zweimal in der Schusslinie stand. Und ich bin derjenige, der zusammenbricht.«

»Sie tragen Ihren Schmerz und Ihre Wut seit fast zwanzig Jahren mit sich herum«, erwiderte Hood. »Irgendwann muss es ja mal herauskommen.« Er lächelte sarkastisch. »Ich werde auch zusammenbrechen, Bob. Die Sache in den Vereinten Nationen, das eben im Weißen Haus ... Irgendwann wird mich das alles mit voller Wucht treffen, und dann werde ich am Boden liegen.«

Herbert lächelte. »Aber warten Sie bitte so lange, bis ich aus dem Urlaub zurück bin, damit ich die Scherben aufheben kann.«

»Abgemacht«, versprach Hood.

Herbert rollte um den Schreibtisch herum und umarmte Hood. Dann wendete er seinen Rollstuhl und verließ das Büro.

Hood rief General Orlow an, bedankte sich bei ihm für alles, was das russische Op-Center für sie getan hatte, und schlug vor, dass sie nach einer Möglichkeit suchen sollten,

die Zusammenarbeit der beiden Op-Center zu verstärken. Eine Art Interpol für Krisenmanagement. Orlow war Feuer und Flamme. Sie vereinbarten, am nächsten Tag noch einmal darüber zu sprechen.

Als er das Gespräch mit Orlow beendet hatte, sah Hood auf die Uhr seines Computers. Es war noch zu früh, um Sharon und die Kinder anzurufen. Er beschloss, vom Hotel aus zu telefonieren. Dort würde es keine anderen Anrufe geben, und nichts würde ihn ablenken. Das Gespräch mit Sharon würde schwierig werden. Sie hatte ihm keine Nachricht auf seinem Voice-Mail-System hinterlassen. Und das bedeutete, dass sie wütend war, vermutlich, weil Hood seit Beginn der Irankrise nicht mehr bei ihr angerufen hatte.

Ironie des Schicksals, dachte er traurig. Die gleiche Dynamik hatte dazu beigetragen, dass sie sich auseinander geliebt hatten. Es kam ihm so vor, als hätten sich die Unterschiede zwischen ihnen und die Gefühle, die damit zusammenhingen, seit der Trennung noch verstärkt. Er stellte beunruhigt fest, dass sich das vermutlich nie ändern würde.

Hood verließ sein Büro und ging nach oben. Dort begrüßte er die Mitglieder der Tagesschicht, die gerade hereingekommen waren - Darrell McCaskey, Matt Stoll und Liz Gordon -, und sagte ihnen, dass sie eine Zusammenfassung der Ereignisse von Bob Herbert bekommen würden und er sie im Laufe des Tages persönlich informiere.

Als er den Parkplatz erreicht hatte, konnte er vor Müdigkeit kaum noch gehen. Das Koffein in seinem Körper war längst abgebaut. Während er auf seinen Wagen zugeht, sah er Ann Farris durchs Tor fahren. Die Pressesprecherin des Op-Centers winkte und fuhr zu ihm herüber.

Sie kurbelte das Fenster herunter. »Paul, ist alles in Ordnung?«

Hood nickte. »Ich bin nur hundemüde. Bob ist noch da. Er wird Sie informieren. Es gibt allerdings nichts, weswegen wir eine Pressemitteilung aufsetzen müssten. Noch nicht.«

»Wo wollen Sie hin?«

»Zurück ins Hotel. Ich muss eine Weile schlafen.«

»Steigen Sie ein. Ich fahre Sie hinüber. Sie sehen nicht gerade so aus, als sollten Sie jetzt Auto fahren.«

»Ich weiß nicht, wann ich wieder herkomme«, wandte Hood ein. »Ich brauche meinen Wagen.«

»Sie kommen heute Nachmittag wieder«, sagte Ann. »Ich kenne Sie doch. Zwei oder drei Stunden Schlaf, und Sie sind wieder hier. Rufen Sie einfach an, wenn Sie aufwachen, dann hole ich Sie ab.«

Das Angebot klang verlockend. Hood fühlte sich wirklich nicht mehr wach genug, um Auto zu fahren. »In Ordnung«, sagte er.

Er ging zur Beifahrertür, stieg ein und schloss die Augen. Als sie vor dem Hotel waren, musste Ann ihn wecken. Hood war völlig benommen. Ann ließ ihr Auto vor dem Eingang stehen und begleitete ihn zu seinem Zimmer.

Ein paar Minuten später kam sie zurück. Einen Moment lang blieb sie regungslos hinter dem Steuer sitzen.

»Verdammt«, sagte sie dann. Anstatt ins Büro zurückzukehren, stellte sie den Wagen auf dem Parkplatz ab. Sie wartete noch ein paar Minuten, damit Hood sein Gespräch mit Sharon führen konnte. Dann ging sie wieder ins Hotel.

Hood hatte das kurze, unbefriedigende Gespräch mit Sharon eben beendet. Seine Frau hatte gesagt, dass es nichts Neues gebe. Da sie so kurz angebunden war, wusste Hood, dass sie nicht nur Harleigh damit meinte. Sie war wieder einmal wütend auf ihn. Aber er war zu müde gewesen, um ihr alles zu erklären. Er entschuldigte sich noch einmal bei ihr - mit einer seiner Universalentschuldigungen, die alle seine Schwächen, echte und eingebildete, abdecken sollte - und legte auf.

Er zog seine Schuhe und die Krawatte aus und war gerade dabei, sein Hemd aufzuknöpfen, als es an der Tür klopfte. Bestimmt ein Page, dachte Hood, der ein Fax aus dem Büro oder von seinem Rechtsanwalt brachte. Er fischte einen Dollar aus seiner Geldbörse und öffnete die Tür. Überrascht registrierte er, dass Arm vor ihm stand.

»Danke«, sagte sie. »Aber ich bin nicht wegen des Trinkgelds zurückgekommen.«

Er lächelte und ließ sie herein.

Ann trug noch ihre Jacke und ein Halstuch, aber sie sah ganz anders aus als vorhin. Sie wirkte zugänglicher, offener. Es lag an ihren Augen, dachte Hood.

Er schloss die Tür hinter ihr. Da ging ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihn ebenfalls überraschte. Er war froh, dass sie zurückgekommen war.

Epilog

Baku/Aserbaidshan - Dienstag, 15 Uhr 03

Am späten Vormittag und am frühen Nachmittag häuften sich die Überraschungen für Ron Friday.

Friday war sehr erstaunt, als er David Battat in der Botschaft traf. Der CIA-Agent wurde von der Krankenschwester der Botschaft gesund gepflegt. Eigentlich hätte er im Krankenhaus getötet werden sollen. Friday hatte gedacht, es wäre Battats Leiche, die von den Behörden in seinem Zimmer gefunden worden war, und der Killer, den der Harpooner angeheuert hatte, wäre entkommen. Doch das war offensichtlich nicht der Fall.

Friday staunte noch mehr, als er hörte, dass eine Beamtin der örtlichen Polizei den Harpooner getötet hatte. Selbst Friday hätte nicht gewusst, wie er den Harpooner hätte finden können - oder wie dieser aussah. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, wie eine Polizistin an ihn herangekommen war. Vielleicht war es ein Zufall gewesen. Oder sie hatten sich geirrt. Vielleicht war jemand anderes für den Harpooner gehalten worden. Auf jeden Fall vermuteten die Behörden, dass der Harpooner der Drahtzieher hinter dem Bombenanschlag auf die iranische Ölbohrinsel gewesen war. Auf eine Bitte der Vereinigten Staaten hin wurde die Mobilmachung der aserbaidscha-

nischen Truppen für die Dauer der Ermittlungen ausgesetzt.

Aber die größte Überraschung war der Anruf von Jack Fenwicks Sekretärin Dori gewesen. Ihr Chef, Don Roedner, Red Gable und der Vizepräsident, teilte sie ihm mit, würden am späten Vormittag zurücktreten. Dori hatte nichts von Fenwicks Operation gewusst und war völlig schockiert von dieser Ankündigung. Auch Friday war entsetzt. Er konnte sich nicht vorstellen, wie alles herausgekommen war. Geschweige denn, wie sich sein langjähriger Mentor in diesem Augenblick fühlte. Am liebsten hätte er ihn angerufen und etwas Aufmunterndes gesagt.

Aber Friday hatte Fenwick nicht über dessen Handy erreicht. Jemand anderes hatte den Anruf entgegengenommen, und deshalb hatte er schnell wieder aufgelegt. Er wusste nicht, ob gegen den Leiter der NSA ermittelt wurde und ob man bei den Ermittlungen auf eine Spur zu ihm stoßen würde. Aber Fenwick war nicht sein direkter Vorgesetzter. Das war T. Perry Gord, der stellvertretende Leiter der Abteilung für Südasien. Es gab keinen Grund, ihn, Friday, zu verdächtigen. Gord hatte von Fenwicks anderen Aktivitäten nichts gewusst.

Doch nachdem er eine Weile darüber nachgedacht hatte, ob er in Baku bleiben sollte oder nicht, beschloss Friday, dass es am besten war, wenn er sofort abreiste. Er würde sich in ein Land versetzen lassen, das nicht so sehr im Mittelpunkt des Weltgeschehens stand. Ein Land, das für die internationale Presse in den nächsten Wochen uninteressant war.

Zum Glück schien sich gerade eine Krise an der Grenze von Indien und Pakistan zu entwickeln, die in Gord's Aufgabengebiet fiel. Friday sorgte dafür, dass er in die Botschaft in Islamabad versetzt wurde, um dort vor Ort Informationen zu sammeln. Es gab einen Flug der Pakistan International Airlines, der am nächsten Morgen von Moskau aus startete. Heute Abend würde er in der Maschine von Baku nach Russland sitzen.

Aber es wäre nicht schlecht gewesen, wenn alles so ge-

laufen wäre, wie Fenwick es geplant hatte, dachte er. Mit Cotten im Weißen Haus hätte Fenwick so viel Macht und Einfluss wie kein anderer vor ihm gehabt. Und jeder, der an der Übernahme beteiligt war, wäre belohnt worden. Nicht nur für den Beitrag, den er dazu geleistet hatte, sondern für sein Schweigen.

Doch einer der Gründe, warum Friday für einen Geheimdienst arbeitete, war die Herausforderung. Die Gefahr. Er hatte seine Arbeit gemacht. Und er hatte es genossen, einen arroganten CIA-Agenten zu beseitigen. Genau diese arroganten Typen waren es gewesen, die Friday sein ganzes Leben lang bevormundet hatten. Alle Arroganz der Welt hatte nicht verhindert, dass Thomas Moore in eine hübsche kleine NSA-Falle gelaufen war.

Okay, dachte Friday. Es hatte nicht geklappt. Auf zum nächsten Projekt.

Auch das war etwas, was Ron Friday an seiner Arbeit als Agent gefiel. Sie wurde nie langweilig. Er wusste nie, mit wem - oder gegen wen - er als Nächstes arbeiten würde. Bezüglich Islamabad zum Beispiel ging es nicht nur darum, einen guten Mann zu einem Krisenherd zu schicken. Es ging darum, den *richtigen* Mann dorthin zu schicken, und zwar so schnell wie möglich. Gord hatte gehört, dass jemand vom Op-Center hinzugezogen worden war, der in der Krise an der indisch-pakistanischen Grenze als Berater tätig sein sollte und vermutlich auch vor Ort sein würde. In den letzten Jahren hatte das Op-Center einen großen Teil der Aufgaben übernommen, die früher in die Zuständigkeit von Fenwicks Team gefallen waren. Dies hatte laufend zu Budget- und Personalbeschränkungen innerhalb der NSA geführt. Und dafür gesorgt, dass aus einem hitzigen Konkurrenzkampf eine erbitterte Feindschaft geworden war.

Friday zerlegte das Gewehr, mit dem er Moore getötet hatte, und verpackte es sorgfältig. Er nahm zwei Schachteln Munition mit. Da er mit seinem Diplomatenpass nach Islamabad flog, würde man sein Gepäck nicht kontrollieren.

Es war wichtig, das Op-Center zu blamieren. Aber wie Friday in Baku und anderswo bewiesen hatte, gab es andere Möglichkeiten, einen Konkurrenten zu düpiieren, als besser zu sein.

Mike Rodgers würde das mit Sicherheit bald herausfinden.